Leopold von Ranke's

Sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1868.

Deutsche Geschichte

im

Zeitalter der Reformation

von

Leopold von Ranke.

Vierter Band.

Vierte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1868.

Inhalt.

Siebentes Buch.

Weitere Fortschritte des Protestantismus, unter der Einwirkung der allgemeinen politischen Verhältnisse.

1535—1544.

Seitdem der menschliche Geist in der Gemeinschaft der europäischen Nationen eine sichere Grundlage der Cultur gewonnen hat, unterscheiden wir lange Zeiträume, wo er, durchdrungen von den einmal ergriffenen Principien und damit beschäftigt, dieselben in Staat und Kirche, Literatur und Kunst zur Erscheinung zu bringen, sich in ruhiger Stätigkeit fortentwickelt. Das Widersprechende stößt er alsdann von sich: wenn er Abweichungen duldet, so müssen sie sich doch in einer höheren Einheit ausgleichen. Sollte aber von diesen Epochen irgend eine, wie umfassend auch ihre Bestrebungen sein mögen, die Triebe des Geistes alle zur Entfaltung bringen können? Wir dürfen vielleicht sagen: eben darum folgen die Zeiten auf einander, damit in allen geschehe, was in keiner einzelnen möglich ist, damit die ganze Fülle des dem menschlichen Geschlechte von der Gottheit eingehauchten geistigen Lebens in der Reihe der Jahrhunderte zu Tage komme. Nachdem die Geschichte den stätigen Fortgang der Entwickelung eine Weile begleitet hat, findet sie sich plötzlich in der Mitte einer allgemeinen Bewegung. Die Geister fühlen gleichsam die Grenze, an welche sie auf dem bisher eingehaltenen Wege gelangt sind, und streben sie zu überwinden. Nicht länger befriedigt von dem Erworbenen oder Erreichten, reißen sie sich vielmehr davon los; alle Kräfte, bewußt oder unbewußt, arbeiten, einen neuen Standpunkt zu gewinnen.

Eine solche Zeit der Umwandlung, des Ueberganges von einer Stufe zur andern, und zwar eine der merkwürdigsten, entscheidendsten, die je in dem Leben der europäischen Nationen vorgekommen, macht den Gegenstand dieses Buches aus.

Daß die hierarchische Gewalt, die bisher den Mittelpunkt derselben gebildet, die Normen des Glaubens gegeben, auf alle weltlichen Einrichtungen und Zustände beherrschenden Einfluß ausgeübt hatte, von einem Theile ihrer Gläubigen und zwar in der deutschen

Nation, die ihr immer besonders ergeben gewesen, verworfen und verlassen ward, mußte, wenn es dabei blieb, eine unermeßliche Veränderung im Reiche der Ideen, sowie in den politischen und bürgerlichen Verhältnissen eine neue Welt hervorbringen.

Wir haben gesehen, wie sich dies Ereigniß vorbereitete und unvermeidlich wurde: wir haben auch nicht verhehlt, welche Gefahr damit eintrat, wie nothwendig es war, daß die Führer der Bewegung mitten in dem Sturme, den sie hervorgerufen, doch nicht weiter gingen, als ihr Vorhaben unbedingt erheischte.

Denn darauf wird es in dem Wechsel der Zeiten immer ankommen, daß die einmal gewonnene Grundlage der Cultur unverletzt bleibe, daß die wesentlichen Resultate, zu denen es die vergangenen Geschlechter gebracht, von einem Jahrhundert dem andern überliefert werden.

Die Reformatoren hielten sich selbst in der Religion, in Bezug auf den Ritus sowohl als auf die Lehre, bei aller Abweichung von den Satzungen der Hierarchie, dem Herkömmlichen doch so nahe, als es mit den Urkunden des Glaubens, auf die sie zurückgingen, nur immer vereinbar schien; — auf dem Boden der Bildung und Gelehrsamkeit der lateinischen Christenheit überhaupt finden wir sie nicht allein in theilnehmender, sondern in eigener schöpferischer Thätigkeit.

Um sie her erhoben sich, — längst in der Tiefe wirksam und nun durch die gewaltige Erschütterung plötzlich entbunden, — destructive Tendenzen in einer für das Jahrhundert besonders verführerischen Vermischung religiöser und politischer Formen, und bedrohten die gebildete Welt mit allgemeiner Auflösung und Umkehrung. Die Reformatoren hatten Besonnenheit und Selbstbewußtsein genug, um sich denselben vom ersten Augenblick an zu widersetzen. Immer sehen wir Luther seine Waffen nach beiden Seiten hin richten, gegen das Papstthum, das die sich losreißende Welt wieder zu erobern sucht, und gegen die vielnamigen Secten, welche sich neben ihm erheben, Kirche und Staat zugleich antasten. Auf dem Gebiete des Geistes, im Reiche der allgemeinen Ueberzeugung haben die Protestanten zur Ueberwältigung derselben wohl das Meiste beigetragen.

Nicht als hätten sie in dem einen oder in dem andern Falle klüglich erwogen, was sich erreichen lassen werde und was nicht: — es ist vielmehr ihr eigenstes Wesen, was sie zu diesem Verhalten führt. Von der Richtigkeit der dem ursprünglichen Lehrbegriffe der lateinischen Kirche zu Grunde liegenden Auffassung der heiligen Schrift sind sie vollkommen überzeugt, nur die Willkürlichkeiten hierarchischer

Entscheidungen und Gebote, die derselben widersprechen, wollen sie wegschaffen. Und wie hätte Luther die Vermischung geistlicher und weltlicher Elemente, die ihm am Papstthum fast am meisten verhaßt war, auf der entgegengesetzten Seite wieder um sich greifen lassen sollen? Er hätte damit sich selbst aufgegeben. Eben darin zeigt sich der ächte, zur thätigen Theilnahme an der Fortbildung der Welt berufene Geist, daß seine innere Natur und die verborgene Nothwendigkeit der Dinge zusammentreffen. Der große Reformator war, wenn wir uns hier eines Ausdrucks unserer Tage bedienen dürfen, zugleich einer der größten Conservativen, welche je gelebt haben.

In verwandtem Sinne begriffen nun auch die Protestanten ihr Verhältniß zum Reiche.

Wir wollen den Widerstand, den sie fanden, nicht auch, wie so oft geschieht, lediglich von Willkür oder Neigung zur Gewaltsamkeit herleiten. Zu tief waren die hierarchischen Einwirkungen in das öffentliche Recht eingedrungen; zu enge waren schon seit den Zeiten Winfrieds die Bischöfe des Reiches und seit mehreren Jahrhunderten auch die Kaiser dem römischen Stuhle verpflichtet, als daß sie einem Abfall von demselben ruhig hätten zusehen sollen. Wenn die Reformation ihrerseits zur Vermehrung der Territorialmacht nicht wenig beitrug, so gab es doch auch auf der andern Seite Fürsten, die in ihrer Verbindung mit Rom die Mittel zu einem ähnlichen Wachsthum suchten und fanden. Die Idee der ungetrennten Einheit der Christenheit, welche die Gemüther Jahrhunderte lang beherrscht, konnte unmöglich mit einem Mal so unwirksam geworden sein, um gar keinen Anklang weiter zu finden.

Sollte nun aber, wie doch auch nothwendig war, dieser Widerstand überwunden werden, so würde man die evangelischen Stände verkennen, wenn man ihnen die Absicht beimäße, das Kaiserthum umzustürzen, das Reich zu zersprengen, — ein Gedanke, der ihnen gar nicht in den Sinn kommen konnte. In dem Reiche sahen sie vielmehr eine göttliche Institution, nach dem Propheten Daniel, in ihrer Verbindung mit demselben die Grundbedingung ihres Bestehens und ihrer Macht, ihre vornehmste Ehre. Auch wollte nicht etwa Einer oder der Andere von ihnen die oberste Würde selbst in Besitz nehmen: dazu fühlte Keiner die Kraft in sich, regte sich in Keinem vielleicht auch nur ein vorübergehendes Begehren. Ihr Streben ging allein dahin, der Reichsgewalt und namentlich dem Kaiser, welchen sie, nur mit dem Vorbehalt des unmittelbaren göttlichen Gebots, als ihre Obrigkeit anerkannten, hinwieder die Anerkennung ihrer auf den

Grund der Schrift unternommenen Veränderungen abzugewinnen. Hatten sie doch auch Beschlüsse der früheren Reichstage und dadurch ein positives Recht für sich. Sie wünschen nichts, als in den Frieden des Reiches, aus welchem man sie in den letzten Jahren gestoßen, wieder aufgenommen zu werden: wie sich versteht, mit Beibehaltung der Reformen, die sie mit gutem Grunde getroffen haben. Hiezu bedarf es einer Modification der Reichsgerichte und der alten oder neuen Gesetze, auf welche dieselben angewiesen sind, einer Milderung des Verhältnisses der Reichsgewalt zu dem römischen Stuhle: eben das ist alles, was sie verlangen.

Wie sie sich den destructiven Tendenzen überhaupt widersetzen; wie sie in kirchlicher und dogmatischer Hinsicht nur das ihnen mit der Schrift im Widerspruch Erscheinende entfernen: so wollen sie auch in den Angelegenheiten des Reiches keinen Schritt weiter gehen, als es zur Behauptung eben dieser Umwandlung unmittelbar erforderlich ist.

Ein Ehrgeiz, der es unternimmt, die Welt im Großen umzugestalten, sich von Erfolg zu Erfolg stürzt, und bei jedem der Zukunft neue Aussichten eröffnet, wird den Blick und die Theilnahme des Zuschauers stärker fesseln; nur selten aber, vielleicht nur ein oder zwei Mal, hat ein solcher Ehrgeiz große und nachhaltige Wirkungen hinterlassen: öfter ist er vergangen, wie ein Meteor; oder die Beschränkung, die er in sich selber nicht finden konnte, ist ihm von überlegenen Weltkräften gesetzt worden. Hier dagegen lag die Beschränkung in dem ursprünglichen Begriff und Willen. Es war immer von unabsehlicher Bedeutung und Folge, wenn der Kreis der Hierarchien, welche die Welt umfaßten, an irgend einer Stelle durchbrochen ward; damit dies aber geschehen konnte, mußten die Gefahren eines allgemeinen Umsturzes, welche dem Widerstand doppelte Energie gegeben hätten, vermieden werden. Ja erst dann war die neue Kirchenform, der ausschließlich auf das Evangelium gegründete Glaube befestigt, wenn sie in der großen Genossenschaft des Reiches Anerkennung und Schutz fanden. Nur mit Ruhe, Selbstbeherrschung und Mäßigung ließ sich dies erreichen. Ich denke, ein Fortgang auf diesen Grundlagen ist auch ein der Aufmerksamkeit würdiges Schauspiel.

Eins der Hauptmomente hiebei lag nun aber, da die Protestanten der offenen Gewalt zu schwach gewesen wären, in dem eigenen Zustand und Verhältniß ihrer Gegner.

Zu dem bereits beschlossenen Angriff hatten sich diese doch niemals wirklich vereinigen können.

Dann waren die anderweiten Feindseligkeiten, die der am meisten zu fürchtende Widersacher, der Kaiser, von morgenländischen und abendländischen Feinden erfuhr, den Protestanten trefflich zu Statten gekommen. Ein Anfall der Osmanen hatte ihnen im Jahre 1532 den ersten Frieden verschafft, der, so unzureichend und bedingt er sein mochte, doch als ein großer Schritt angesehen werden mußte. Wir wissen, welchen Werth die Restauration von Würtemberg und der Friede von Cadan für sie hatten: ohne den Rückenhalt von Frankreich wäre daran nicht zu denken gewesen. Noch war der Kaiser dieser Feindseligkeiten mit nichten entledigt.

Ueberdies aber: auch in der Region der allgemeinen Beziehungen und Gegensätze der großen Mächte treten dann und wann neue geistige Entwickelungen ein, und zwar eben die, welche die Welt am gewaltigsten beherrschen. In den Zeiten, worin wir stehen, lassen sich, wenn ich nicht irre, Momente dieser Art wahrnehmen, die mit den Bestrebungen des Protestantismus eine lebendige Analogie haben und ihn mittelbar nicht wenig unterstützen.

Wie früher haben wir vor allem andern unsern Blick auf die allgemeinen Verhältnisse der großen Mächte zu richten, wodurch wir denn zunächst in entlegene Weltgegenden geführt werden.

Erstes Capitel.

Allgemeine politische Verhältnisse.

1534—1536.

Unternehmung Carls V auf Tunis.

Im Sommer 1534 war Carl V entschlossen, die deutschen Fürsten, die seinem Hause Würtemberg entrissen, und den König von Frankreich, der dieselben hiebei unterstützt hatte, dafür zu züchtigen. Seine Gesandten suchten die Sache in Deutschland vorzubereiten; in seinem Staatsrath ward in Ueberlegung gezogen, ob es nicht rathsam sei, Marseille zu überraschen, um den König von Frankreich bei sich selbst zu beschäftigen.

In diesem Augenblick aber trat ein Ereigniß ein, das seiner Thätigkeit und vielleicht seinen Ideen fürs Erste eine andere Richtung gab.

Einem glücklichen Corsaren, Chaireddin, genannt Barbarossa, der im Dienste der alten einheimischen Dynastien des westlichen Afrika emporgekommen, war es schon früher gelungen, sich in Algier festzusetzen; mit Freibeutern, die ihr Glück zu machen suchten, wie er es gemacht, südeuropäischen Renegaten, und hauptsächlich spanischen Morisken, die er selbst herübergeholt — siebenmal, sagen die osmanischen Geschichtschreiber, ging und kam die Carawane —, hatte er einen barbarischen Staat gegründet, welcher der Schrecken des westlichen Meeres wurde[1]). In fortgesetztem Kampfe wie mit den

1) In Sandoval I, 87 findet sich ein Aufsatz Origen de Barbarrojas, genommen aus einer „Relacion de un Genoves que tratò mucho con Barbarroja", der über die Unternehmungen des Urutsch, welcher der eigentliche

einheimischen Fürsten so mit den christlichen Mächten, eines Rückenhalts bedürftig, hielt er es für gut, sich an Suleiman anzuschließen, „dessen Glorie so herrlich wie die des Dschemschid". Suleiman, der sich als den Verfechter des ächten Islam betrachtete, z. B. den persischen Krieg, den er damals (im Jahre 1533) unternommen, als einen Religionskrieg gegen die Shii ansah, und als er Bagdad eroberte, es eine seiner ersten Sorgen sein ließ, das Andenken des großen sunnitischen Lehrers Ebu Hanifeh zu erneuern, dessen angebliches Grab zu einem allgemeinen Wallfahrtsort zu erheben, — war sehr empfänglich dafür, daß Chaireddin im fernen Westen für ihn, den Kalifen von Rom, denn diesen Titel gab er sich, das Kanzelgebet abhalten ließ. Er ernannte denselben dagegen zum Beglerbeg des Meeres. Im Juli 1534 erschien Chaireddin, von Constantinopel kommend, an den italienischen Küsten. Wie erschrak Neapel, als sich plötzlich der Stadt gegenüber die hundert Segel der Corsaren entfalteten. Es lag aber diesmal nicht in seiner Absicht, zu einem ernstlichen Angriff zu schreiten. Er begnügte sich, Schiffswerften an der Küste zu zerstören, Castelle von geringer Bedeutung zu nehmen und wieder zu verlassen, ein paar Meilen weit in das Land zu streifen und Gefangene wegzuführen; dann kehrte er plötzlich um. Nachdem er noch die Küsten von Sardinien geplündert, warf er sich auf Tunis, wo die Benihafs regierten und der osmanischen Uebermacht noch Widerstand leisteten. Er nahm den Schein an, als ob er an des regierenden Muley Hassan Stelle, der sich durch Grausamkeit die Gemüther seiner Unterthanen entfremdet, dessen Bruder Reschid setzen wolle: und um so leichter eroberte er die Stadt; hierauf aber trug er kein Bedenken, für sich selbst Besitz zu ergreifen: gegen den Angriff des zurückkehrenden Hassan wußte er sich mit seinem Geschütz zu behaupten[1]).

Auch dies Unternehmen war nun wohl nicht ganz ohne Beziehung zu der Entzweiung zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich. Fortwährend stand Suleiman in gutem Verhältniß mit Franz I. Als ihm Carl in jenem Jahre einmal den Antrag machen ließ, in Constantinopel im Namen der gesammten Christenheit mit

Barbarossa ist, das meiste Licht verbreitet. Ludovici in seiner Relation sagt von Chaireddin: Non è quel Barbarossa che già qualche tempo era tanto nominato, ma è nipote suo (müßte heißen fratello) e li è nel nome successo.

1) Haji Khalifeh maritime wars, p. 51, bezeichnet die Araber Hassans als „unable to maintain their ground against cannon and musketry."

ihm zu unterhandeln, lächelte Suleiman: er wußte wohl, wie wenig die christlichen Fürsten mit Carl Eines Sinnes seien[1]). Franz I hatte dem Papst Clemens einst geradezu gesagt, daß er einen Anfall der Osmanen eher hervorzurufen, als demselben zu widerstehen gedenke. Nicht als ob zwischen Suleiman und Franz I der Angriff auf Tunis verabredet gewesen wäre; aber sie waren einverstanden, dem Kaiser so viel wie möglich zu schaffen zu machen. Wie hätte das aber besser geschehen können, als durch diese Eroberung. An dem Golf, von welchem einst die Seeherrschaft der Karthager ausgegangen, nahm Chaireddin eine noch furchtbarere Stellung ein, als jemals früher. In den kaiserlichen Gebieten von Messina bis Gibraltar glaubte man in der Nähe des Meeres nicht mehr ruhig schlafen zu können. Die Spanier fanden es überdies unerträglich, daß in einem Lande, das sie zwanzig Jahre früher schon selbst großen Theils eingenommen, wo sie ein neues Spanien zu gründen gedacht, ein so gefährlicher Feind sich festsetzen sollte[2]). Und so mußte Carl V von jenen feindseligen Entwürfen gegen das innere Europa für den Augenblick absehen, und alle seine Kräfte gegen Afrika richten: er that dies nicht allein ohne Widerstreben, sondern mit Freude und Begeisterung; er urtheilte, den räuberischen, mächtigen Ungläubigen zu bekämpfen sei eine des kaiserlichen Namens besonders würdige Unternehmung, zu der er mit ganz gesichertem Gewissen schreiten könne: im Frühjahr 1535 sehen wir ihn in voller Thätigkeit, dieselbe auszuführen.

In den Jahrhunderten des Mittelalters war den Spaniern bei ihren Kämpfen mit den Mauren nicht selten die Macht des übrigen Europa zu Hülfe gekommen. Was damals der freiwillige Eifer für die allgemeine Sache der Christenheit, das bewirkte jetzt das Ansehen des Kaisers, der so viele Länder beherrschte. Nicht allein Italiener erschienen, theils in seinem Solde, theils auch von einigen Großen, z. B. dem Fürsten von Salerno, zusammengebracht, — sondern auch 8000 Deutsche, in der Gegend von Augsburg geworben, unter Maximilian von Eberstein, und in Genua eingeschifft: wie man denn schon früher einmal die geschlossene Schlachtordnung der Landsknechte im Kampfe mit den leichten Arabern sehr vortheilhaft gefunden hatte.

1) Enumeratio eorum quae per Cornelium Duplicium Scepperum acta et tractata, audita et visa sunt. Sammlung von Gevay 1534, p. 29.

2) M. A. Contarini versichert, der Kaiser habe den Zug unternommen „sforzato delle molte e quasi continue querele del suo regno."

Die Spanier selbst erschienen noch ganz als die alten: sie meinten bei diesem Zug ihre Seligkeit zu verdienen, wie weltlich sie sich auch sonst aufführen mochten. Es war sehr in ihrem Sinn, wenn der Kaiser vor der Abfahrt von Barcelona noch Unserer Frau von Monserrat einen Besuch machte, und an einer feierlichen Procession, er wie die Andern mit unbedecktem Haupte, Theil nahm. Die Fahne, die auf dem Admiralschiff wehte, stellte das Bild des Gekreuzigten dar, neben ihm Johannes und Maria. Wer soll unser Anführer sein? fragten die Großen den Kaiser: — „Der da", antwortete er, indem er ein Crucifix hervorzog, „und ich bin sein Fähndrich." Er sah in dem Crucifix eine Personification auch der Waffengewalt der lateinischen Christenheit, deren Sache wider den Islam er noch einmal zu führen im Begriff war[1]). Dem Großadmiral Andrea Doria hatte der Papst einen geweihten Degen gesendet.

Die von beiden Seiten, von Italien und von Spanien her ansegelnden Flotten vereinigten sich an der sardinischen Küste, bei Cagliari; von hier nahmen sie am 14. Juni 1535 ihren Lauf nach Tunis; die Landung am Golf geschah ohne alle Schwierigkeit.

Es scheint, als habe Chaireddin den Nachrichten, die er von der Rüstung des Kaisers allerdings empfing, doch niemals geglaubt. Wenigstens war er nicht vorbereitet, der Einschließung seines Schlosses und Arsenales, Goletta, die sehr langsam und methodisch vollzogen ward[1]), ein ernstliches Hinderniß entgegenzusetzen. Nachdem man nur erst dahin gekommen war, es zugleich von den Schiffen und aus dem Lager zu beschießen, ward es unverzüglich und ohne viele Mühe erstürmt. Die Spanier behaupteten, von den Kanonen, die sie da fanden, seien einige mit den französischen Lilien bezeichnet gewesen.

Um vieles schwieriger war es nun aber, Tunis selbst anzugreifen.

Muley Hassan war in dem Lager des Kaisers erschienen und hatte demselben Hoffnung gemacht, daß ein großer Theil der Ein-

1) Hist. di Guazzo p. 151, eine sehr devote Beschreibung, wo aber doch der Strahlen Apollos gedacht wird, die den Tag heraufführen.

2) Etropius Diarium expeditionis Tunetanae bei Schardius II. p. 326 schildert sie folgendergestalt: Milites aggeres exstruere, valla figere, fossam circumducere, castella aggeribus imponere . . quinque dies operi faciundo impensi sunt: nono Kal. Jul. . . castella imponi coepta sunt pro custodia et tuitione castrorum . . p. 329: Non fuit nostris integrum semel locum castris metandis deligere, sed necesse fuit subinde mutare et paulatim proximius admovere, quod non sine magno labore fieri potuit.

geborenen sich für ihn, den Verjagten, erheben werde. In der Stadt Tunis unterschied man vier Parteien, und nicht die geringste war die, welche sich zu den Benihafs neigte, aber die Gegenwart des mächtigen Corsaren hielt alles in Zaum. Die arabischen Stämme wurden überredet, daß der Kaiser das Land sich selber unterwerfen und den Islam vertilgen wolle. Selbst wider ihren Willen folgten die Tunisier, über 9000 Pferde stark, ihrem Gewaltherrn in das Feld.

Am 20. Juli, noch vor Tag, war der Kaiser aufgebrochen, um auch ohne die Hülfe der Eingeborenen einen Versuch auf Tunis zu machen. Er hatte sich vorgenommen, die Nacht ein paar Miglien vor der Stadt zuzubringen, bei den Ruinen einer antiken Wasserleitung, wo man Baumpflanzungen und Brunnen fand.

Er erschrak jedoch, als er nach Mittag mit seinem durch Hitze und Durst schon ganz erschöpften Heere in der Nähe dieses Platzes anlangte, und denselben von weit zahlreicheren Schaaren der Feinde eingenommen fand.

„Was thun wir nun, mein Vater", sagte er zu Alarcone. „Herr", antwortete dieser, „wir greifen sie an, und wir werden sie schlagen, so gewiß als Ihr der Kaiser seid."

Die kaiserlichen Truppen mochten 26000 Mann betragen; sehr mühselig, mit den Armen, hatten die Deutschen ein paar Stücke Geschütz herangeschleppt. Auch Chaireddin hatte Feldgeschütz und Hakenbüchsen; sein Heer wird auf 50000 Mann angegeben[1]). Es läßt sich aber leicht einsehen, daß die nach langem Schwanken für ihn gewonnenen Araber und Tunisier, sowie die mit Zwangsgewalt herbeigeführten Mauren von keinem großen Eifer für seine Sache beseelt sein konnten. Nachdem man sich mit den Geschützen begrüßt hatte, wobei die Kaiserlichen sogleich im Vortheil waren, und ein Anlauf der afrikanischen Reiter von dem starken spanisch-deutschen Vordertreffen des Kaisers, das indeß unaufhörlich vorrückte, zurückgewiesen worden[2]), flohen zuerst die Tunisier, dann die übrigen

1) In dem officiellen Schreiben des Kaisers heißt es freilich 100000 M., ja nach den Angaben der Gefangenen 150000 M. Der Marchese Vasto giebt jedoch in einem Briefe an Jovius Lettere di principi III, f. 32, Tunisi 25. Luglio nur 50000 M. an: usciti in campagna con cinquanta mila di loro e presentatane la battaglia furono ributtati per l'ordine reservato ne' nostri squadroni.

2) „Haben die Spanischen und die Teutschen Knecht den Vorzug gehabt." Aus einem deutschen Brief in der Flugschrift: Keyserlicher Maj. Eroberung des Königreychs Tunisi. Nürnberg 13. Aug. 1545.

Hülfsvölker, so daß auch endlich die Türken und Renegaten, die Chaireddins vornehmste Stärke ausmachten, deren aber nur bei 8000 Mann waren, obwohl zögernd, weichen und selbst einen Theil ihres Geschützes zurücklassen mußten. Wie hätte es auch anders gehen sollen? Die Eingeborenen hatten sich dem Corsaren beigesellt, weil er der Stärkere war; bei dem ersten Zusammentreffen sahen sie aber die eigene und wesentliche Macht desselben von der kaiserlichen bei weitem übertroffen; sie waren nicht gemeint, ihr Leben für ihn zu wagen. Ohne viel Mühe war zu gleicher Zeit ein Angriff der Algeriner auf die Nachhut vom Herzog von Alba zurückgewiesen worden. Die Deutschen reinigten die benachbarten Oelbaumpflanzungen von den herumschweifenden Berbern.

Wohl nahm nun der Kaiser die Brunnen ein; jedoch sah er sich noch nicht am Ziele.

Das Wasser, das man fand, reichte für das Bedürfniß des Heeres nicht zu: und es war doch sehr zweifelhaft, ob man des andern Tages, so unerquickt und ohne Belagerungswerkzeuge die nicht unbefestigte Stadt erobern oder noch in schlimmern Zustand gerathen würde; das Lager erscholl von Verwünschungen gegen den Muley. Hatte nicht einst das christliche Heer, das mit Ludwig dem Heiligen herübergekommen, nachdem es einen ähnlichen Sieg erfochten, doch die Belagerung der Stadt zu unternehmen Bedenken getragen? Der Kaiser gesteht, es sei ein Augenblick gewesen, in welchem er gewünscht hätte, die Sache gar nicht angefangen zu haben. Gott aber, setzte er freudig hinzu, half allem Uebel ab.

Das Ereigniß war, daß die in der Alcaçava von Tunis eingesperrten Christensklaven, bei der Unordnung, welche der Verlust der Schlacht veranlaßte, und vielleicht von einem reuevollen Renegaten unterstützt, Gelegenheit fanden, sich zu befreien, das Schloß einnahmen und dadurch Chaireddin nöthigten, mit seinen Getreuen Tunis zu verlassen[1]).

Dadurch ward zugleich dem Kaiser der Weg gebahnt.

Großherr, sagte ihm der Muley, als sich das Heer den nächsten Morgen in Bewegung gesetzt hatte, — Ihr betretet jetzt einen Boden, den noch nie ein christlicher Fürst berührt hat. Ich denke noch weiter

1) Ueber dies Ereigniß finden sich sehr abweichende Erzählungen bei Jovius, Sandoval, Antonio Doria, Sansovino, bei Etropius und in der ausführlichen französischen Relation, die demselben zu Grunde liegt; ja sogar in den Berichten des Kaisers selbst ist eine Verschiedenheit zu bemerken.

zu kommen, sagte der Kaiser, in welchem der glückliche Erfolg das volle Zutrauen zu einer großen Bestimmung wieder erweckte.

Ohne Widerstand zog er in Tunis ein: dessenungeachtet überließ er die Stadt seinem Kriegsvolk, wie dieses forderte, zur Plünderung. Tausende kamen um; eine noch größere Anzahl ward zu Sklaven gemacht; selbst die Büchersammlung des Muley ward verwüstet. Noch waltete in diesen Christen der bittere, gewaltsame, halbbarbarische Geist der Kreuzzüge vor. Als alles vollbracht, d. i. alles zerstört war, hielt man dem Apostel St. Jacob zu Ehren, mit dessen Namen die Spanier von jeher ihre antimuhamedanischen Kriegsthaten zu heiligen pflegten, am Tage desselben ein feierliches Hochamt in dem Franciscanerkloster.

Wie bei der Eroberung der spanischen Städte fand man auch hier, da nicht alles Frühere von dem Fanatismus der Almohaden vernichtet worden, noch einige Ueberbleibsel der altchristlichen Bevölkerung; der Kaiser war jedoch so weit entfernt, den Versuch einer Colonisation daran knüpfen zu wollen, daß er sie vielmehr nach Neapel überführte.

Das Innere des Landes überließ er dem einheimischen Fürsten, der es beruhigen sollte; sich selbst behielt er Goletta und die Küste vor. Muley Hassan trat ihm sein Recht an die von Chaireddin noch besetzten Plätze ab; er war entschlossen, es geltend zu machen.

Auf die Stadt Afrika (das alte Aphrodisium), die damals von den Corsaren besonders stark befestigt war, hätte er sogleich einen Angriff unternommen, wäre er nicht durch widrige Winde abgehalten worden.

Indem er sich zuvörderst nach Sicilien begab, verlor er doch diese Küste keinen Augenblick aus den Augen; ja noch viel größere Hoffnungen erwachten in ihm, und in der christlichen Welt überhaupt.

Durch Nachrichten von einem Unfall, welchen die Osmanen in Persien erlitten, besonders dazu bewogen, schickte Papst Paul III den General der Franciscaner an den Kaiser, um ihn zu einem umfassenden Unternehmen gegen die Osmanen anzutreiben. In den Briefen des Kaisers selbst ist zwar zunächst nur von einem Angriff auf Algier die Rede, von einer Fortsetzung des begonnenen afrikanischen Krieges[1]): aber ein Mitglied seines Hofes versichert mit

1) Al Marques de Cañete, cerca de la Goleta de Tunez bei Sandoval II, p. 290: passaremos a Napoles hazer lo mismo en lo de alli, y guiar y endereçar en lo que convenga en los negocios de la fè y otros publicos de la Christiandad.

Bestimmtheit, auch von einem Zuge auf Constantinopel für den nächsten Sommer habe man ihn sprechen hören[1]). In der Christenheit erneuerten sich hier und da die alten Weissagungen von einem Kaiser, der die ganze Welt überwinden, die Anbetung des Kreuzes bei Todesstrafe gebieten, dann aber in Jerusalem von einem Engel Gottes die Krone empfangen und daselbst sterben werde. In Carl V glaubte man diesen Kaiser zu sehen.

Allein die Angelegenheiten der christlichen Welt lagen nicht so einfach, daß alle ihre Kräfte in einer einzigen großen Richtung sich bewegen, oder gar einem einzigen Oberhaupt sich hätten unterordnen sollen.

Wie der Absicht gegen Frankreich und Deutschland die Nothwendigkeit, die Osmanen abzuwehren, in den Weg getreten war, so ward jetzt die Tendenz gegen den allgemeinen Feind durch die drohende Haltung von Frankreich zurückgedrängt.

Entzweiung und Krieg mit Frankreich 1536.

Wir wissen, wie König Franz I, ohne sich durch den Vertrag von Cambrai für gebunden zu achten, im Namen seiner Kinder seine alten italienischen Ansprüche erneuert und, durch Verschwägerung mit dem Hause Medici verstärkt, erweitert hatte, wie alle seine politischen Verbindungen dahin zielten, dieselben noch einmal durchzusetzen.

Nur mit großer Mühe war in den letzten Jahren der Friede erhalten worden[2]); der König rechnete es sich hoch an, daß er nicht während des Tunisischen Krieges losgebrochen war.

In diesem Augenblick aber, eben als der Kaiser aus Afrika zurückkam, starb Franz Sforza von Mailand. Es konnte wohl nicht anders sein, als daß der König hierauf seine Ansprüche mit doppeltem Eifer zur Sprache brachte.

Nothwendig mußte dies die ernstlichsten Erwägungen des Kaisers und seiner Räthe hervorrufen.

Nach wie vor waren sie entschlossen, dem König für seine Per-

1) Conde de Nieva: carta cifrada bei Sandoval II, p. 301.

2) Der Admiral sagt der Königin Maria: que si el emperador no hazia alguna cosa despues retornado deste viaje de africa por el rey — — que el rey tenia occasion de quedar desesperado.

son keinen Schritt breit nachzugeben. Sie hätten die Umkehr der so eben gegründeten Verhältnisse, den Verlust ihres Ansehens und einen Einfluß der Franzosen auf Rom befürchten zu müssen geglaubt, der ihnen in jedem Bezug widerwärtig und schädlich gewesen wäre.

Dabei lag ihnen aber auch alles daran, nicht nur den Krieg zu vermeiden, zumal in einem Augenblick, wo sie die Möglichkeit, das westliche Afrika von den Osmanen zu reinigen und in erneute Abhängigkeit von Spanien zu bringen, vor sich sahen: sondern diese Feindseligkeit, die ihnen selbst im Frieden bei jedem Schritt entgegentrat und allen Widersachern Rückhalt gewährte, gründlich zu beseitigen. Sie faßten den Gedanken, den König durch eine solche Concession, die ihnen nicht geradezu schädlich werden könnte, zugleich zu befriedigen und an sich zu fesseln [1]).

Schriften, die nur unter ihnen selbst gewechselt wurden, lassen uns nicht zweifeln, daß sie wirklich geneigt waren, dem dritten Sohne des Königs, Herzog von Angouleme, Mailand zu übertragen. Sie hegten die Meinung, daß sich Mittel finden lassen würden, z. B. wenn man die Wittwe Franz Sforzas, Nichte des Kaisers, mit dem jungen Herzog vermähle, die Politik desselben doch auf immer von der französischen zu trennen. Auch dieser selbst aber hofften sie hierdurch einen andern Charakter zu geben. Da es nur auf den Kaiser ankomme, Mailand für sich zu behalten, so erblickten sie in der Uebertragung dieses Landes an einen französischen Prinzen ein so großes Zugeständniß, daß der König dagegen nicht allein die Einwendungen, die er noch immer gegen die Friedensschlüsse von Cambrai und Madrid erhob, fallen lassen, sondern sich in den großen Angelegenheiten vollkommen an den Kaiser anschließen werde. Deren waren besonders zwei: die kirchliche, und der Krieg gegen die Türken. Gegen die letzteren sollte sich der König mit dem Kaiser zu Angriff und Vertheidigung verbinden. In kirchlicher Beziehung sollte er versprechen, zur Herstellung des Katholicismus, namentlich in Genf und in England, zur Celebration eines Conciliums und zur Ausführung der Beschlüsse desselben kräftig mitzuwirken. Sie schienen nicht zu zweifeln, daß der König darauf eingehen würde. Hatte er doch bei den ersten Eröffnungen erklärt, wenn man sich einige, werde er sich als Freund der Freunde und Feind der Feinde des Kaisers be-

1) Discours fait incontinent après le trespas du duc François-Marie Sforce sur la disposition de l'estat de Millan. Papiers d'état du card. de Granvelle II, 395.

weisen, und ihn in allen Dingen zufriedenstellen[1]). Die Auskunft mit dem Herzog von Angouleme war von der Königin Leonora von Frankreich selbst vorgeschlagen worden[2]).

Und wahrscheinlich hätte sich dies erwarten lassen, wenn nur die Differenz auf der Territorialfrage allein beruht hätte.

Aber sowie der Kaiser durch das Abkommen, das er vorschlug, die überwiegende Autorität, die er in den letzten Kriegen erworben, zu befestigen, die Kräfte von Frankreich zu den allgemeinen Zwecken, die er sich gesetzt, herbeizuziehen dachte, so war auch der Gedanke, von welchem der König ausging, von umfassender politischer Natur. Die große Stellung, hauptsächlich zu Italien, welche er durch das Unglück der Kriege verloren, suchte er wiederzugewinnen. Ein Zugeständniß, das ihn verpflichtet hätte, seine Waffen gegen Osmanen und Protestanten zu richten, konnte ihn nicht befriedigen.

Wir lernen sein Verfahren hiebei recht eigen kennen.

Er hatte immer gesagt, es komme ihm auf die Erbrechte seiner Kinder an. Konnte man leugnen, daß diese durch die Auskunft mit dem Herzog von Angouleme so weit berücksichtigt worden waren, als sich das bei Streitfragen dieser Art überhaupt thun läßt? Allein er war nicht damit zufrieden.

Zuerst trug er darauf an, daß nicht sein dritter Sohn, Angouleme, sondern der zweite, Orleans, mit Mailand belehnt würde. Sein Grund war, daß derselbe sonst kraft alter Hausverträge Bretagne in Anspruch nehmen und dem künftigen König einmal sehr beschwerlich fallen werde. Bemerken wir hier auch das Verfahren des Kaisers. Er antwortete wohl, der Herzog von Orleans dürfte der Krone um so gefährlicher werden, je mächtiger man ihn mache; aber die Wahrheit ist, daß er und seine Minister schon wirklich auf diese dereinst zu erwartende Opposition desselben gegen seinen Bruder und die Krone rechneten. Absichtlich wollte ihn der Kaiser nicht anderweit entschädigen, er wollte dies um so weniger, da Orleans durch seine mediceische Vermählung sich auch eigene Ansprüche auf Italien verschafft hatte. Bei alledem hielt er doch eine definitive abschlägliche Antwort nicht für rathsam; er verschob die weitere Unterhandlung auf seine Anwesenheit in Rom, wo er den Papst zu Rathe ziehen wolle[3]).

1) L'empereur à son ambassadeur en France 22. déc. 1535. Papiers de Granvelle II, 420.

2) Sommaire d'une lettre de la reine ib. 411.

3) Die Summe seines Auftrags an Hannart ist in dem Schreiben vom

Aber indem trat der König mit neuen Forderungen hervor. Wenn Orleans mit Mailand belehnt werde, nahm er für sich selbst den Nießbrauch des Landes in Anspruch, und zwar auf der Stelle, ohne allen Verzug.

Schon ließ Granvella verlauten: er fürchte, daß ein Krieg ausbreche, bitterer und heftiger als jemals. Der Kaiser hielt noch an sich: er sagte nur, er könne nicht glauben, daß der König auf unausführbaren Dingen bestehe.

In diesem Augenblick erhob aber der König bereits eine dritte, noch weiter reichende Forderung.

Schon seit längerer Zeit machte er Ansprüche auf die Allodialverlassenschaft seines mütterlichen Großvaters Philipp von Savoyen. Er behauptete, in den Pacten von dessen erster Ehe, aus der seine Mutter Louise entsprungen, sei diese Verlassenschaft den Nachkommen aus derselben vorbehalten worden; den Kindern zweiter Ehe, namentlich dem regierenden Herzog Carl III, stehe kein Recht daran zu.

Wir brauchen die Rechtsbeständigkeit dieser Behauptungen nicht zu prüfen. Der eigentliche Beweggrund des Königs war ohne Zweifel auch hiebei politischer Natur.

Carl III von Savoyen war dem König verhaßt, weil er, nachdem sein Haus sich früher fast immer zu Frankreich gehalten, auf die Seite des Kaisers, seines Schwagers — er hatte sich mit der Schwester der Kaiserin vermählt — übergetreten war; man wollte wissen, er habe in Spanien einst die Loslassung des Königs widerrathen. Höchst empfindlich fiel diesem, daß der Herzog die Grafschaft Asti, die zwar im Frieden von Cambrai abgetreten worden war, aber nicht ohne geheime Protestation, sich hatte übertragen lassen[1]): er betrachtete dies beinahe als eine persönliche Beleidigung.

Und welch ein ungemeiner Vortheil war es, durch einen glücklichen Angriff auf denselben die Zugänge zu Italien einzunehmen! — So eben zeigte sich die beste Gelegenheit dazu.

23. Juni 1535 enthalten: Si veez qu'il n'eust moien quelconque d'encliner ledit Sr. roy de venir à traicter pour led. Sr. d'Angolesme, en quoy toutesfois, comme il nous semble, à ce que l'on a peu conjecturer des propos dudit ambassadeur, il se condescendra, vous à l'extreme ne romprez la pratique, non pas pour que notre attention soit de besoigner pour le dit duc d'Orleans, mais pour gaigner temps.

1) Die Uebertragung geschah an die Herzogin Beatrix: „propter singularem affectum quo nos resque nostras prosequitur." Urkunde Brüssel 20. Nov. Guichenon Histoire de la royale maison de Savoye III, p. 495.

Wir erinnern uns, daß im Jahre 1530, als sich überhaupt das katholische Princip in der Schweiz wieder ermannte, auch Genf, schon berührt von der vordringenden kirchlichen Neuerung, von dem Herzog von Savoyen, unter Connivenz der meisten katholischen Cantone, bedroht ward, aber noch im rechten Augenblicke Schutz und Rettung fand. Seitdem war nun die Reform auch in Genf eingedrungen; der Bischof, dessen Recht man nicht mehr anerkannte, war verjagt worden, da er sich an den Herzog anschloß; in dem vereinigten Interesse der geistlichen und der weltlichen Herrschaft war der Krieg wieder angegangen und wurde so eben mit großer Erbitterung geführt. Gegen Ende des Jahres 1535 ward Genf eingeschlossen, und war in Gefahr, sich überliefern zu müssen. Es suchte sich der zur Vertheidigung Untauglichen zu entledigen; aber diese wurden von den Belagerern geplündert und in diesem Zustand zurückgeschickt.

Schon dachte Franz I sich dieser Feindseligkeiten auf eine oder die andre Weise zu seinem Vorhaben gegen Savoyen zu bedienen; aber eben dies war ein Motiv mehr für den Rath von Bern, welcher vor vier Jahren das Beste bei Genf gethan, zu den Waffen zu greifen und den einmal begründeten Zustand daselbst zu befestigen.

Ohne mit Frankreich in besonderm Bund zu stehn, gaben die Bekenner ihrer Landschaft zu erkennen, die Ehre Gottes und ihre eigene fordere, Genf nicht untergehen zu lassen: es würde ihnen zu ewigen Zeiten verweislich sein[1]). Im December 1535 schickten sie dem Herzog seinen Bundesbrief zurück. Im Januar 1536 erschien ein aus den Einwohnern der Stadt und den vier Landgerichten zusammengesetztes stattliches Heer im Felde, mit den Verbündeten von Neuenstadt und Neuenburg unter deren eigenen Fahnen. Aus politischen Gründen gesellten sich ihnen Freiburger und Walliser zu, so wenig das auch im Interesse ihrer Religion lag. Einem so gewaltigen Anfall konnte Savoyen nicht widerstehn. Nicht allein wurde Genf auf der Stelle befreit: — die Waat, Gex, Romont, Chablais, wurden kraft eines Artikels in dem früheren Frieden, der eine Be-

1) Ausschreiben am 29. Dec. 1535 bei Stettler II, 78. Am 26. Januar erst benachrichtigten die Berner den König von Frankreich von dem unternommenen Feldzug und baten ihn, ihr guter Gevatter zu bleiben; am 9. Februar ließ dann der König den schweizerischen Feldherren wissen, daß er gleichfalls auf einen Krieg gegen Savoyen denke. Schon am 2. waren aber die Berner in Genf eingetroffen, am 5. mit den Genfern nach Savoyen vorgerückt; am 7. unterwarf sich bereits Villeneuve. Tillier Geschichte von Bern III, 355.

rechtigung hiezu enthielt, in Besitz genommen. In Genf ward die Reform auf immer festgestellt; in der Waat ward sie zuerst begründet.

Man hat damals angenommen, erst durch diesen glücklichen Erfolg der Schweizer sei auch der König bewogen worden, allem Verzug ein Ende zu machen[1]). Während die Unterhandlungen — der Kaiser behauptet, ihm sei ausdrücklich auf diese Zeit Stillstand für Savoyen versprochen gewesen — durch die beiderseitigen Gesandten noch fortgesetzt wurden, brach Franz I im März 1536 daselbst ein. Er gab an, der Herzog habe sein Land dem Kaiser einräumen wollen, und dem habe Frankreich zuvorkommen müssen. In Savoyen hielt sich nur Montmelian einen Augenblick: ohne auf eigentlichen Widerstand zu treffen, gingen die Franzosen über die Berge; der Herzog fand auch seine Hauptstadt Turin nicht fest genug, um sich gegen die Franzosen zu vertheidigen; am 3. April zogen diese daselbst ein.

Indem der Kaiser noch immer an Constantinopel dachte und der Hoffnung lebte, durch Nachgiebigkeit und geschickte Benutzung der Umstände den König von Frankreich zu befriedigen, ja die Macht desselben mit der seinen zur Aufrechthaltung des Katholicismus und zur Bekämpfung der Ungläubigen zu vereinigen[2]), auf dem Wege nach Rom, wo er alles zu Ende zu bringen dachte, erhielt er diese Nachrichten. In denselben Tagen vernahm man, daß auch Suleiman nach Constantinopel zurückgekehrt, Barbarossa bei ihm angekommen war. Es leuchtete ein, daß die Osmanen, wie bisher immer, eher Gelegenheit finden würden, einen erfolgreichen Anfall auf die Christenheit zu machen, als diese auf ihn. Die ganze politische Lage wandelte sich um; alle Gedanken und Entwürfe mußten eine andre Richtung nehmen.

1) Z. B. Mémoire remis à l'empereur. Daß der Kaiser den Herzog nicht geschützt, wird erklärt: pour non avoir peu conjecturer l'invasion tant subite des Bernois, ny d'en penser que ledit roy de France eust voulsu prendre si malheureuse, dampnable et effrontée occasion pour courir sus audit duc. (Pap. de Gr. II, 446.) Der Kaiser leitet in seinem Gegenbericht 1536 Bog. C alles aus dem Neid ab, „den er unser schwagerschaft halber gegen ihn gefaßt, das er sich auch als ein gehorsamer Fürst und Lehnsmann gen mir erzeigt."

2) Nach dem Schreiben Hannarts vom 12. Januar sprach der König damals noch immer von der engen Freundschaft, die zwischen ihm und dem Kaiser bestehen müsse. Noch am 23. Januar sagt Hannart: procura y dessea de venir en mas estrechas alianças de V^{ras} M^{des}. (Archiv von Simancas.)

Welche Gemüthsbewegung dies dem Kaiser verursachte, sieht man recht an der Rede, die er bei seiner Anwesenheit in Rom am zweiten Osterfeiertag, 17. April, in dem Consistorium der Cardinäle hielt.

Er schilderte ausführlich, was er von jeher, hauptsächlich aber seit den Verträgen von Cambrai gethan, um den Frieden zu erhalten: wie vieles er habe hingehn lassen, was dagegen geschehen; jetzt aber habe der König offen gebrochen, Savoyen überfallen und rücke in Italien vor. Nicht zufrieden mit der Aussicht, die einem seiner Söhne auf Mailand eröffnet worden, forderte derselbe den Besitz und Nießbrauch dieses Landes unmittelbar für sich. „Noch immer", fuhr er fort, „biete ich dem König Frieden an. Vereinigt könnten wir der Christenheit großes Gute erweisen, sie in die erwünschte Ruhe setzen. Ich bin noch immer bereit, seinem Sohn von Angouleme unter hinreichender Sicherheit den Staat von Mailand zu übertragen. Auch biete ich dem König noch einmal persönlichen Kampf an. Ich will den Staat von Mailand gegen das Herzogthum Burgund setzen, obgleich auch dies mir gehört. Wer den Andern überwindet, dem soll beides zufallen. Will aber der König weder das Eine noch das Andere, nun denn — so mag der Krieg ausbrechen: wir werden alles an alles setzen; es wird das Verderben des Einen oder des Andern sein: mögen derweile Türken und Ungläubige Herren der Christenheit werden" 1).

Zwar wurde auch hierauf noch unterhandelt; es liefen Briefe aus Frankreich ein, und der Cardinal von Lothringen, der in Italien anlangte, machte Aeußerungen, nach denen es sich anließ, als werde der König auf den Vorschlag wegen seines jüngsten Sohnes am Ende doch eingehn. War das nun aber Irrthum oder Täuschung, in Wahrheit drang der König doch nach wie vor auf die Ausstattung des Herzogs von Orleans, ohne sich um die Sicherheiten zu bekümmern, die sein Gegner verlangte; dessen Herausforderung behandelte er wie einen Scherz. Die Anmuthung, die ihm geschah, Piemont

1) Die Relationen über diese Rede sind sehr unzuverlässig. Die beiden gleichzeitigen Flugschriften: Kaiser Carln Fridbieten und Handlung, aus einem Schreiben aus Rom 18. April, und Kaiserlicher Majestät Protestation wider den König von Frankreich, weichen ganz von einander ab, und sind beide unrichtig. Aus der letztern schöpfte Bellay. In dem Archiv von Simancas zu Paris findet sich Copia de la carta que S. M[d] escriviò a su Embaxador 17. Abril 1536 de Roma, welche authentischen Bericht giebt und hier zu Grunde liegt.

und Savoyen wieder zu räumen, wies er um so mehr von sich, da sich auf der Stelle zeigte, wie sehr er durch diesen plötzlichen Schlag sein Ansehn in der Welt erneuert hatte. Die italienischen Mächte, die Venezianer, der Papst, fingen an zu schwanken, die florentinischen Verjagten regten sich; — England, einige deutsche Fürsten, die nordischen Könige, Alles, was gegen den Kaiser Opposition machte, war für ihn; und so eben schloß er einen Vertrag mit den Osmanen; er nahm wieder eine Stellung ein, wie er sie vor dem Frieden von Cambrai besessen, und unmöglich konnte er diese gegen eine Versorgung seines jüngsten Sohnes aufgeben, der doch nichts als ein kleiner italienischer Fürst unter dem Einfluß des Kaisers geworden wäre.

Die kaiserlichen Räthe waren überzeugt, daß der König nicht allein nichts herausgeben, sondern immer weiter vordringen werde: es wäre denn, daß man ihn mit Gewalt bezwinge. Man müsse ihn entweder zum Frieden nöthigen oder überhaupt unschädlich machen.

Von jeher hatten sie geglaubt, das beste Mittel, den König von Frankreich zu überwältigen, sei ein Einfall in Frankreich. Wie oft war früher eine Verbindung von niederländischen und oberdeutschen, spanischen und italienischen Kräften zu diesem Zwecke versucht worden! Auch jetzt meinten sie, nur auf dieselbe Weise zu Ende kommen zu können. Antonio Leiva soll gesagt haben: ein Raubthier müsse man in seiner Höhle aufsuchen [1]).

Man dürfte dem Kaiser nicht die bestimmte Absicht oder Hoffnung beimessen, Frankreich zu erobern oder etwa einer großen Provinz zu berauben. Seiner Schwester schreibt er Anfangs nur, er rüste sich darum, um auch an der Spitze eines Heeres unterhandeln zu könnnen, wie sein Gegner. Im Juni 1536 hatte er bereits ein stattliches Heer beisammen. Es bestand aus 10000 Spaniern, 20000 Italienern, großentheils Einwohnern des Kirchenstaats, die allen Verboten des Papstes zum Trotz ihm zugeströmt, und 3 großen deutschen Regimentern, unter Maximilian Eberstein, Caspar Frunds-

1) Bei Bellay zwar heißt es, Antonio Leiva habe sich wider die Unternehmung erklärt, „jusques à se vouloir faire mettre à genoux hors de sa chaire", XIX, 296. Dagegen wissen wir von von denen, die im kaiserlichen Lager waren, z. B. dem Bischof von Fossombrone (Lettere di principi III, 45), daß Leiva dort im Lager fast als der Urheber der ganzen Unternehmung betrachtet wurde. Ueberhaupt verkennt Bellay wie den General so auch den Kaiser: er gefällt sich darin, den Kaiser ruhmredig bis zum Aberwitz darzustellen, was sein Fehler sonst eben nicht war.

berg und Franz Hemstein, 37 Fähnlein, ungefähr 20000 M.[1]). Als das Frundsbergische Regiment nach Asti kam, ließ es der Kaiser eine kleine Feldübung machen, vorrücken, zurückziehen, dann ritt er auf den Oberstlieutenant Caspar von Waldsee zu, reichte ihm die Hand und nahm ihn an. Eine so gewaltige Macht verschaffte ihm nun auf der Stelle dort das Uebergewicht — so daß er Fossan eroberte, der Marchese von Saluzzo zu ihm übertrat, — aber sie nöthigte ihn auch gewissermaßen weiter zu gehen. Der venezianische Gesandte versichert, der außerordentliche Aufwand, den das Heer verursacht, habe den Kaiser vermocht, zu einer außerordentlichen Unternehmung zu schreiten. Indem er fortwährend erklärte, er sei zum Frieden bereit, wofern ihm der König die für die gegenwärtige Lage der Dinge nöthig gewordenen Sicherheiten gewährte, griff er im Juli 1536 Frankreich mit zwei großen Heeren zugleich im Norden und im Süden an. Er selbst überschritt am Tage St. Jacob, 25. Juli, was die Spanier für ein gutes Zeichen hielten, die französischen Grenzen, besetzte einige Plätze, vernichtete ein kleines Truppencorps unter Montejan und Boisy, das einzige, das sich ihm entgegensetzte, und schlug gegen Mitte August sein Lager bei Aix auf. In diesen Tagen drang auch das niederländische Heer die große Straße daher, auf welcher man einst nach St. Jago von Campostella gezogen war, unter dem Grafen von Nassau in Frankreich ein und eroberte Guise. Der Kaiser hoffte, der König werde seine Streitkräfte theilen müssen, und auch schon aus dem Ehrgeiz, keinen Feind auf französischem Boden zu dulden, ihm in offenem Felde begegnen: dann zweifelte er nicht, mit seinen kriegsgeübteren Truppen denselben zu schlagen und zu einem Frieden zu nöthigen, in welchem die Sicherheiten lägen, die er immer gefordert. Den päpstlichen Gesandten, die zur Vermittelung an beide Fürsten geschickt waren, erklärte er, er wolle Rechenschaft fordern über das Betragen des Königs gegen ihn, den Kaiser, und gegen seine Freunde; er müsse wissen, wie sie fortan mit einander zu stehn hätten, er und der König von Frankreich. Der Vortheil, in welchen der König durch die Besitznahme von Savoyen und seine allgemeine Politik gekommen, war ihm unerträglich; er wollte das Verhältniß des Uebergewichtes, das ihm die letzten Friedensschlüsse gegeben, erneuern und auf immer befestigen; er fühlte ganz

1) Unsers Hern Kaysers Kriegshandlung in Saffoien im monat Junio 1536. Die zwanzig Fähnlein des Hern Maxen Regiment acht man auf 9000 stark.

richtig, daß er dann erst gegen andere Feinde freie Hand haben würde.

Allein der König wußte durch Erfahrung, was die Entscheidung eines Schlachttages auf sich habe. Er hatte sich in eine stattliche Kriegsverfassung gesetzt; trotz aller Verbote des Kaisers waren ihm deutsche, und trotz der Verbote der eidgenössischen Obrigkeiten schweizerische Fähnlein in großer Anzahl zugezogen; seit undenklicher Zeit zum ersten Male hatte er den Versuch gemacht, das französische Landvolk zu bewaffnen; der Adel und die Hommes d'Armes umgaben ihn mit gewohntem Eifer; aber durch alles das ließ er sich nicht bewegen, dem Kaiser entgegenzugehen. Es war ihm genug, durch zwei feste Lager, bei Avignon und Valence, die Ufer der Rhone und der Durance zu sichern; Montmorency, dem die oberste Führung anvertraut war, entwickelte alle die Besonnenheit und Umsicht, welche den Vertheidigungskrieg erfolgreich machen können[1]). Die Haltung, die der König dergestalt annahm, erfüllte ihn mit Selbstgefühl: er weigerte sich, auf Friedensverhandlungen einzugehen, so lange der Feind in seinem Reiche, gleichsam in seinem Hause sei; ja nur seine Bedingungen zu nennen. Als er dies endlich that, forderte er nichts Geringeres, als die unmittelbare Ueberlieferung von Mailand und Asti; dem Herzog von Savoyen bot er einen Stillstand von sechs Monaten an, in welcher Zeit der Papst ihre Streitigkeit in Güte beilegen solle[2]).

Natürlich verwarf der Kaiser diese Vorschläge. Die beiden gewaltigen Heere lagen einander gegenüber, ohne daß eins oder das andere weiter vorrückte, ohne daß sie handgemein wurden; die beiden Fürsten, jeder an der Spitze des seinen, meinten so am besten zu unterhandeln. Keiner griff den andern an; eben so wenig aber ließ der eine oder andere von der Strenge seiner Forderungen nach.

1) Kriegs Sachen So zwischen Keyserlicher Majestat und dem könige in Franckreich sich zugetragen Im 1536sten Jahre. Durch Herrn Veit Weidenern Feldt Prediger der vier feinlein Knecht So Kay. May. durch Churfürstl. Durchl. zu Sachsen zugeschicket worden seindt, treulich beschrieben. (Handschrift zu Gotha.)

2) La response baillée par le roy de France au légat cardinal Trivulce, Papiers d'état de Granvelle II, p. 485: „que par icelluy traicté ... luy soit promptement et actuellement rendu et restitué en ses mains l'estat et duché de Millan, ensemble toutes et chascunes les villes et places d'icelluy duché, sans aucune retenir ou réserver, et pareillement le conté d'Ast" etc. Dort folgen dann noch einige andere treffliche Actenstücke über die weitere Verhandlung.

Einen Augenblick schien es, als würde der Tod des Dauphin, der damals eintrat und durch welchen der Anspruch auf die Thronfolge an den Herzog von Orleans kam, die Schwierigkeiten heben, da Mailand nun doch dem Herzog von Angouleme zufiel, der keine andern Rechte in Italien besaß und den der Kaiser immer vorgezogen. Auf die Anfrage eines päpstlichen Bevollmächtigten erklärte der vertraute Minister des Kaisers, Covos, wenn der König dabei stehen bleibe, Mailand für den Herzog von Angouleme zu fordern, so werde der Friede gemacht sein[1]): und schon war die Rede von einer Zusammenkunft zunächst der beiderseitigen Minister zwischen Avignon und Aix, an die sich dann ein Gespräch der Fürsten selbst schließen könne[2]); — allein nur zu bald sah man, daß sich der König mit einer Ueberlieferung des Herzogthums, wie der Kaiser sie hoffen ließ, nicht begnügen, besonders auch seine Eroberungen in Piemont nicht wieder herausgeben, daß aber dann, zumal ohne dies letzte Zugeständniß, auch der Kaiser keinen Frieden eingehen würde.

Die Entscheidung im Felde trat diesmal auch ohne Schlachttag ein. In dem kaiserlichen Lager zeigte sich nach und nach ein unerträglicher Mangel. Die Franzosen hatten weit und breit das platte Land wüste gelegt, die Vorräthe vernichtet, die Bauern weggeführt. Deutsche Anführer beklagen sich, daß der Kaiser untauglichen Leuten, namentlich ein paar italienischen Bischöfen, die Sorge für die Zufuhr anvertraut habe. Bald mußten sich die Landsknechte nur noch von getrockneten Feigen, die sie in den verlassenen Wohnungen fanden, oder von dem Obste nähren, das eben reifte: man sah sie die unreifen Trauben zusammendrücken und sich in ihrer Pickelhaube einen Trank daraus bereiten. Kein Wunder, wenn verderbliche Krankheiten unter ihnen ausbrachen. Schärtlin von Burtenbach erzählt, daß die Hälfte seines Haufens zu Grunde gegangen, von seinem Gesinde nicht mehr als ein einziger Knecht übrig geblieben sei[3]). Antonio Leiva, von dem man sagt, er habe allerdings geglaubt, daß er in Frankreich sterben werde, aber nach erfochtenem Siege, um in St. Denys begraben zu werden, erlag seiner alten Krankheit unter dem epidemischen Einfluß des Lagers von Aix.

1) Fr. Guicciardini Assais 6. Sept. 1536. Lett. di princ. III, f. 44 und die Nachschrift.

2) Il Vescovo di Fossombrone 7. Sept. ib. 45.

3) Lebensbeschreibung p. 44: „Ist ein jammerlicher Zug gewest, Hungers halb, sonst kein Feind nie an uns kommen.“ Jovius lib. 35, p. 177. Schreiben Pappenheims, citirt bei Seckendorf III, 127.

Auf den Rath Andrea Doria's unternahm der Kaiser noch eine Bewegung gegen Marseille, wie es scheint in der Hoffnung, daß ein Verständniß, das er vorbereitet hatte[1]), ihm die Ueberraschung dieses Seeplatzes möglich machen werde, was dann ein großer Vortheil für immer gewesen sein würde; allein er fand sich getäuscht. Es blieb ihm nichts übrig, als seinen Rückzug zu nehmen, wie einst Bourbon[2]).

Der Kaiser tröstete sich zwar damit, daß sein Gegner so viele Feinde in seinem Königreiche gehabt, so großen Schaden erlitten habe[3]); allein seine Absicht, denselben zu Bedingungen zu nöthigen, welche den Frieden gesichert hätten, war doch auf jeden Fall gescheitert; die Wahrheit zu sagen: dies Mal war es der König, der als Sieger aus dem Kampfe hervorging[4]). Die drohende Stellung, welche er durch die Besetzung von Piemont eingenommen, ward nun erst recht befestigt.

Auch das niederländische Heer, das eine Zeitlang Peronne belagert, aber sehr vergeblich, war mißvergnügt zurückgegangen. Die Deutschen waren mit der Führung dieses Haufens so unzufrieden, daß sie von Verrätherei redeten und die Summe nannten, durch welche ihr Heerführer von den Franzosen bestochen worden sei. Der König nahm jetzt die aufgegebene Lehnsherrlichkeit über Artois und Flandern wieder in Anspruch und erhob sich, in diese Länder einzubrechen.

Hauptsächlich trat er in ganz unverhehlten Bund mit den Osmanen. Wir finden die französische und die osmanische Flotte schon im Jahre 1536 vereinigt; für das Jahr 1537 verabredete der König mit ihnen einen gemeinschaftlichen Angriff auf den Kaiser.

Eben an dieser Stelle aber nehmen wir die ganze Bedeutung des Gegensatzes zwischen dem Kaiser und dem König wahr.

1) Vita MS. di Guasto: Ingannato da Trajano principe di Meffi, che per dar tempo al tempo gli aveva promesso, purche fusse restituito nello stato, l'impadronirebbe di Marsiglia. Vergl. Authentische Nachricht bei Sepulveda lib. 14, c. 31.

2) L'empereur à Mr. de Nassou 4. Sept. Archiv zu Brüssel. Auszug. Advertist qu'il est déliberé de se retirer vers Italie.

3) Gutachten der Räthe im October — Bien l'a V^re M^té outraigé et lui fait grosse honte et dommaige dans son propre royaume qu'il aura compourté sans revanche. Archiv zu Brüssel.

4) Du glorieux retour de l'empereur de Provence (Cimber et Danjou Arch. curieux III, p. 10) zeigt, wie man in Frankreich triumphirte: Marseille habe mehr zu bedeuten als Goletta, das Lager eines Montmorency bei Avignon mehr als Tunis.

Allerdings hatten sich christliche Mächte von niederem Range, Grenzstaaten der Christenheit, schon immer dann und wann in Bündnisse mit den Ungläubigen eingelassen, auch wohl bedeutendere, einst sogar ein Papst: jedoch nur in Momenten großer Bedrängniß, auf kurze Zeit, unter dem tiefsten Geheimniß. Jetzt aber trat eine der größten Mächte der Christenheit, wenn damals nicht die erste, doch gewiß die zweite, der allerchristlichste König selbst, und zwar nicht in einem Augenblick der Noth, sondern nachdem er sich des Feindes schon erwehrt und zu einem unleugbaren Uebergewicht gelangt war, in Bündniß mit den Osmanen. Eine Zeitlang hatte auch er dieses Verhältniß sorgfältig verheimlicht: es rief nicht allein allgemeinen Tadel hervor, sondern sogar eine Art von Scham; allein jetzt, wie gesagt, machte er kein Hehl weiter daraus.

Bemerken wir wohl, was darin liegt. Die alte Christenheit des Mittelalters beruhte wahrhaftig nicht allein auf dem Dogma, sondern sie bildete eine große militärisch-politische, auf den Grund der Kirche befestigte Einheit. Sich davon loszureißen, wie man es auch beschönigen mochte, thatsächlich, ja systematisch von der zusammenhaltenden Idee der alten Christenheit abzusehen, war in der That ein nicht viel geringerer Gegensatz gegen die Sinnesweise der früheren Zeiten, als der Abfall der Protestanten vom Dogma und den Ceremonien. Man könnte sagen: es war ein mititärisch-politischer Protestantismus: — es mag sein, einseitig, egoistisch und gehässig, aber darum doch auch unvermeidlich und von allgemeiner Bedeutung.

Vielleicht von allen Ideen, welche zur Entwickelung des neuern Europa beigetragen haben, die wirksamste, ist die Idee einer vollkommen selbständigen, von keiner fremden Rücksicht gefesselten, nur auf sich selbst angewiesenen Staatsgewalt. Im Grunde konnte von Staaten im vollen Sinne des Wortes noch gar nicht die Rede sein, so lange der Gedanke der allgemeinen Christenheit vorwaltete und, wie es mehrere Jahrhunderte hindurch geschehen ist, zu den großen Unternehmungen, an denen sich alle Staaten versuchten, den bewegenden Antrieb gab. Das Besondere ward durch das Mitgefühl des Allgemeinen verhindert, sich in seiner Eigenthümlichkeit auszubilden. Wohl hatte in den letzten Jahrzehenden alles dahin gestrebt, sich besser zu consolidiren, und vornehmlich in Frankreich war dies gelungen. Es versteht sich aber, daß man doch so lange noch weit vom Ziele entfernt war, als der Staat durch politische Rücksichten, die ihm nicht aus ihm selbst kamen, in seiner Bewegung, seinen Bündnissen, seiner ganzen politisch-militärischen Thätigkeit gehindert

wurde. Die Verbindung Franz I mit den Osmanen bezeichnet den Moment, wo die militärische Kraft eines großen Reiches sich von dem System der lateinischen Christenheit, das bisher vorgewaltet, lossagte und nun erst selbständig auftrat. Das Princip kam um so besser zur Erscheinung, da eine Macht dies that, welche in Rücksicht auf das Dogma katholisch blieb. Franz I, der diesen Schritt wagte und einem mächtigen Gegner, der ihn in den alten Bahnen festhalten wollte, mit Standhaftigkeit und Glück entgegentrat, wird immer eine der großen Gestalten der neueren Geschichte bleiben.

Und eine noch unumwundner von allem Bisherigen abweichende Richtung hatte indeß eine dritte Macht von Europa genommen.

Die kirchlichen Neuerungen Heinrichs VIII von England.

Wenn sich Frankreich Carl V und dem wieder aufkommenden Gedanken eines kaiserlichen Uebergewichtes widersetzte, jedoch an dem Papstthum festhielt, so riß sich England auch von diesem los, und zwar nicht allein der König, sondern mit ihm alle constituirten Gewalten seines Reiches.

Wir erinnern uns der Absicht Heinrichs VIII, sich von seiner Gemahlin Katharina, Tante des Kaisers, auf gesetzlich gültige Weise zu scheiden, und wie der römische Hof dies Vorhaben begünstigte, so lange er mit dem Kaiser entzweit war, es aber nicht dulden wollte, nachdem er sich mit demselben versöhnt hatte.

In dieser Zeit waren nun die reformatorischen Meinungen bereits in England eingedrungen.

Schon 1521, als Aleander [1]) die Verbreitung der lutherischen Bücher in Deutschland zu hemmen suchte, entgegneten ihm die Buchdrucker, sie würden ihre Exemplare nach England schicken. Nicht allein die gelehrten Schriften der Reformatoren, sondern auch die populären, welche der Bewegung in Deutschland so großen Vorschub gethan, gewannen in England Eingang. Noch standen einander die beiden Nationen in Sinnesweise und Bildung sehr nahe; in England waren die Wiklefitischen und Lollhardischen Meinungen niemals ganz unterdrückt worden. Auch dort finden wir das Buch vom alten und neuen Gott, die fliegenden Blätter von Otto Brunfels

1) Briefe Aleanders bei Münter, Beyträge zur Kirchengesch. p. 76.

und Simon Hessus; — eine Schrift, welche der Clerus gradezu für infam erklärt, „vom Begräbniß der Messe" ist wohl keine andre, als Manuels Tod und letzter Wille der Messen. Und bald gesellten sich ihnen originale englische Schriften in ähnlichem Sinne bei: z. B. „der unrechte Mammon", mit welchem Ausdruck man die kirchlichen guten Werke, fasten, Messe hören u. s. w. bezeichnete: Gott aber fordere nur das Herz, und man müsse die Gebote erfüllen aus Liebe zu ihm, nicht aus Hoffnung auf Belohnung in dieser oder jener Welt; — „Gehorsam eines Christenmenschen", gegen Cölibat, Mönchsgelübde, Mirakel der Heiligen; — „Enthüllung des Antichrist", worin die ganze Constitution der römischen Kirche, den Papst an der Spitze, für widerchristlich erklärt wird[1]). Im Jahre 1529 saß ein Parlament, welches sehr geneigt gewesen wäre, wie man gleich bei den Wahlen bemerkte, eine der Geistlichkeit entgegengesetzte Tendenz einzuschlagen.

Wir hören von einem Committee in London, welches sich zum Geschäft machte, Bücher dieser Art zu kaufen und in dem Lande zu verbreiten, von geheimen nächtlichen Versammlungen, einer christlichen Verbrüderung, an der auch Kaufleute und arme Geistliche Theil nahmen.

Wäre es nun dem König allein darauf angekommen, sich von Rom loszureißen, so würde er an diesen Regungen einen mächtigen Anhalt gefunden haben. Dahin aber ging sein Sinn mit nichten. Es widerstrebte ihm, den neuen Meinungen, die großentheils gegen seine eignen Ueberzeugungen anstießen, freien Lauf zu lassen. Am wenigsten wäre ihm mit einem innern Hader in seinem Reiche, der dadurch hätte eintreten müssen, gedient gewesen; sein Gedanke war vielmehr von Anfang an ein andrer.

Vor allem lag ihm daran, da er nun wohl sah, daß er in der Ehescheidungssache den römischen Hof niemals wieder für sich haben werde, eine so viel möglich legale Autorität — denn er wünschte von seiner neuen Ehe legitime, der Nachfolge unzweifelhaft fähige Erben zu bekommen —, in seinem Reiche an die Stelle der päpstlichen treten zu lassen.

Allein dies mußte ihn sogleich noch weiter führen.

1) A publick instrument made A. C. MDXXX. May 24. containing divers heretical and erroneous opinions, considered and condemned. Conc. Magn. Brit. III, 728. Auch die Statuta et ordinationes ib. 719 können unmöglich von 1529 sein, wie dort angegeben wird, da die Confessio exhibita Augustae darin erwähnt wird.

Eins der wichtigsten Interessen bei der Bildung fester Staatsgewalten, dessen man sich schon seit zwei Jahrhunderten mehr oder minder bewußt geworden, lag darin, den Einfluß des römischen Hofes auf die Landesgeistlichkeiten zu beschränken oder zu vernichten. Concordate, pragmatische Sanctionen, sowie die Autorität, die man gern einem eingebornen Legaten übertrug, waren darauf berechnet. Wir wissen, wie viel auch in Deutschland der Wunsch, den Eingriffen der Curie zu begegnen, dazu beigetragen hatte, die reformatorische Bewegung hervorzurufen: nur war hier die hohe Geistlichkeit selbst von der Neuerung verletzt worden und hatte sich eben darum dem römischen Hofe wieder genähert; eine allgemeine Entzweiung war erfolgt. Wie dann, wenn es einem großen Fürsten, wie der König von England war, gelang, eine solche Entzweiung zu vermeiden und sein Land, die Geistlichkeit inbegriffen, mit Einem Schlag von Rom zu trennen? Dann wäre nicht allein jene Absicht ohne Mühe erreicht worden: die nationale Macht des Landes mußte dadurch auf alle Zukunft consolidirt und befestigt werden.

Ich weiß nicht, inwieweit es wahr ist, was Cardinal Poole mit Bestimmtheit behauptet, Heinrich VIII sei schon geneigt gewesen, sich dem römischen Hofe zu unterwerfen, als ein alter Vertrauter Wolseys, ein Mann, der den größten Theil von Europa gesehen und sich dabei mit dem antipäpstlichen Geiste durchdrungen, der damals fast alle Literaturen beherrschte, Cromwell, ihm einen Entwurf mitgetheilt habe, wie er auch wider den Willen von Rom zu seiner Absicht gelangen könne: — eben den nemlich, daß er sich selbst an die Spitze seiner Geistlichkeit stellen und mit ihr von Rom losreißen solle[1]); — aber das läßt sich nicht leugnen, daß Heinrich VIII diesen Plan wirklich gefaßt hat: wenn überhaupt jemals von den folgerechten Maßregeln eines Mannes auf seinen Plan geschlossen werden kann.

Es ist auch hier ein Fall, der öfter vorkommt, daß ein ganz allgemeines Interesse durch ein persönliches gefördert wird. Es giebt kaum einen zweiten Fürsten, in welchem sich wilde Leidenschaft mit so viel Umsicht und Berechnung verbunden hätte, wie in Heinrich VIII. Wahrhaftig, kein Mensch könnte den Ursprung der Absichten Heinrichs VIII vertheidigen; aber durch den allgemeinen Geist der Zeit und das Interesse des Landes bekam seine Feindseligkeit gegen den römischen Hof eine von den Beweggründen derselben unabhängige Bedeutung.

1) Apologia Reginaldi Poli ad Carolum V Caesarem. Epp. I, 126.

Daran nun wäre nicht zu denken gewesen, daß er durch seinen souveränen Willen hätte zum Ziele kommen können: schon an sich, noch mehr aber bei dem in England herrschenden corporativen und constitutionellen Geist kam alles auf eine in dem Clerus selbst hervorzurufende Entschließung an.

Sehr wohl berechnet aber war das Verfahren, das der König hiebei einschlug.

Er begann damit, die abweichenden Meinungen, welche das bisherige kirchliche System bedrohten, statt sie zu begünstigen, vielmehr zu verfolgen; er erklärte, als Vertheidiger des Glaubens könne er nicht gestatten, daß eine böse Saat gesäet werde, die den Weizen des katholischen Glaubens überwachse. Der Clerus, der wohl einsah, daß er diesen Schutz nicht entbehren könne, vergalt denselben damit, daß er sich in der Ehescheidungssache dem König anschloß. Die geistlichen Lords empfahlen sie im Vereine mit den weltlichen dem römischen Stuhle auf das dringendste: einmal aus dem nationalen Gesichtspunkte, weil die Regelmäßigkeit der Thronfolge und die Ruhe des Reiches davon abhänge; sodann wegen der Verdienste des Königs um die Religion. Sie bemerkten, wenn der römische Stuhl noch ein gewisses Ansehen genieße, so sei dies allein dem König zuzuschreiben. Schon blieben sie aber nicht bei einer einfachen Empfehlung stehen: sie sagten dem Papst, wenn er ihnen nicht helfe, so würden sie sich selbst helfen müssen[1]).

Auf das engste verbündeten sich dergestalt die Krone und die höhere Geistlichkeit in den beiden großen schwebenden Fragen. Sie machten gegen Luther, welcher die Geistlichen, und gegen den Papst, welcher den König angriff, so zu sagen gemeinschaftliche Sache.

Und von diesem Punkte ging nun alles Weitere aus.

Es leuchtet schon an sich ein, daß in diesem sehr ungleichen Bunde, wie die Dinge der Welt nun einmal standen, das Uebergewicht dem König zufallen mußte. Heinrich VIII scheute kein Mittel, um dies Verhältniß zu entwickeln und zu befestigen.

Nicht ungewöhnlich war es in England, daß die Regierung vergessene Gesetze in Erinnerung brachte, um die auf Uebertretung derselben gesetzten Geldstrafen einzutreiben. Das aber, was Heinrich VIII that, hätte doch Niemand erwarten sollen. Er, der König, der die Legatengewalt Wolseys selber befördert hatte, machte jetzt

1) Adress of the lords spiritual and temporal, bei Collier Ecclesiastical history of Great Britain II, Records nr. 14.

die Anerkennung derselben, die durch ein früheres Gesetz verpönt war, dem Clerus zum Verbrechen. Der Gerichtshof der Kingsbench unterstützte ihn hierin: „denn das Gesetz sei und bleibe in Kraft trotz aller Connivenz des Königs; der König behalte allezeit das Recht, die Geistlichkeit wegen ihres ungesetzlichen Verhaltens außerhalb seines Friedens zu setzen". Diesmal aber war es ihm nicht um die Geldbuße zu thun. Mit der Strafgewalt bewaffnet, die ihm durch den Gerichtshof zugesprochen worden, legte er der Geistlichkeit eine Frage vor, welche den Mittelpunkt aller ihrer Beziehungen berührte. In jenem Schreiben der Lords an den Papst war der Ausdruck vorgekommen, der König sei ihre Seele, ihr Haupt. Manchem mochte dies nur eben als eine Redensart erschienen sein: der König aber, daran anknüpfend, forderte jetzt eine noch unzweideutigere Anerkennung seiner Hoheit über die Kirche. Denn nur einen solchen Clerus wollte er beschützen oder begnadigen, der sich ihm unterwürfig zeigte. War es nun blos die Furcht vor der verwirkten Strafe, oder ward die Versammlung noch durch andre Motive bestimmt? Nachdem sie eine Zeitlang unter dem Siegel unverbrüchlichen Geheimnisses, aber nicht ohne persönliche Theilnahme Cromwells und einiger Mitglieder der Kingsbench, berathschlagt hatte, faßte sie eine Acte ab, 22. März 1531, in welcher sie, nach nochmaliger Ausführung der Verdienste, die sich der König durch Unterdrückung der Ketzer, namentlich der Lutheraner, erwerbe, in aller Form erklärte, sie erkenne Seine Majestät als den besondern Beschützer, einzigen und obersten Herrn, und so weit es nach Christi Gesetz erlaubt sei, als das oberste Haupt der englischen Kirche an[1]). Ein Ausdruck, der früher nur flüchtig hingeworfen worden, empfing durch die feierliche Sanction der geistlichen Versammlung eine Bedeutung auf immer.

Wohl ließ nun auch diese Festsetzung, namentlich die Clausel vom Gesetz Christi, welche gegen den Wunsch der königlichen Bevollmächtigten durchgegangen war, eine Ausflucht übrig: der Bischof Tunstall von Durham behauptete bald darauf in einer öffentlichen Schrift, die Unterwerfung, die der Clerus dem König versprochen, beziehe sich allein auf weltliche Angelegenheiten[2]). Gleich als sei

1) „in praesens quam plurimos hostes, maxime Lutheranos, in perniciem ecclesiae et cleri anglicani (cujus singularem protectorem unicum et supremum dominum et quantum per Christi legem licet, etiam supremum caput ipsius majestatem recognoscimus) conspirantes . . contudit." Collier l. l. nr. 17.

2) Cuthberti Tunstall episcopi Dunelmensis protestatio contra titu-

der weltliche Gehorsam gegen den König nicht ohnehin seine Pflicht. Auch von andern Protestationen, geheimen oder öffentlichen, hören wir. Bald sollte sich zeigen, wie weit der Clerus damit kommen würde.

In der Sitzung des Parlaments, die im Januar 1532 eröffnet ward, beschwerten sich die Communen in einer eigenen Bittschrift bei dem König, daß der Clerus geistliche Gesetze erlasse ohne Genehmigung der Krone und Vorwissen der Laien, in fremder Sprache, zuweilen im Widerspruch mit der bestehenden Gesetzgebung, und zugleich unter der Androhung der Excommunication, welche die Unterthanen zweifelhaft in ihrem Gehorsam gegen den König und die Verfassung mache.

Der Clerus suchte sich mit dem unvordenklichen Besitz der geistlichen Gerichtsbarkeit und dem Herkommen in allen christlichen Reichen zu rechtfertigen: er führte selbst eine Stelle aus der Schrift des Königs gegen Luther für sich an[1]). Bei einem so wichtigen Interesse aber machten die eigenen früheren Aeußerungen auf Heinrich keinen Eindruck mehr. Ein erstes und ein zweites Erbieten der Geistlichkeit, obwohl das letztere schon ziemlich weit ging, that ihm nicht Genüge; er forderte die umfassendsten Verpflichtungen derselben. Nicht allein keinen neuen Canon sollte sie machen, sondern auch nicht einmal einen alten in Ausführung bringen ohne Erlaubniß der Krone. Auf das engste war er in dieser Beziehung mit den Communen verbündet. Er selber erhob jetzt, und zwar zunächst gegen den Sprecher des Unterhauses, Beschwerde über das Verhältniß des Clerus gegen den Papst. Der Eid, der diesem von den Bischöfen geleistet werde, stehe in offenem Widerspruch mit dem, welchen er selbst von ihnen empfange: sie seien nur halb seine Unterthanen. Man kennt den geistlichen Lehnseid, den der römische Hof den Bischöfen zu einer Zeit aufgelegt hat, wo man noch nicht wußte, ob das geistliche oder weltliche Fürstenthum die Oberhand in Europa behalten würde: es ist nicht unwahr, daß der Gehorsam gegen die weltliche Gewalt dabei nur bedingt bestehen kann. Eben in diesem Zusammenhang mit einem schützenden mächtigen Oberhaupte lag das Geheimniß der so oft in dem Innern jedes Reiches geltend gemachten Selbständigkeit

lum Henrico VIII in concessione subsidii datum, quo vocatur „Supremum caput". Conc. M. Brit. III, 745.

1) Darauf bezieht sich auch Bishop Gardiners Letter of excuse ib. 752.

des Clerus. Jetzt aber war es so weit gekommen, daß dieser Schutz nichts mehr helfen konnte. Einer ernstlichen Vereinigung des Königs, der weltlichen Lords und des Unterhauses in wirklich feindseligem Sinne würde die Geistlichkeit unfehlbar unterlegen sein. Sie zog es vor, sich zu unterwerfen. Die erste Forderung wurde von der niedern Geistlichkeit, welche das Unterhaus der Convocation ausmachte und hier wie an andern Orten der weltlichen Macht einen Schritt näher stand, vollständig, von der höhern nach einigem Sträuben wenigstens in Bezug auf die in Zukunft zu erlassenden Gesetze bewilligt[1]). Auch in Hinsicht des Eides gaben sie nach. In den Acten der Sitzung findet sich ein neuer Eid, kraft dessen die Bischöfe alle Zusagen widerrufen, durch welche sie sich dem Papste zum Nachtheil des Königs verpflichtet haben möchten[2]). Als Cranmer den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury bestieg und dem Papst den herkömmlichen Eid leistete, protestirte er zugleich, daß er sich durch denselben zu nichts verpflichte, was gegen die Rechte seines Königs und des Reiches von Englands, so wie gegen das Gesetz Gottes laufen könne.

Hiedurch nun war der König gewaltig vorgedrungen: richterliche und gesetzgebende Gewalt seines Reiches standen ihm zur Seite und waren mit ihm verbündet; die Autonomie der Geistlichkeit war in ihrem Wesen gebrochen.

Und nunmehr konnte er dazu schreiten, ihr seine große Angelegenheit vorzulegen, ohne Furcht, daß sie sich von anderweiten Rücksichten bestimmen lasse. Es geschah am 25. März 1533. Der König hatte Sorge getragen, von den namhaftesten Universitäten der katholischen Christenheit günstige Gutachten beizubringen. Bei den einheimischen war dies nicht ganz ohne Verletzung der herkömmlichen Formen, bei den fremden nicht ohne Geschenke durchgesetzt worden: genug aber, er hatte sie; und ohne Einfluß auf die Versammlung konnte es nicht bleiben, wie die gelehrten Körperschaften, vor allen die Mutter-Universitäten des Abendlandes, Paris und Bologna, die Sache ansahen. Zehn Tage debattirte die Convocation: Bischof Fisher von Rochester hielt eine Zeitlang die Partei der Köni-

1) Instrumentum super submissione cleri coram domino rege 16. Maji 1532 (Conc. M. Brit. III, 754) bezieht sich nur auf die höhere Geistlichkeit. Dieses allein ward dem König übergeben.

2) The oath of the clergy to the king. (ibid. p. 755): „Your council I shall and hold; knowledging my self to hold my bishoprick of you only.“

gin. Endlich aber erging das Urtheil, die Vermählung zwischen Arthur und Katharina sei als wirklich vollzogen anzusehen, der Papst habe kein Recht gehabt, Heinrich VIII Dispensation zur Vermählung mit der Wittwe seines Bruders zu geben. Mit einer Majorität von 216 Stimmen gegen 19 ging dieser Beschluß durch[1]). Er entsprach ganz den Wünschen des Königs, der sich indeß mit Anna Boleyn vermählt hatte.

Doch wurden hiebei wohl nicht allein die Interessen des Königs in Betracht gezogen. Der Gewalt oder vielmehr der Bedrohung kam die Neigung, sich zu unterwerfen, entgegen. Auch der Geistlichkeit mußte daran liegen, der Eingriffe von Rom überhoben zu werden. Es war ihr ohne Zweifel nützlicher, sich der parlamentarischen Verfassung von England anzuschließen und an der Omnipotenz der Staatsgewalt Antheil zu nehmen, als den Widerspruch aufrecht zu erhalten, in dem sie bisher mit derselben gestanden. War es nicht ein unermeßlicher Fortschritt ihrer Autorität, wenn sie eine Sache entschied, über welche zu urtheilen der römische Stuhl sich vorbehalten hatte? Auf das ernstlichste ward überhaupt die richterliche Oberhoheit der Curie verworfen. Noch in derselben Sitzung faßte man den Beschluß, daß fortan jede Appellation nach Rom in geistlichen Angelegenheiten aufhören solle. Man ging dabei von dem Grundsatz aus, daß das Reich wie mit weltlichen, so auch mit geistlichen Personen genügend versehen sei, um jede innerhalb seiner Grenzen entstandene Streitigkeit zu schlichten.

Unmöglich konnte nun aber der römische Stuhl sich dies gefallen lassen, oder dazu schweigen.

Es waren die Zeiten, in welchen Clemens VII durch seinen Besuch bei König Franz I in Marseille, und durch die Vermählung seiner Nichte an einen französischen Prinzen sich den Kaiser entfremdet hatte. Doch durfte er sich denselben nicht ganz zum Feinde machen. Als er nach Rom zurückgekommen war, eröffnete er dem kaiserlichen Gesandten, bisher habe er in der englischen Sache auf die Verwendung des Königs von Frankreich Rücksicht nehmen müssen,

1) Collier II, 74. Burnet (history of the reform. I, 130) behauptet, die Acten der Convocation seien verbrannt; Collier versichert dagegen, wenigstens von den Acten des Oberhauses der Convocation, er habe sie gesehen. Meines Erachtens wäre überhaupt eine kritische Revision der Acten von 1529 bis 1534 zu wünschen. Eben über das Factische finden sich noch allerlei Zweifel.

damit nicht etwa auch dieser abfalle[1]); nun er aber desselben sicher sei, so hindere ihn nichts mehr, dem Rechte seinen Lauf zu lassen und die Ehescheidungs-Angelegenheit zu Ende zu bringen. Nachdem alle Fristen verstrichen waren, erging im Consistorium der Cardinäle, auf die Relation des Bischofs von Pesaro, Sermoneta, eines der Uditoren des päpstlichen Pallastes, in Abwesenheit des Decanes, am 23. März 1534 die definitive Sentenz. Wie hätte die Curie auch etwas anderes thun sollen, als ihren alten Spruch, kraft dessen die Ehe zwischen Heinrich und Catharina geschlossen worden, aufrecht erhalten? Da aber der König diese seine rechte Gemahlin verstoßen und eine andere genommen, so bezeichnete das Gericht die aus der neuen Ehe entspringende Nachkommenschaft unumwunden als illegitim. Werde der König nicht bis zu Ende Septembers Catharina in ihre Rechte herstellen, so solle er in die Pön der größern Excommunication verfallen sein und von Jedermann gemieden werden[2]). Clemens VII war mit sich selbst zufrieden, daß er etwas gethan, wovon man immer gesagt hatte, er werde den Muth dazu nicht haben. Auf den Grund, daß er seine Pflicht erfüllt habe, forderte er nun aber auch die Andern, d. i. den Kaiser und dessen Bruder, auf, die ihre zu thun und die ausgesprochene Sentenz zu vollziehen. Der Gesandte derselben antwortete: Kaiser und König würden sich in einer Sache, die sie so nahe angehe, nicht träge finden lassen[3]).

Auf dieser von aller Willkür unabhängigen dynastisch gegebenen Verflechtung beruht es, wenn Heinrich VIII im Jahre 1534 in einer gewissen Verbindung mit den oberdeutschen, noch mehr aber mit den niederdeutschen lübeckisch-dänischen Angelegenheiten erscheint. Der Bund, den er den Lübeckern und ihren Freunden antrug, beruhte darauf, daß sie ihn in seiner matrimonialen Sache gegen Alle und Jede unterstützen sollten, in welchem Range und welcher Würde solche auch immer stehen möchten[4]).

1) „ne si in causa Anglicana de jure procederet propter quam ab ecclesia alienata fuit Anglia, etiam Francia alienaretur.“ Schreiben des Sanchez 20. Dec. 1533 bei Bucholtz IX, 123.

2) Anglici matrimonii sententia diffinitiva. Conc. M. Brit. III, 769.

3) Schreiben des Sanchez an Ferdinand, 30. März 1534 bei Bucholz IX, p. 123.

4) Adversus quoscunque mortales, praetensum matrimonium cum D^{a} Catharina affirmare vel matrimonium cum D^{a} Anna contractum impugnare conantes aut molientes cujuscunque gradus, praeeminentiae, dignitatis aut conditionis existant. Vertragsentwurf bei Waitz Wullenwever II, 320.

Noch bedeutender für die allgemeine Entwickelung aber ist der innere Zusammenhang der englischen Neuerungen mit den deutschen, so verschieden auch ihr Ursprung war. Denn wenn man den Versuchen des Papstthums zur Wiedererwerbung seiner alten Gewalt ernstlich begegnen wollte, so war das nicht allein durch Parlamentsbeschlüsse und Gesetze, sondern durch Umwandlung der herrschenden Doctrinen zu erreichen.

Mit großem Eifer nahm man eine Frage vor, die in Deutschland, das sich vor allem andern mit der Wahrheit des Dogma und der Angemessenheit der Kirchendienste beschäftigte, minder wichtig geschienen, die aber hier die unmittelbarste Bedeutung erhielt, die Frage über den päpstlichen Primat. Schriften erschienen unter öffentlicher Autorität dagegen[1]); man predigte auf den Kanzeln: „der Bischof von Rom, genannt der Papst, habe kein größeres Recht in England, als irgend ein anderer fremder Bischof; die Autorität, welche er bisher ausgeübt, rühre nur von den Zugeständnissen früherer Könige her, die man jetzt zurückzunehmen befugt sei". Der Bischof von London ward verantwortlich gemacht, daß diese und keine andere Lehre von Sonntag zu Sonntag in St. Pauls Croß gepredigt werde. Im königlichen geheimen Rath hatte man sogar die Idee, Mayor und Rath von London zu verpflichten, daß diese neue Lehre in den Häusern wiederholt werden solle. Wenigstens hatte sie die Beistimmung der Geistlichkeit und der gelehrten Corporationen. Die Convocation von Canterbury entschied mit großer Majorität, daß der Primat nicht aus der h. Schrift hergeleitet werden könne; einmüthig bestätigte das die Convocation von York. Die Universität Cambridge erklärte, nach reiflicher Ueberlegung, nachdem sie das Dafür und Dawider sorgfältig geprüft, finde sie nicht wahrscheinlich, sondern wahr, gewiß und mit dem Sinne der heil. Schrift übereinstimmend, daß Gott dem römischen Bischof keine Gewalt gegeben, die sich auch auf England beziehen könne[2]). Dasselbe ist der Sinn der Erklärung von Oxford. Wharton zählte in der Exchequer 175 authentische Instrumente, in denen die verschiedenen geistlichen Würdenträger und Körperschaften ihre Beistimmung zu diesen Doctrinen gaben.

1) De vera differentia regiae potestatis et ecclesiasticae. De potestate regis. Vergl. Strype Ecclesiastical memorials I, 272.

2) Academiae Cantabrigiensis determinatio adversus suprematum papae. Conc. M. Brit. III, 771, wie denn auch die übrigen Actenstücke, auf die ich mich beziehe, sich ebendort finden.

Die Einwirkung des Papstthums auf die Landeskirchen beruht besonders auf drei Momenten: darauf, daß es die oberste richterliche Instanz in geistlichen Angelegenheiten bildet, auf der dispensirenden Gewalt, und auf dem Rechte, die Bischöfe zu instituiren. Stück für Stück entriß man ihm in England diese Befugnisse. Im Jahre 1533 hob man, wie berührt, die Appellationen nach Rom auf; das Parlament von 1534 verbot nun auch, Dispense in Rom nachzusuchen, und übertrug die Ausfertigung derselben den beiden Erzbischöfen unter ihrem Amtssiegel, jedem in seinem Sprengel. Für die Wahl und Einsetzung der Bischöfe wurden Einrichtungen getroffen, die nur auf einem Zusammenwirken der Capitel und des Königs beruhten und dem Papst keinen weitern Einfluß ließen. Der Erzbischof von Canterbury strich den Titel: Legat des apostolischen Stuhles, den er bisher geführt hatte, aus, und nannte sich nur noch Metropolitan. Das Bisthum, auf längst vergessene Rechte fußend, setzte sich dem römischen Stuhle wieder selbständig gegenüber.

Wie die ganze Bewegung von dem Könige angeregt worden, so schlug sie auch zu dessen Vortheil aus. Indem man in der Schrift vergeblich nach einer Begründung der päpstlichen Macht suchte, fand man dagegen die deutlichsten Einschärfungen des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit. Man hob hervor, daß nicht die Päpste, sondern die Könige von Gott eingesetzt, dessen Stellvertreter seien: daß der Bischof, der Priester, der Mönch, nicht minder als der Laie, dem Könige Gehorsam zu leisten, sich seinem Richterspruch und seiner Strafe zu unterwerfen habe[1]). Die Gesetzkundigen führten aus, daß nur das im Grunde den alten englischen Gesetzen entspreche, daß alle Macht und Gerichtsbarkeit, die dem römischen Stuhl eingeräumt worden, nur von der höhern Autorität des Königs herrühre. Die Politiker fügten hinzu, daß das Reich einen einzigen Körper ausmache, dessen Glieder die einzelnen Bürger, dessen Haupt Niemand als der König sei. Mit allem, was vorangegangen, schloß es sehr wohl zusammen, daß das Parlament im November 1534 dem König nochmals und ohne Bedingung den Titel eines obersten Hauptes in der englischen Kirche votirte. Nicht allein wurden ihm die Annaten und ersten Früchte zugesprochen, sondern selbst die Befugniß, Miß-

1) Richardi Sampsonis regii sacelli decani oratio: quae docet hortatur admonet omnes, potissimum Anglos, regiae dignitati cum primis ut obediant; quia verbum dei praecipit; episcopo Romano ne sint audientes, qui nullo jure divino in eos quicquam potestatis habet etc. Strype Eccl. Mem. V, p. 483.

bräuche und Ketzereien auszutilgen. So mächtig erhob sich die weltliche Gewalt über die geistliche. Gardiner rechtfertigte dies Verfahren in einer eigenen Schrift, in der er auseinandersetzte, daß zunächst die falsche Meinung von der Gewalt des Papstes, die jedermann blende, aus den Gemüthern der Leute entfernt werden müsse.

Und wehe dem, der zu widerstreben wagte! Mit allen Waffen der Gesetze ausgerüstet, kannte der König kein Erbarmen, selbst nicht gegen die ausgezeichnetsten Männer.

Moore mußte sterben, weil er an der Ueberzeugung festhielt, daß die christliche Kirche eine einzige sei, daß man sich von ihr nicht trennen dürfe. Bischof Fisher ward des Hochverraths angeklagt, weil er dabei blieb, man dürfe die Schrift nicht anders auslegen, als wie die Kirche gebiete, und demzufolge den Primat des Papstes nicht fallen ließ, den König nicht als das Haupt der englischen Kirche anerkennen wollte. Der päpstliche Hof ernannte Fisher zum Cardinal, in der Hoffnung, ihn vermöge der besondern Unverletzlichkeit, die sonst an diese Würde geknüpft war, zu retten; eben dies war für den König ein Grund mehr, ihn nicht zu schonen. Konnte der Gegensatz stärker hervortreten? Sie starben beide als Märtyrer der großen Idee des Mittelalters von der Einheit der Kirche, deren Bekenntniß hier bereits als ein Verbrechen betrachtet wurde [1]).

Hiemit war das Schisma eigentlich vollkommen vollzogen. Unmöglich aber konnte es dabei sein Verbleiben haben. Man hatte einen Weg eingeschlagen, durch welchen man in die Regionen des deutschen Protestantismus gerieth.

Da man bei Streitigkeiten zwischen der königlichen und der päpstlichen Gewalt auf die Entscheidung der Schrift zurückgegangen war und dieselbe festgehalten hatte, so folgte von selbst, daß man sich zu weiterem Studium der heiligen Bücher und zu ihrer Verbreitung unter das Volk aufgefordert fühlte. Schon im December 1534 bat der Clerus von Canterbury den König, einige redliche Männer mit der Uebersetzung der Bibel zu beauftragen. Der arme Tyndall, der zuerst unter unaufhörlicher Lebensgefahr Hand an dies Werk

1) Nach Herbert Fisher 21. Juni, Moore 7. Juli 1535. In der vaticanischen Bibliothek MS. nr. 3922 findet sich eine Schrift unter dem Titel: B. Thomae Mori Angli martyrium. Darin wird nun besonders Rede und Antwort, die Moore vor Gericht gegeben, ausgeführt. In seiner letzten Antwort merke ich folgende Stelle an: La chiexia tra gli Christiani è una sola, integra et indivisa, nè voi soli havete autorità senza il consentimento de tutti gli altri Christiani di far nove leggi e statuti.

gelegt, war endlich doch zu Antwerpen, wo er sich aufhielt, der niederländischen Regierung verrathen, festgenommen und auf dem Schloß Vilvorden hingerichtet worden, so überzeugt der kaiserliche Procurator sich auch zeigte, daß der Angeklagte ein frommer und gelehrter Mann sei. Sein letztes Wort bestand in dem Gebet, daß Gott die Augen des Königs von England öffnen möge. Es schien jetzt, als würde dasselbe erfüllt werden[1]). Nach einiger Zeit schickte Cranmer das erste Exemplar einer englischen Bibel, die auf Tyndalls Uebersetzung gegründet ist, dem Könige ein.

Unmöglich konnte man die Schrift studiren, zumal in diesem Geiste der Opposition gegen das Papstthum, ohne auch andere Abweichungen von dem herkömmlichen System nothwendig zu finden.

Schon 1535 erschien ein Gebetbuch, worin nicht allein jene mit rothen Lettern gedruckten Versprechungen besonderer Gnaden weggelassen waren, sondern die Verehrung der Maria ausdrücklich bekämpft wurde.

Noch einmal stellte die Convocation im Jahre 1536 ein Verzeichniß falscher Meinungen zusammen, in welchem sich neben anabaptistischen und Lollhardischen, auch wohl einige lutherische finden: zu gleicher Zeit aber publicirte man Glaubensartikel, die sich doch offenbar an die deutsche Theologie und die Augsburgische Confession anschlossen. Eigentlich in Deutschland im Exil hatte Cranmer die Tendenzen in sich aufgenommen, die er als Erzbischof von Canterbury durchsetzte. Jetzt war ein Schotte angelangt, Alexander Alesse, und hatte eine Ausgabe der Melanchthonischen Loci für König Heinrich mitgebracht. Der Bischof Fox von Hereford und Nicolaus Heyt, die gegen das Ende des vorigen Jahres in Sachsen gewesen waren, sich dort mit den Theologen über alle Glaubenssätze besprochen und durchaus einverstanden erklärt hatten, waren jetzt zurückgekommen und hatten eine Erläuterung der Confession mitgebracht. Die Fassung des Artikels vom Abendmahl, wo keiner Transsubstantiation erwähnt wird, scheint darauf hinzudeuten, daß diese Erläuterung dabei zu Grunde gelegt worden[2]). Auch in dem sogenannten bischöflichen

1) The life and story of the true servent and martyr of God William Tyndall in Fox Acts and Monuments of martyrs I, p. 361. Mit aller Naivetät und Gläubigkeit des alten Englands erzählt.

2) Nach Seckendorf lautet sie: -- quod in sacramento corporis et sanguinis domini vere substantialiter et realiter adsint corpus et sanguis Christi sub speciebus panis et vini, et quod sub iisdem speciebus vere et corporaliter exhibeantur et distribuantur omnibus illis qui sacramen-

Buche „Unterweisung eines Christen", das unter öffentlicher Autorität im J. 1537 bekannt gemacht ward, lassen sich Spuren protestantischer Einwirkung nicht verkennen: z. B. in den Artikeln von der Anrufung der Heiligen oder der Heilighaltung der Feiertage, hauptsächlich wo von der Rechtfertigung durch das Verdienst Christi allein die Rede ist.

Es versteht sich aber, daß die protestantischen Ansichten nicht in allen Stücken durchdringen konnten.

Einmal war die Bildung der Geistlichen, die hier zu entscheiden hatten, noch in dem hierarchischen Gesichtskreis befangen. Wir haben Gutachten der zur Berathung über das Buch niedergesetzten Commission, die aus 7 Bischöfen und 13 Doctoren bestand[1]); von allen näherten sich eigentlich nur zwei den evangelischen Meinungen, Erzbischof Cranmer und Dr. Barbar; die übrigen ziehen ihre Beweise aus den falschen Decretalen oder andern der alten Kirche untergeschobenen Schriften, die sie für ächt halten, oder aus der Tradition, die sie nicht fallen lassen wollen, und bleiben den gewohnten Ansichten getreu.

Sodann aber, sollten diese Geistlichen, die sich dem Könige angeschlossen, um von ihm gegen die anticlericalischen Tendenzen vertheidigt zu werden, den neuen Meinungen gegen sich selber Raum geben? Mit besonderer Ausführlichkeit verbreiten sie sich in dem Buche über das Sacrament der Weihe, auf welchem ihre eigene Autorität beruht. Sie halten an der Lehre vom Character indelebilis fest, bezeichnen es als ein unveräußerliches Vorrecht des Bisthums, die Hierarchie fortzupflanzen, die Priester nach Prüfung ihrer Würdigkeit zu ordiniren; den römischen Primat bestreiten sie mit der Behauptung, daß die heilige Schrift und das erste Jahrhundert keinen Unterschied zwischen apostolischer und bischöflicher Gewalt kenne[2]).

tum accipiunt; in den Articles of our faith: — that under the form and figure of bread and wine ... is verily, substantially and really contained and comprehended the very selfsame body and blood of our saviour J. Chr. ... and that under the same forme and figure of bread and wine the very selfsame body and blood of Christ is corporally, really and in the very substance exhibited, distributed and received of all them, which receive the said sacrament.

1) Strype I, 503 und Appendix nr. 88 zunächst in Bezug auf das Sacrament der Confirmation, woraus sich Geist und Wissenschaft der Versammelten schon mit Sicherheit ergiebt.

2) Certain truth, that neither the scripture nor any father of the apostolical age mention our Saviour's making any distinction or disparity

Den orthodoxen Clerus zu unterstützen, scheint ihnen ein wesentlicher Theil des königlichen Amtes. Bei dem vierten Gebote schärfen sie den Gehorsam auch gegen die geistlichen Väter ein, welche die Gewissen leiten.

Wir sehen: haben sie sich des Papstes entledigt, so suchen sie doch nach der Seite des Volkes und der Laien hin ihre ganze Stellung zu behaupten. Inwiefern es ihnen damit gelingen würde, bei dem freien Gebrauche der Schrift und der unleugbaren Einwirkung der deutschen Meinungen, war nun überhaupt die Frage, auf welcher das Schicksal der englischen Kirche beruhte.

Vor Augen lag, daß man auf dem gewonnenen Standpunkte nicht stehen bleiben könne. Als Latimer das Buch, an dessen Ausfertigung er großen Antheil hatte, an Cromwell übersandte, sprach er seine Hoffnung aus, daß der König, wenn noch etwas unrein geblieben sei, diesen alten Sauerteig in Zukunft einmal ganz ausfegen werde [1]). Eine der größten Veränderungen des bestehenden Zustandes trat sogar auf der Stelle ein.

Schon seit längerer Zeit war in England die Aufhebung der Klöster an der Tagesordnung: die königliche Gewalt war hiebei von der päpstlichen Autorität unterstützt worden. Nicht allein bedurfte sie dieser jetzt nicht mehr: zu den alten Motiven kam auch das neue hinzu, daß sich eben in den Klöstern die meisten Vertheidiger der päpstlichen Ansprüche fanden. Eine Visitation, die man angeordnet, war überdies auf unverantwortliche Mißbräuche und Ausschweifungen, Greuel, sagt Burnet, wie in Sodom, gestoßen. Und so trug das Parlament kein Bedenken, zuerst die kleinern Klöster aufzulösen und ihre Güter dem König zu besserm Gebrauch, als der in so vielen Sünden davon gemacht werde, zu überlassen. Es waren ihrer an Zahl 376. Zu der Annahme der Bill mochte es beitragen, daß nur die größern Abteien, die man fürs Erste von der Verschuldung der kleinern freisprach, in dem Parlamente vertreten waren; aber auch diese konnten sich nicht lange halten. Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch Christum, welche in diesem Augenblick in der ganzen Welt um sich griff und auch hier bereits Wurzel geschlagen,

in the apostolical or episcopal character, but that all the apostles and bishops were settled upon a foot of equality. Collier Vol. II, p. 141.

1) And yett yf ther be any thynge ether uncerten or unpure, I have good hope, that the Kynges Hynesse wyll expurgare quicquid est veteris fermenti, att lestway gyffe it sum notte, that ytt may apere he percevyth it, thowgh he doo toleratt it for a time. Statepapers I, 563.

vertilgte nothwendig das Vertrauen auf gute Werke, Gelübde und Klosterheiligkeit. Sollten wir es nicht für Wahrheit halten dürfen, wenn hie und da Prior, Subprior und Conventualen einmüthig diesen Grund angeben, weshalb sie ihr Kloster mit allen seinen Besitzthümern und Gütern dem König überliefern[1])? Aber gewiß wandte die Regierung auch ihrerseits jedes Mittel an, um es dahin zu bringen. Für manchen Abt oder Mönch mochte es wohl entscheidend sein, daß sie sich nur auf diesem Wege eine leidliche Versorgung verschaffen konnten. Nach und nach lösten sich die meisten auch von den größern Klöstern freiwillig auf. Wer sich ja nicht von selbst fügte, ward späterhin durch eine Parlamentsacte dazu genöthigt.

Für die Kirchenverfassung im Allgemeinen, die hier wie überall auf das Bisthum gegründet ist, trug dies nicht so viel aus, als es scheinen könnte. Eben darum haben wohl die Bischöfe die Klöster mit minderem Eifer vertheidigt, weil diese von ihrer Autorität längst befreit waren. Das bischöfliche Ansehen gewann vielleicht sogar durch die Entfernung nahestehender Nebenbuhler.

Auf jeden Fall wuchs dadurch die Macht der Krone ungemein. Die englische Klostergeistlichkeit war eine der reichsten der Welt: ein venezianischer Gesandter giebt die Klostereinkünfte auf 500000 Duc. an; und was das sagen will, sieht man erst, wenn er hinzufügt, der gesammte englische Adel nehme nur 380000 Duc. ein. Alle diese Einkünfte fielen jetzt der Krone anheim. Dazu kamen aber die Kleinodien und Schätze, welche in den Klöstern aufgehäuft waren, die Güter der Ritterorden, endlich die ersten Früchte, Annaten, Zehnten, die bisher der Papst gezogen. Wenigstens eine annähernde Bezeichnung von dem Zuwachs an Macht, den sie dadurch erlangte, mag es geben, wenn jener Venezianer die bisherigen weltlichen Einkünfte auf ungefähr 700000, die neuen geistlichen aber auf mehr als 900000 Duc. berechnet. Die Einkünfte der Krone wären dadurch mehr als verdoppelt worden[2]).

Und fragen wir nun, was für ein Gebrauch davon gemacht worden, so kann man denen nicht beistimmen, welche von einer Vergeudung derselben reden. Heinrich VIII war eher geizig als verschwenderisch, und wird nichts haben in andere Hände kommen lassen,

1) Z. B. Andrews Northampton; oder St. Francis in Stanford, bei Collier 159.

2) Daniele Barbaro Relatione d'Inghilterra. Levati i monasteri et messe al fisco le possessioni dei monaci, il re Enrico hebbe tanto di quelle quanto aveva prima d'entrata.

als was er doch nicht an sich selbst bringen konnte. Er verwandte sein Geld vielmehr auf bessere Befestigung von England und Irland. Er baute Festungen an der Küste, setzte die Häfen in bessern Stand (auf Portsmouth allein soll er nach und nach 300000 Sc. gewandt haben) und erhielt eine allzeit gerüstete, streitfertige Flotte.

Wir dürften wohl den Ursprung des commerciellen und maritimen Aufschwungs, den England nahm, in eben diese Zeiten setzen. Der Vater der Königin Elisabeth war auch in dieser Hinsicht ihr wahrer Vorgänger.

Wie lebhaft man auch die moralische Haltung Heinrichs VIII in den meisten seiner Angelegenheiten verurtheilen mag, so muß man doch gestehen, daß seine Politik — durch welche England von dem Papstthum losgerissen, die Einheit der nationalen Gewalten erhalten, und die Krone mit einem Zuwachs von Streitkräften, der ihrer alten Macht gleichkam, verstärkt wurde, — für England von unberechenbarem Vortheil gewesen ist.

Wie sehr irrte der Papst, wenn er meinte, Kaiser Carl oder ein anderer katholischer Fürst werde seine Bullen in England zu exequiren vermögen.

Eben die Beleidigungen, welche zu rächen waren, gaben dem König die Kraft, die Rache unmöglich zu machen.

In dem Kriege des Jahres 1536 trotzte Franz I nicht selten auf die Freundschaft des Königs von England: Carl V hütete sich wohl, denselben zu verletzen: seiner eigenen Nichte gab er den Rath, sich lieber zu unterwerfen als weiteren Gefahren auszusetzen; höchstens die Ausflucht einer geheimen Protestation wollte er ihr gestatten.

Und nun sehen wir wohl, in welchem Zustand sich die allgemeinen Angelegenheiten befanden, in welchen Tendenzen der europäische Geist begriffen war.

Das System der Ideen, auf welches das mittelalterliche Europa sich gründete, seiner Natur nach zugleich politisch und religiös, hielt überhaupt nicht mehr zusammen, man sagte sich auf allen Seiten davon los.

Mochte auch Franz I die religiösen Meinungen der Protestanten in seinem Reiche verfolgen, — politisch und militärisch wich auch er von der alten Einheit der Christenheit ab, mit dem vornehmsten Feinde derselben trat er in offenen Bund.

In noch weit engerer Verwandtschaft mit dem Protestantismus

standen aber die Unternehmungen des Königs von England, obgleich er den wesentlichsten Theil der dogmatischen Grundsätze desselben von seinem Reiche noch ausschloß. Mit der höchsten geistlichen Gewalt, deren Abhängigkeit von politischen Beziehungen Niemand besser kannte als er, trat er eben darum in offenen Kampf: es gelang ihm, alle Sympathien, welche dieselbe in seinem Reiche finden mochte, zu erdrücken und eine antirömische Consolidation zu gründen, deren Energie und Stärke den Nachbarn und Feinden Rücksicht gebot.

Nur zwei Fürsten gab es, welche die natürliche Tendenz hatten, die alten Ideen aufrecht zu erhalten, den Papst und den Kaiser. Die spanischen Reiche, deren Besitz dem Kaiser seine große Weltstellung verlieh, wurden nicht allein durch die strengste Aufsicht, eine Repression jeder Abweichung, die ihres Gleichen nicht hatte, dabei festgehalten: sondern die scholastischen Doctrinen, die dort eben erst wahrhaft durchdrangen, die fortgehenden Maurenkriege, die Colonisation einer entfernten Welt auf den Grund der vor Zeiten angenommenen weltlichen Berechtigungen des heiligen Petrus, erfüllten die spanische Nation mit einem den hierarchischen Jahrhunderten entsprechenden Geiste der Rechtgläubigkeit und Verfolgung. Ueberdies stellte das Kaiserthum in sich selbst die eine Seite jener Einheit dar, welche die frühern Jahrhunderte anerkannt. Hätte man nicht glauben sollen, die beiden Repräsentanten der Einheit, der Kaiser und der Papst, würden sich, in dieser Zeit der Gefahr, auf das Engste verbünden? Es gehört zu dem eigensten Getriebe der Epoche, daß dies nicht geschah. Der alte Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum trat wenigstens in einer Art von Eifersucht hervor, die zugleich geistlicher und politischer Natur war und die vollkommene Vereinigung beider Gewalten verhinderte. An der unbedingten Erhaltung des geistlichen Regiments, wie es bestand, konnte dem Kaiser nichts liegen; eine Erhebung der kaiserlichen Macht bis zu einem wesentlichen und fühlbaren Uebergewicht war dagegen dem Papste verhaßt: wir haben wohl gesehen, daß er sich an Frankreich anschloß, ja selbst mit dem Erbfeinde, den Osmanen, wenigstens in indirecte Beziehungen gerieth. Bis in die obersten Spitzen der alten weltlich-geistlichen Hierarchie zeigten sich die zersetzenden Tendenzen. Darauf, ob sie vollkommen Herr werden, oder ob die zusammenhaltenden, die doch auch noch stark und mächtig waren, die Oberhand behaupten würden, beruhte nun die Zukunft von Europa und von Deutschland.

Zweites Capitel.

Befestigung des deutschen Protestantismus.

Ich zweifle nicht: so war die Lage der Dinge; diese Kräfte standen einander gegenüber; diese Tendenzen walteten ob, und ihr Gegensatz gab auch dem deutschen Protestantismus seine Stellung. Wenn es darauf ankam, die Einheit der Christenheit in der Form, wie sie bestand, die aber keinen Nutzen mehr schaffte und sich nur drückend erwies, aufzulösen, so hatte er den wesentlichsten Theil dieses Unternehmens auszuführen, den Kampf mit den geistlichen Meinungen und Vorurtheilen, welche die Gemüther so lange mit unwiderstehlicher Gewalt beherrscht und noch jedem Angriff Widerstand geleistet hatten. Allein es wäre ein Irrthum, wenn wir glauben wollten, daß die Protestanten in Anschauung dieser allgemeinen Verhältnisse gelebt hätten, sich derselben bewußt geworden wären. Von der Ferne der Jahrhunderte her können wir die großen Combinationen, die in den Dingen liegen, wahrnehmen: die eigentliche Thätigkeit in der jedesmaligen Gegenwart aber kann davon nicht abhängen: da kommt es allein auf die richtige Behandlung des unmittelbar Vorliegenden an, auf die gute Sache, die man hat, die moralische Kraft, die man einsetzt. Die Momente, die den Fortgang der Welthistorie bedingen, sind, ich möchte sagen, ein göttliches Geheimniß: der Werth des Menschen beruht auf seiner Selbstbestimmung und Thätigkeit.

Bleiben wir hier nur dabei stehn, was in die Augen springt, daß die allgemeine Lage der Angelegenheiten den Protestanten unmittelbar förderlich werden mußte.

Daß die Hierarchie eine Unternehmung im Sinne der albigensischen oder der hussitischen Kriege gegen sie zu Stande bringen sollte, ließ sich bei der Stimmung der Zeit nicht mehr erwarten. Der König

von England, so weit er sich auch in andern Beziehungen von ihnen entfernte, war doch ihr Verbündeter gegen den Papst.

Zunächst hatten sie es nur mit dem Kaiser zu thun. Dem wollten sie, wie wir wissen, die rechtliche Anerkennung der Form des Glaubens und Lebens, die sie ergriffen hatten, abgewinnen.

Fragen wir nach den Mitteln, die ihnen hiebei zu Gebote standen, so machten sie nunmehr allerdings eine ansehnliche Anzahl aus, sie bildeten einen Bund, der Aufsehen in der Welt erregte, und hatten die öffentliche Meinung auf ihrer Seite; mit alle dem wurden sie jedoch bei weitem nicht fähig, sich irgend ein Zugeständniß zu erzwingen.

Vielmehr knüpfte sich auch hier die Hauptsache an die anderweiten Verhältnisse des Kaisers, sei es nun, daß ausbrechende Feindseligkeiten demselben Rücksicht auf eine deutsche Opposition geboten, oder daß ihm aus der Lage der allgemeinen Angelegenheiten die Neigung entsprang, sie zu begünstigen, der Wunsch, sich ihrer zu bedienen.

Es war nicht so leicht, wie man wohl glauben möchte, diese Momente zu ergreifen.

Die Protestanten konnten ihre Verbindung mit den auswärtigen Mächten nicht aufgeben: und mußten sich doch hüten, von der Strenge reichsständischer Pflichten auch nur einen Schritt breit abzuweichen. Nach der ganzen Lage, in der sie waren, mußten sie Selbständigkeit und Unterordnung, Widerstand und Gehorsam, eine gesunde auf richtigem Verständniß der europäischen Geschäfte beruhende Politik und unwandelbares Festhalten der religiösen Grundsätze vereinigen. Es gab wohl nie eine politisch bedeutende Stellung, die persönlichem Ehrgeiz einen geringern Spielraum gelassen hätte.

Wir haben nun zu beobachten, wie sie unter diesem Verhältniß verfuhren, ob und wie sie es weiter brachten.

Zunächst hing alles von dem Bestehen und der Fortbildung ihres Bundes ab.

Erweiterung des schmalkaldischen Bundes.

So viel die Protestanten auch seit dem Jahre 1530, wo sie ihren Untergang vor Augen sahen, gewonnen haben mochten, so befanden sie sich doch noch keineswegs in haltbarem Zustand.

Dem Friedensschluß zu Nürnberg und den späteren Erläuterungen desselben zum Trotz hörte das Kammergericht, in welchem sich die Meinung der reichsständischen Majorität darstellte und das nun, da der religiöse Streit ein Rechtsstreit geworden war, für die geistlichen Angelegenheiten die größte Bedeutung hatte, nicht auf, einzelne Stände, welche namentlich in den Frieden eingeschlossen waren, zu belästigen.

Seitdem aber waren noch so viele andre von der alten Kirche abgewichen: es läßt sich denken, wie lebhaft und ernstlich nunmehr diese von dem Kammergericht angegriffen wurden.

Auf Anrufen des Abtes von Altencamp z. B. — denn wir müssen wohl einige von diesen Fällen näher bezeichnen — wurden die Herzoge von Pommern sehr ernstlich ermahnt, alles in den alten Stand wiederherzustellen [1]): hiedurch glaubte sich der Abt berechtigt, Prälaten und Ritterschaft zum Widerstand gegen die Fürsten aufzufordern.

Die Stadt Hamburg, von ihren Geistlichen verklagt, besorgte täglich, in die Acht erklärt zu werden. Dabei fürchtete sie nicht sowohl dies Urtheil und die Execution desselben, als die Rückwirkung, die es innerhalb ihrer Mauern haben würde: man glaubte, das Volk werde sich erheben und alle jene Geistlichen tödten.

In Minden war bereits ein Pönalmandat eingetroffen. Die Bürger behaupteten, ihre ganze Schuld bestehe darin, daß sie einige Capellen vor den Mauern, die ihnen bei einem etwanigen Angriff hätten gefährlich werden müssen, abgebrochen, und ein paar Glocken zu Kanonen umgeschmolzen hätten, allein das Mandat zeige, daß von ihren ehemaligen Priestern noch vieles Andre vorgegeben und von dem Gericht als wahr angenommen worden sei.

Der Abt des Klosters Maulbronn verklagte den Herzog von Würtemberg und jeden einzelnen seiner Räthe, der an der Reformation dieses Klosters Theil genommen, und fand, wie sich denken läßt, bei dem Kammergericht mehr Gehör, als etwa die zurückgebliebenen Conventualen, welche hinwiederum über den Abt Klage erhoben.

Unmittelbar vom kaiserlichen Hof, aus Toledo, hatten die Geistlichen von Augsburg ein Mandat ausgebracht, worin die Stadt an-

1) Vollmacht der Herzoge für B. Schwawe und H. Lerchenfelder, um dem Kammerrichter „den Mangel s. liebden angemasten Gerichtswalt in obrurten Sachen anzuzeigen“, bei Medem Einführung der evangel. Lehre in Pommern p. 228.

gewiesen wurde, in einer Frist von zwölf Tagen den alten Zustand wiederherzustellen, und zwar bei Verlust aller Regalien und Freiheiten.

Im Gefolge dieser zweifelhaften Rechtsverhältnisse erhoben sich nun aber Eigenmächtigkeiten ohne Zahl.

Nicht allein die Herzoge von Baiern, sondern auch einzelne Edelleute hielten die Zinsen ein, welche in die Kirchen uod Klöster von Augsburg gehörten. Wolf von Pappenheim mißhandelte einen Augsburger Bürger auf offener Reichsstraße; er drohte demselben die rechte Hand abzuhauen und sie seinen Mitbürgern, „den ketzerischen Buben", hineinzuschicken. So sperrten die Burgmannen von Friedeberg den Frankfurtern die Zinsen, die in ihr Barfüßerkloster gehört hatten. Vielen Andern ging es nicht besser, sei es nun, daß Zinsen und Renten protestantisch gewordenen Städten schlechthin vorenthalten wurden, oder auch, daß die katholischen Stifter, welche bisher eine oder die andere Pfarre zu versehen gehabt, dies nicht mehr thaten und die dafür bestimmten Gefälle in eignen Nutzen verwandten[1]).

Die Vertheidigung der katholischen Interessen nahm die Gestalt der Selbsthülfe, gleichsam des Faustrechts an.

Die mächtigsten Fürsten schienen entschlossen, die Angelegenheiten auf diesem Punkte festzuhalten, ja die Lage der Dinge für sich selbst zu benutzen.

Schon im November 1533 hatten die norddeutschen altgläubigen Fürsten, Cardinal Albrecht, Churfürst Joachim I von Brandenburg und die Herzoge Erich von Calenberg, Heinrich von Wolfenbüttel, Georg von Sachsen, einen Bund zu Halle abgeschlossen, worin sie sich verpflichteten, bei den bisherigen Ordnungen zu bleiben, falls Einer von ihnen angegriffen werde, sich gemeinschaftlich zur Wehre zu setzen, jedoch Niemand zu überziehen, der sich zum Nürnberger Frieden halte[2]). So unverfänglich dies lautete, so sah man doch sehr bald, was auch bei diesem Vorbehalt erlaubt schien. Herzog Erich trug bei dem Kaiser auf eine Achtserklärung gegen Hannover

1) Aus den Abschieden der Bundestage, besonders des frankfurtischen von Quasimodogeniti 1536, und des schmalkaldischen Oculi 1537 Erster Beiabschied, den Eingaben der Bedrängten und den Antworten, die sie erhielten, ergeben sich diese Beschwerden.

2) Eine hiemit zusammenhängende Beschwerdeschrift des Cardinal Albrecht, Churfürst Joachims I, Georgs von Sachsen, Erichs des Alten und Heinrichs des Jüngern von Braunschweig, sowie Alberts von Mecklenburg 22. Nov. 1533, im Magdeburger Provinzialarchiv.

an, das eben damals der neuen Lehre Raum gab: oder wenn man dies nicht rathsam finde, wenigstens auf ein Mandat, wodurch er berechtigt werde, die Güter und Renten der Stadt, die unter sein Fürstenthum gehörig, an sich zu nehmen.

Im Januar 1535 machte man, hauptsächlich auf Antrieb des leitenden Staatsmannes in Baiern, Leonhard von Eck, den Versuch, den schwäbischen Bund wieder zu erneuern. Die ausgesprochene Absicht hiebei war, einen Bundesrath aufzustellen, der, keinem selbständigen Einfluß popularer Elemente unterworfen, jede weitere religiöse Neuerung verhüten und nichts dulden solle, was nicht in dem Frieden von Nürnberg begründet sei. Zwar scheiterte dieser Entwurf an dem Widerspruch der niedrigern Stände[1]), aber zwischen den Fürsten kam allerdings ein Bündniß in jenem Sinne zu Stande, der sogenannte neunjährige Bund, von dem man nicht voraussehen konnte, daß er so wenig ausrichten würde, als er wirklich ausgerichtet hat[2]). Hatten sich doch selbst protestantische Stände, wie Nürnberg und das fränkische Brandenburg, in eine Erneuerung der Beschränkungen des Nürnberger Friedens gefügt! Besonders schien die bairische Regierung nicht vertragen zu können, daß sich die religiöse Neuerung in ihrer Nähe festsetze. Der Herzog von Würtemberg behauptet, sie habe den Gedanken gehabt, sich bei Gelegenheit einer Reise seiner Person zu bemächtigen. Noch lebhaftern Widerwillen erregte ihr der Uebertritt von Augsburg: es ist gewiß, daß sie den Kaiser um eine Ermächtigung ersucht hat, gegen diese Stadt zur Gewalt zu schreiten.

Bei allen diesen Maßregeln herrscht, wie man leicht sieht, der Gedanke des gerichtlichen Krieges vor, zu dem sich die Majorität im Jahre 1530 entschlossen hatte. Das Kammergericht sollte die Acht aussprechen, die Verbündeten gedachten sie zu vollziehen. Es war ihnen widerwärtig genug, daß der Kaiser durch den Frieden von 1532 und die darauf ergangenen Declarationen einen großen Theil der Stände dem Bereich dieser Gefahren entzogen hatte; aber von ihrem Recht gegen die Uebrigen wollten sie darum mit nichten abstehn.

Dadurch entsprang nun aber ein Zustand von Unsicherheit für

1) Erklärung von Augsburg und Ulm: „wa gepetner massen die Religion nit außgenomen oder hierinnen leidenlich mittel vnd weg gefunden wurden, deß Sy in den Pundt auß gemelten beschwernussen nit kumen künden.“ Abschied deß Pundtstags zu Lawgingen, auf Misericordia Domini 35 gehalten, bei Spieß Geschichte des Kayserlichen neunjährigen Bunds, p. 156.

2) Auszug aus dem kaiserlichen Mandat bei Winter II. 22.

die nicht namentlich ausgenommenen Stände, der ganz Deutschland mit Feindseligkeiten erfüllte. Und welch ein zufälliger Unterschied war es doch, daß die Einen im Nürnberger Frieden genannt worden waren, die Andern nicht! Ein Zugeständniß, das nur auf dem Vortheil der frühern Zeit beruhte, konnte unmöglich auf lange Dauer rechnen, wenn das demselben entgegengesetzte Princip stark genug war, zur Verfolgung der später Hinzugetretenen zu schreiten.

Auf den ersten Blick leuchtete ein, daß das wahre Mittel, diesem Uebel abzuhelfen, in der Aufnahme der Gefährdeten in den schmalkaldischen Bund bestehe, wodurch dieser verstärkt und jene geschützt werden konnten. Das hatte jedoch die Schwierigkeit, daß im Nürnberger Frieden Diejenigen, denen er zu Gute kommen sollte, namhaft gemacht, und eben dadurch alle Andern von der Wohlthat desselben ausgeschlossen waren. Eine Erweiterung des Bundes war dabei zwar nicht verboten, aber auch nicht vorbehalten. Geriethen nicht die namentlich Einbegriffenen, wenn sie Andre in ihren Bund zogen, dadurch in Gefahr, die Concession wieder zu verlieren, die ihnen zu Theil geworden?

Nur in dem einen Falle nicht, wenn dieselbe Macht, welche die Concession gewährt hatte, sich auch einer Erweiterung derselben wenigstens nicht geradezu widersetzte.

So eben ließ sich das hoffen.

Französische Agenten durchzogen im Jahre 1535 Deutschland, und suchten besonders die evangelischen Stände auf ihre Seite zu bringen: Franz I rechnete auf sie, bei seinem Vorhaben alle Gegner des Kaisers um sich zu sammeln und dadurch das Gleichgewicht mit demselben wiederherzustellen. Das Haus Oestreich wandte alles an, um dies zu verhindern; besonders König Ferdinand, der vor dem Jahre empfunden, zu welchen Folgen eine Verbindung dieser Art führen konnte.

Und dazu kam, daß sich an dem Hofe des Königs eine gewisse Sympathie für die Protestanten regte.

Sie beruhte darauf, daß der König, der das Land mit vielen Schulden und überhaupt in bedrängtem finanziellen Zustand übernommen, auf die Bewilligungen seiner Landtage angewiesen war, wo Herren und Edelleute das Meiste vermochten, unter diesen aber die Hinneigung zu den Grundsätzen der religiösen Reform schon damals sehr stark um sich griff. Der Erzbischof von Lunden berichtet dem Kaiser im November 1534, in seines Bruders Gebieten seien Herren und Edelleute fast sämmtlich den lutherischen Meinungen zu-

gethan; keiner lasse sich etwas sagen; schon werde auch der Bürgerstand und das gemeine Volk davon ergriffen [1]). Die Eingaben der Landstände, die unter andern bereits im Jahre 1531 die Predigt des lauteren Gotteswortes ohne menschlichen Zusatz forderten, bezeugen diese Gesinnung. Geistliche Güter wurden in Oestreich fortwährend eingezogen, und man nannte die Familien, die dadurch reich geworden waren. Unmöglich konnte in einem Lande, von welchem der Venezianer Cavalli bemerkt, der Adel sei darin mächtiger als der Fürst, die Politik sich von diesen Einflüssen auf die Länge freihalten.

Als den ersten Repräsentanten der deutsch-östreichischen, von den spanischen und römischen Interessen nicht geradezu fortgerissenen Politik müssen wir den Rath des Königs, Johann, Hofmann, ansehen, den wir zuerst als Hauptmann in Neustadt und als Schatzmeister finden, der aber allmählig am Hof die größte Rolle spielte. Längst war Salamanca gewichen; auch der Bischof von Trient hielt sich entfernt, weil er sah, daß er doch nur wenig ausrichten könne; Hofmann, Rogendorf, Dietrichstein, Leonhard von Fels, enge unter einander verbunden, hatten die wichtigsten Geschäfte in den Händen. Schon war Oestreich den Herzogen von Baiern und dem Erzbischof von Salzburg nicht katholisch genug; sie wollten mit Hofmann nichts zu thun haben; „sie halten ihn", sagt Lunden, „für verdächtig in unserer Religion"; Lunden versichert, „es gebe wenig Leute am Hof, an denen man nicht einen Geruch der neuen Lehre spüre." Noch weniger zufrieden waren die norddeutschen Katholiken, welche den Abschluß eines katholischen Bundes und die Aufstellung eines Heeres, das dann wie gegen die Protestanten so auch gegen Frankreich gebraucht werden könnte [2]), in Antrag gebracht, aber damit, wie sich denken läßt, kein Gehör gefunden hatten. Wäre ein solcher Bund nicht in der That eben das Mittel gewesen, um die Protestanten zu einer Vereinigung mit Frankreich, die man vermeiden mußte, vorwärts zu treiben?

1) Lyntii d. XI. Novembris 1534: Praeterea in omnibus dominiis regiae Majestatis proceres et nobiles quasi omnes sequuntur Lutheri opinionem, et nemo verbo corrigitur, quisque agit pro suo arbitrio. Arch. zu Brüssel.

2) Schreiben des Erzbischofs von Lunden 8. April 1535: Optabant ob id, ut notabilis exercitus in Germania M^tis Vestre nomine conscribatur, . . medietatem majestates vestre ambo stipendia exolverent; reliquam medietatem ipsi principes in imperio stabilire atque exigente necessitate exercitum totum contra Francorum regem aut Wayvodam emittere, et eorum opera pro voluntate uti.

Vielmehr näherte sich der Hof ganz offenbar den Protestanten. Den Verlust von Würtemberg lernte er allmählig verschmerzen; als im Frühjahr und Sommer nach einander Landgraf Philipp und Herzog Ulrich in Wien erschienen, ward ein gutes Vernehmen mit ihnen hergestellt. Dem Herzog ward Würtemberg verliehen, zwar als ein östreichisches Afterlehen, aber ohne die strengern Verpflichtungen, die man ihm Anfangs hatte auflegen wollen. Mit dem Landgrafen sprachen die kaiserlichen Räthe sogar von einem Bündniß; sie trugen ihm die Vermählung seines Erstgebornen und Erben mit einer Tochter des römischen Königs an.

Hierauf bedachte sich auch Johann Friedrich, der schon seit einiger Zeit mit Hofmann in vertraulicher Correspondenz stand, nicht länger, sich im November 1535 nach Wien zu begeben. Die beste Aufnahme wurde ihm zu Theil. Er empfing die Belehnung mit der Chur, was seine Räthe wohl, in Erinnerung an die allgemeine Bedeutung dieser Würde, die sich an die Idee des Kaiserthums knüpfte, selbst als einen Fortschritt in der religiösen Angelegenheit ansahen, als eine neue Anerkennung der Christlichkeit ihres Bekenntnisses; sein clevischer Ehevertrag ward ihm jetzt wenigstens von Seiten des Königs bestätigt. Dagegen gab er einige Schlösser an der venezianischen Grenze auf, die ihm von Friedrich dem Weisen her gehörten; obgleich der Kaiser noch immer den Frieden von Cadan nicht ratificirt hatte und er deshalb wohl berechtigt gewesen wäre, seine Anerkennung der römischen Königswürde, die sich hieran knüpfte, zurückzunehmen, so ließ er sich doch eine neue Erstreckung des Termines gefallen: der König war höchst erfreut ihn wider Erwarten so nachgiebig zu finden: er meinte, hätte er ihn auf dem Reichstag von 1530 so gut gekannt, so sollten die Dinge nicht so weit gekommen sein.

Bei dieser günstigen Stimmung hatte nun aber der Churfürst auch nicht gesäumt, die allgemeine Angelegenheit seiner Glaubensgenossen, auf die es ihm am meisten ankam, die Erweiterung des Nürnberger Friedens, zur Sprache zu bringen [1]).

1) In einem Bedenken für die Zusammenkunft in Wien im weimarischen Archiv heißt es: Des Kammergerichts Fürwendung, es nehme keine Religionssachen vor, sey durch den Cadanischen Vertrag abgeschnitten, „indem das sich Kön. Maj. verpflicht hat, obwohl uf berührten Nürnbergischen Friden etwas Mißverstand — welcher Mißverstand eben des Kammergerichts Gegenfürwendung gewest — fürgefallen, sol er doch aufgehoben sein, jetzt aber komme es auf die Erstreckung des Nürnberger Friedens, auf die später zum Evangelium getretenen an, weil sonst jeder Beschwerte auf Bündniß in oder außerhalb des Reiches gedenken werde."

Bemerken wir wohl, daß der König einen besonderen Antrieb hatte, ihm hierin gefällig zu sein.

Der Kaiser hatte wirklich Anwendung der Gewalt gegen die Stadt Augsburg erlaubt, wofern sie sich hartnäckig zeige, wie sie denn that und schon machten die Herzoge von Baiern Miene, auf diesen Grund die Stadt anzugreifen. Der Vortheil weder des Königs noch des Kaisers wäre gewesen, diesen damals wichtigsten deutschen Handelsplatz in die Hände von Baiern gerathen zu lassen, dessen Freundschaft für das Erzhaus nicht eben sehr sicher war; Ferdinand sah es nicht ungern, wenn Augsburg gegen die Macht der Herzoge einen anderweiten Rückhalt gewann. Der Bischof von Lunden, der sich damals am Hofe des Königs aufhielt und sonst keineswegs als ein Anhänger Johann Hofmanns erscheint, stimmte ihm doch in dieser Sache bei: in seinen Briefen empfiehlt er Augsburg und Ulm dem Kaiser, hauptsächlich deshalb, weil die Einflüsterungen französischer Emissare in diesen Städten kein Gehör gefunden. Und zu diesen Rücksichten kam noch eine religiöse. In Augsburg schien sich der Zwinglianismus festzusetzen, wovon weitaussehende Nachwirkungen zu fürchten gewesen wären; Ferdinand forderte den Churfürsten auf, etwas dagegen zu thun. Der Churfürst antwortete, vergeblich würde man suchen die Anhänger Zwingli's wieder in die Gebote des Papstthums zu schnüren; möglich sei nur, sie zur Annahme der Augsburger Confession zu bewegen; aber dazu gehöre vor allem, daß ihnen der Nürnbergische Friede und der Cadanische Vertrag zu Gute komme [1]).

Alle diese Motive nun, Besorgniß vor den Tendenzen des Zwinglianismus, vor einer unbequemen Machtvergrößerung von Baiern und vor den noch immer drohenden Erfolgen der französischen Politik, vermochten jetzt den König, einen Schritt weiter zu gehn als bisher.

Unmöglich ließ sich allein für Augsburg unterhandeln, was als Feindseligkeit gegen Baiern hätte ausgelegt werden können: der König entschloß sich zu einem ganz allgemeinen Zugeständniß.

1) In Neudeckers Urk. p. 244: „Damit mein und anderer vleis bei Inen desto eher Zu gedeien Jedem gereichen möchte, — — wil ich verhoffenn — wo sie durch mich vertröstet würden, das sie sich desselbigen kays. fridens und auch des Cadanischen vertrags, sovil die Religion betrifft, gleich mir und andern solten zu erfreuen haben, — E. kon. Maj. werden sie desselben genießten lassen.“ Man darf nicht mit Seckendorf sagen, daß dies Schreiben von Melanchthon verfaßt sei. Sein Gutachten ist jetzt ebenfalls gedruckt (Corpus Ref. II, 781), ist aber mit dem Schreiben keineswegs identisch.

Indem er, wie früher, Stillstand am Kammergericht in allen Sachen Glauben und Religion belangend zusagte, ließ er doch — und eben darauf kam es an — die namentliche Aufführung der hiedurch Bevorzugten, worin die Beschränkung des Nürnberger Friedens lag, diesmal weg[1]).

Bei dem systematischen stillen Gange, in dem sich die deutschen Angelegenheiten vorwärts bewegen, ein nicht zu übersehender Schritt. So viel wenigstens liegt darin, daß von Seiten des Königs der Erweiterung des Bundes kein ernstliches Hinderniß entgegengestellt werden würde. Johann Friedrich war damit fürs Erste zufrieden.

Unverweilt ging er von Wien nach Schmalkalden, wo eine zahlreiche Versammlung seiner bereits harrte.

Auch ein französischer Gesandter war daselbst eingetroffen, um ein Verständniß seines Herrn, der damals jenen Einfall in Savoyen vorbereitete, einzuleiten. Dem Hause Oestreich ward die Nachgiebigkeit König Ferdinands sofort vergolten. Der Gesandte gab einen Entwurf ein, der in den wenigst anstößigen Ausdrücken, die er nur finden konnte, abgefaßt war[2]). Der Churfürst und seine Verbündeten antworteten mit aller äußern Schonung, sie wiesen das Verständniß nicht mit dürren Worten zurück; aber sie machten eine Bedingung, welche den Zweck des Königs aufhob, sie nahmen alle Die aus, denen sie mit Lehen und Huldigungspflichten verwandt seien, namentlich den Kaiser[3]). Der Gesandte entfernte sich: von einer Rückantwort des Königs, die er versprach, hat er doch nie etwas verlauten lassen.

1) Bei Sleidan IX, 546 findet sich ein Bericht, nach welchem es scheint, als sei dies doch nicht erreicht worden, wie das denn auch in das Werk von Seckendorf und dessen Nachfolger übergegangen ist. Allein die Erklärung, die der Churfürst von Sachsen nach seiner Rückkehr aus Weimar in Schmalkalden von sich gab, hebt alle Zweifel. Er sagt da: „er habe so viel erlangt, daß Kön. Majestät gnediglich gewilligt von wegen Sr. kais. Majestät in allen Sachen den Glauben und Religion belangend alsbald einen wirklichen Stillstand an Camer und andern Gerichten zu gebieten und zu verschaffen." Der erste Artikel dieser Wiener Abrede setzte den Friedestand fest bis auf ein Concilium: „oder mitler weil am Kammergericht und sonst nicht zu procediren." Läge darin nichts weiter, als was in Nürnberg oder Cadan bestimmt worden war, so wäre es gar nichts. Die Auslassung der namentlichen Bezeichnung das ist die erhaltene Concession.

2) „So ganz linde gestellt, daß er vermeint hat, uns in solche Verständniß zu bewegen." (Erzählung des Churfürsten.)

3) In der officiellen Antwort hatte Melanchthon, der den Entwurf dazu machte, geschrieben: Pollicentur se nemini opitulaturos esse contra eum . .

Unter diesen Auspicien schritt man zur Erledigung der innern Geschäfte des Bundes.

Die alten Mitglieder desselben entschlossen sich, ihn auf die folgenden zehn Jahre zu erneuern; sie wußten sehr wohl, daß sie ihrer Verbindung die Freiheit der Religion verdankten, die sie genossen.

Hierauf aber, nach den Erklärungen Johann Friedrichs über seine Wiener Verhandlungen, trugen sie auch kein Bedenken, die Schranken zu durchbrechen, welche sie sich in dem Nürnberger Frieden hatten ziehen lassen. Hatten sie sich doch, wie gesagt, damals durch keine ausdrückliche Verpflichtung gebunden. Versichert, daß ihr eigner Friede dadurch nicht werde gestört werden, beschlossen sie, Alle in ihren Bund aufzunehmen, die darum nachsuchen und sich der Augsburgischen Confession gemäß halten würden. Diese Bedingung setzte Johann Friedrich an die Stelle einiger allgemeinen Ausdrücke, welche früher vorgeschlagen worden waren [1].

Eher konnte die Frage sein, ob denen, die den Augsburger Abschied mit unterschrieben, das Recht zustehe, sich davon loszusagen. Sie begründeten ein solches auf die ungebührliche Verzögerung des Conciliums, welches damals versprochen worden: — nicht auf immer meinten sie sich der Zugeständnisse der alten Reichsabschiede entäußert zu haben.

Das vornehmste Interesse hiebei war nun aber jetzt, so gut wie früher, die gemeinschaftliche Vertheidigung gegen die Proceduren des Kammergerichts. Die Verbündeten beschlossen, die neue Zusage des Königs demselben bekannt zu machen. Da es aber nach allem, was bisher vorgegangen, noch immer zweifelhaft blieb, ob das Gericht darauf Rücksicht nehmen würde, so kamen sie überein, wofern dasselbe dennoch zur Acht schreite und deren Vollstreckung veranlasse, dies als einen Act der Gewalt zu betrachten und ihm mit Gewalt zu be-

in iis rebus quae non pertinent ad Romanum imperium. Dies war dem Canzler nicht ausdrücklich genug; er schrieb: in iis rebus quae non pertinent ad invictissimum imperatorem et Romanum imperium.

1) Der erste Entwurf lautet: „daß zur Erweiterung und mehrerem Trost alle diejenigen Stände, so itzo angesucht und nachmals darum ansuchen würden, die Gott und sein heiliges Evangelium lauter und rein bekennen, Friede liebten und sich als fromme Leute hielten, und sonst mit Ursachen nicht beladen, dadurch man sich ihrer entschlagen müßte, in solche christliche Verständniß einzunehmen seyn sollten." Nach der Ankunft des Churfürsten wurde aber die Bedingung ausdrücklicher dahin bestimmt, daß die Aufzunehmenden die Augsburgische Confession bekennen und sich „den andern Einigungsverwandten in allen Punkten und Artikeln gemäß halten sollten."

gegnen. Denn der Majorität, von welcher das Gericht abhing, nachzugeben hielten sie sich auf keine Weise verpflichtet. Hiezu ward sogleich die erforderliche Hülfleistung und zwar auf 20000 M. z. F. und 4000 M. z. Pf. festgesetzt.

Eine Frage, die bei dem Ineinanderfallen geistlicher und weltlicher Verhältnisse unvermeidlich war, was in jedem Falle Religionssache sei, mußte nun auch von Bundeswegen in Anregung kommen. Denn nur für die geistlichen, nicht für die weltlichen Angelegenheiten war er geschlossen. Man kam überein, jedesmal durch Stimmenmehrheit zu entscheiden, ob man sich einer Sache anzunehmen habe oder nicht.

So weit gelangte man binnen einiger Tage in Schmalkalden: der Abschied ist vom 24. December 1535 [1]). Gegen Ende April des folgenden Jahres trat man aufs neue zu Frankfurt a. M. zusammen, um zur Aufnahme der neuen Mitglieder zu schreiten, die indeß darum angesucht.

Es waren Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, von denen der letztere sich im Laufe des Winters mit der Schwester des Churfürsten vermählt hatte, die Fürsten Johann Georg und Joachim von Anhalt: ferner die mächtigen Städte Augsburg und Frankfurt im obern, Hannover und Hamburg im niedern Deutschland, auch Kempten. Einem jeden ward ein angemessener Beitrag für den Fall eines Krieges auferlegt [2]). Man faßte den Plan, der bald darauf auch ausgeführt worden ist, in den Bundesrath vier neue Stimmen einzuführen, zwei für die Fürsten, zwei für die Städte, so daß ihrer nunmehr dreizehn wurden.

Die Zunahme des Protestantismus im Reiche kam dem Bunde, wie wir sehen, hiedurch erst zu Statten.

Nur mußte, ehe man die Sache für abgeschlossen halten konnte, auch die Erörterung der religiösen Differenzen, deren Beilegung zwar angebahnt, aber nicht völlig zu Stande gebracht war, nochmals vorgenommen werden. An jeder Stelle greifen Politik und Theologie in einander.

Unermüdlich thätig war in der Zwischenzeit Butzer gewesen. Fünf Wochen lang finden wir ihn in Augsburg: dann in Constanz:

1) Abschied zu Schm. am h. Christabend 1535. Weim. A.

2) Augsburg wurde angeschlagen auf 5000, Hamburg auf 4000, Frankfurt auf 3000, die beiden Fürsten von Anhalt auf 2000, Kempten auf 900, Hannover auf 767 Gulden; mit Würtemberg, das auf 10000, und Pommern, das wie der Churfürst von Sachsen angeschlagen wurde, kam man nicht völlig überein.

dann im Würtembergischen: endlich brachte er es so weit, daß fast alle oberländische Prediger seine vermittelnde Formel annahmen, deren Nachdruck darin liegt, daß Brod und Wein allerdings Zeichen, aber zugleich darreichende Zeichen seien; Brod und Leib seien eins, jedoch sacramentlich, ohne Vermischung. Nicht allein Melanchthon, mit dem Butzer in Cassel zusammenkam, sondern auch Luther hatte sich damit einverstanden erklärt, und nur noch eine abschließende Zusammenkunft beider Theile in Vorschlag gebracht.

Zur Seite der weltlichen Räthe versammelten sich auch die oberländischen Theologen in Frankfurt. An dem Tage, an welchem der Abschied unterzeichnet ward, 10. Mai 1536, brachen sie sämmtlich nach Thüringen auf. Es waren Capito und Butzer von Straßburg, Frecht von Ulm, Otther von Eßlingen, Wolffhardt und Mäußlin von Augsburg, Schüler von Memmingen, Bernhardi von Frankfurt, Alber und Schradin von Reutlingen. Luther war durch Krankheit verhindert, in Eisenach zu erscheinen, wie er versprochen hatte, und sie mußten sich entschließen, ihn in Wittenberg heimzusuchen. Auf dem Wege gesellten sich ihnen einige thüringisch-sächsische Theologen zu: was den Vortheil gewährte, daß man sich — und zwar nicht von den Wänden einer Conferenzstube eingeengt — näher kennen lernte und von der beiderseitigen Geneigtheit zum Frieden überzeugte.

Der alte Widerwille, „das trübe Wasser", schien sich wieder regen zu wollen, da so eben der Briefwechsel zwischen Zwingli und Oekolampad erschien, der nicht immer glimpflich lautete. Butzern gelang es glücklicherweise, seine Unschuld an dieser Publication darzuthun.

Auch in der Sache trat noch einmal eine bedeutende Differenz heraus.

Luther hatte die Erklärung gefordert, daß der Leib Christi im Abendmahl nicht allein von den Unwürdigen, sondern auch von den Gottlosen empfangen werde. Die Oberländer gaben jetzt das Erste zu, nicht aber das Letzte.

Bemerken wir wohl, daß hier noch einmal der Unterschied der lutherischen und der schweizerischen Auffassung zu Tage kam. Jene, an dem Objectiven des Geheimnisses festhaltend, nahm die Austheilung auch an die Gottlosen an. Diese, die von dem subjectiven Moment ausgegangen, konnte allenfalls den Genuß des wahren Leibes bei den Unwürdigen zugeben, vorausgesetzt, daß dieselben die Kraft des Sacramentes im Allgemeinen anerkennen, nimmermehr aber bei den Gottlosen, die davon vielleicht gar nichts halten. Auf diese beiden Worte war jetzt der ganze Streit zurückgebracht, doch enthielt

er noch die Verschiedenheit der ursprünglichen Auffassung [1]); hätte man hartnäckig sein wollen, so würde an dem Einen Wort noch alles haben scheitern können. Luther hatte von dem Churfürsten die ausdrückliche Anweisung, von der erkannten Wahrheit nicht abzuweichen. Was aber Melanchthon bemerkt, daß man durch den Streit mit den Gegnern auch diesseit vieles gelernt habe, davon zeigte Luther durch die That, daß es auch an ihm wahr sei. Er sah wohl ein, daß, wenn er seinen Ausdruck mit voller Strenge festgehalten hätte, auch Türken und Juden Theilnahme an dem Mysterium zugeschrieben, der Begriff der Impanation, den er selber verwarf, hergestellt worden wäre. „Nur der Gottlosen halben", sagte Luther endlich, „stoßt ihr euch: darüber wollen wir nicht zanken: wir erkennen euch und nehmen euch an als unsere lieben Brüder in Christo". Dem wackern Butzer, der um diese Versöhnung das größte Verdienst hatte, traten die Thränen in die Augen, als er sein Ziel nun so weit erreicht sah: mit gefalteten Händen dankte man Gott.

Ohne Zweifel eines der größten Ereignisse für die Entwickelung der evangelischen Kirche.

Die Oberländer nahmen die Augsburgische Confession und deren Apologie schlechthin als das eigene Bekenntniß an [2]), wovon sie früher

1) Die Versicherung Butzers, daß er in Wittenberg den Unterschied zwischen Gottlosen und Unwürdigen hervorgehoben, hat man in Zweifel gestellt, ja ganz verworfen. Planck (III, 380) meint, der Umstand würde der ganzen Concordie eine andere Gestalt geben, doch sei in den übrigen Nachrichten nichts davon zu finden, und wahrscheinlich habe Butzer einen Unterschied, den er später machte, anticipirt und in jene Zeit gesetzt. Nun findet sich aber in einer authentischen Relation: Handelung und Vergleichung der Theologen zu Wittenberg (in Luthers W. Altenburg VI, 1045) die Sache doch ebenso. Da erklärt Butzer: „Das hätte in ihren Kirchen zu viel grob lauten wollen, daß sie solten gelehret haben (man hatte es ohne Zweifel von ihnen verlangt), daß auch die Gottlosen den Leib Christi empfiengen". Er fährt dann fort: Dagegen „wolten sie dem nicht zuwider seyn, daß nach dem Spruche Pauli die Unwürdigen auch den Leib und das Blut Christi empfiengen". Luther sagt: „Wir haben gehört, daß ihr gläubet, — stosset euch allein der Gottlosen halben, bekennet aber doch, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn nicht verkehren werden". In der Relation des Myconius scheint impius in der Bedeutung von unfromm genommen zu werden; Butzer verstand aber ohne Zweifel unter impius einen Ungläubigen, und das Argument, auch Judas habe doch im Garten den wahren Leib Christi umfaßt, konnte auf ihn wenig wirken. Die Sache selbst erhellt dann doch aus der Articulorum concordiae declaratio quam habuit Bucerus. Corp. Ref. III, p. 80.

2) „Mehr hab ich nicht wissen zu fordern oder bringen". An Georg von Brandenburg bei Hartmann und Jäger II, p. 40.

noch weit entfernt gewesen. Luther dagegen erkannte sie als seine Brüder im Glauben, was er dem Ulrich Zwingli dort zu Marburg abgeschlagen hatte. Auf beiden Seiten ließ man die bisherigen Mißverständnisse fallen. Die Oberländer ergriffen das Einleuchtende einer tieferen Auffassung; sie erwehrten sich nur des schroffsten Ausdrucks derselben, durch den sie auch in der That wieder zweifelhaft wurde. In Wittenberg dagegen ließ man den Gründen der oberländischen Auffassung mehr Gerechtigkeit widerfahren; namentlich erkannte Melanchthon die Analogien derselben in der alten Kirche. Auch auf dieser Seite läuterten sich die Ansichten. Luther erklärte wohl: ihm sei es nie um die Weise und Maß der Gegenwart zu thun gewesen, sondern nur um die Gegenwart selbst; man müsse nun auf beiden Seiten die Streiche und Schmerzen des alten Haders vergessen, vergeben und vertragen[1]).

Auch über alle andern streitigen Punkte verständigte man sich.

Am Himmelfahrtstage 1536 predigte Luther über den Text: Gehet hin in alle Welt und verkündigt das Evangelium allen Heiden. Myconius sagt: er habe ihn oft predigen hören: damals aber sei es ihm vorgekommen, als spreche er vom Himmel her in Christi Namen.

Und gewiß gab diese theologische Versöhnung, zusammentreffend mit der Erweiterung des Bundes, den Protestanten neue Aussichten auf festes Bestehen und allgemeine Welteinwirkung.

Sie wußten nicht anders, als daß die engere politische Vereinigung, zu der sie geschritten, von dem Reichsoberhaupte gebilligt werde, daß ihr Dasein und ihre Bewegung auf gesetzlichem Boden beruhe. Mit dem Kaiser und dem König glaubten sie in dem besten Verständniß zu stehen. Auf eine Anfrage wegen der Wiener Abrede antwortete König Ferdinand: was er einmal versprochen, das suche er auch zu vollstrecken: den rechtlichen Stillstand habe er der letzten Abrede gemäß aufs neue dem Kammergericht geboten[2]). Dagegen zögerte auch Johann Friedrich nicht, eine wahrscheinlich damals in Wien gethane Zusage zu erfüllen und einige Fähnlein zu dem Heere, das sich in den Niederlanden versammelte, stoßen zu lassen. Seiner Sache sicher, gab er denselben einen Feldprediger

1) Schreiben an Jacob Meier in Basel: — mündliche Erklärung an Butzer nach dessen Relation bei Heß: Heinrich Bullinger I, p. 273.

2) Insbruck 8. Aug. „Was sich Kön. Mt. einmal in Handlung einläßt, das ist I. Mt. zu vollstrecken gnädiglich geneigt, wie denn I. Mt. auf die jungst Wienisch beschеen Handlung den Stillstand bei dem Kaiserl. Kammergericht erneuert und verschaffen hat“.

mit, um mitten im kaiserlichen Lager das reine Gotteswort zu verkündigen[1]). Kein Wunder, wenn auch der Kaiser sich sehr gnädig vernehmen ließ. Um jede Annäherung der Protestanten an Frankreich zu verhindern, erklärte er aus seinem Feldlager von Savigliano, wo die letzten Unterhandlungen vor dem Zug in die Provence gepflogen wurden und auch ein päpstlicher Gesandter anwesend war, er werde den aufgerichteten Stillstand halten, Niemand überziehen, den Zwiespalt in der Religion überhaupt nur durch friedliche Mittel beizulegen suchen[2]).

Waren sie aber hier mit dem Kaiser verbündet, so gereichte ihnen — so sonderbar war ihre Stellung — auf einer andern Seite das Mißlingen seiner Absichten, jener Ausgang des nordischen Krieges, den wir schon berührten, zum Vortheil. Bei den Anstrengungen, die gegen Frankreich gemacht werden mußten, war man in den Niederlanden nicht im Stande, die Unternehmung des Pfalzgrafen Friedrich gegen Dänemark, die der Kaiser noch immer im Auge hatte, mit der gehörigen Kraft ins Werk zu setzen. Als der Pfalzgraf in den Niederlanden anlangte, fand er die Vorbereitungen bei weitem unter seiner Erwartung und entschloß sich, die Sache für diesmal aufzugeben[3]). Vergeblich erwartete die Kopenhagener Besatzung die Hülfe, die man ihr von dort aus zugesagt. Auch die Unterstützung, die sie von Deutschland bisher noch empfangen, hörte auf. Besonders der Erzbischof von Bremen war es, durch dessen Theilnahme und Bemühung ihr solche bisher zu Theil geworden; aber damit war jetzt nicht einmal der Bruder desselben, Herzog Heinrich, einverstanden. Dieser selbst vielmehr und der Landgraf von Hessen trugen bei, daß sich der Erzbischof mit einer Geldzahlung Christians III zufriedenstellen, alle weitere Feindseligkeit fallen ließ. So geschah, daß Kopenhagen am 29. Juli 1536 an den neuen König überging. Wir erwähnten bereits, welche Veränderung dieser in dem Reiche vornahm. Es liegt am Tage, daß die Einführung der evangelischen Lehre in Dänemark, die Befestigung eines mit den meisten protestantischen regierenden Familien in alter Verwandtschaft stehenden Hauses auf einem nordischen Throne den protestantischen Interessen überhaupt neuen Rückhalt gab.

1) So heißt es ausdrücklich in der angeführten Beschreibung dieses Feldzuges von der Hand des Feldpredigers Veit Weidener.
2) 7. Juli. Abgedruckt bei Neudecker Urkk. 268.
3) Schreiben des Herzogs Heinrich, mitgetheilt in einer der Streitschriften Philipps von Hessen gegen ihn: bei Hortleder I, IV, 19, nr. 41.

Gerade in dieser Zeit eines durch inneres Verständniß, Fortgang nach außen und politisches Glück erhobenen Selbstgefühls mußte es nun sein, daß den Protestanten eine Einladung zuging, die zuletzt dahin zielte, sie wieder in das alte Verhältniß zur römischen Kirche zurückzuführen.

Ankündigung eines Conciliums.

Vom ersten Augenblick seiner Verwaltung an hatte sich Paul III, nicht ohne mißbilligenden Rückblick auf seinen Vorgänger, entschlossen erklärt, das Concilium, von dem schon so lange die Rede war, zu Stande zu bringen.

In Rom wollte man es zwar auch ihm nicht glauben [1]): denn er habe eine Untersuchung der Mittel und Wege, durch die er emporgekommen, nicht viel weniger zu fürchten, als sein Vorgänger. Der Unterschied war jedoch, daß, wenn Clemens ein Concilium nur gefürchtet hatte, Paul III besser einsah, wozu es dem römischen Stuhle wohl auch nützlich werden könnte. Noch im Jahre 1535 ward ein Nuntius, Vergerio, nach Deutschland geschickt, um zunächst wenigstens den Ort, wo es sich versammeln sollte — der Papst bestimmte Mantua — ins Reine zu bringen.

Auf dem Wege durch Norddeutschland kam der Nuntius auch nach Wittenberg, wo man ihm unerwartete Ehre erwies, z. B. im churfürstlichen Schloß Wohnung gab: es ist wie eine Berührung zwei verschiedener Welten, daß er hier eines Morgens Luther bei sich sah.

Er wünschte, seinem Herrn von der Persönlichkeit dieses größten aller seiner Gegner berichten zu können.

Auch auf Luther machte es Eindruck, daß er einen Abgeordneten der höchsten geistlichen Gewalt — von der er einen so großen Theil der Welt losgerissen — nach langer Zeit zum ersten Mal wieder sehen sollte. Er legte seine besten Kleider an, das Kleinod, das er bei feierlichen Gelegenheiten um den Hals trug, und ließ sich schmücken. Denn er wolle, sagte er scherzend, jung erscheinen, als Einer, der wohl auch in Zukunft noch etwas ausrichten könne.

1) Soriano: Li suoi più intimi cardinali tengono che la voce sia vana, che se bene dice et ha detto di volerlo, che tutto sia finto nè voglia S. S^{ta} in modo alcuno.

Doctor Bugenhagen begleitete ihn. „Da fahren", sagte Luther, als sie beisammen im Wagen saßen, mit ironischem Selbstgefühl, „der deutsche Papst und Cardinalis Pomeranus". Ernster fügte er hinzu: „Gottes Werkzeuge".

Der Nuntius hatte einen andern Begriff von Papst und Cardinälen. Wie die meisten Italiener, vermißte er in Luther die Aeußerlichkeiten einer imponirenden Gegenwart, Abgemessenheit des Betragens. Er nahm es übel, daß Luther, als er der Zeit gedachte, wo er in Rom Messe gelesen, sich ein unwillkürliches Lächeln entschlüpfen ließ, daß er in einem Augenblick, wo das Gespräch stockte, mit der Frage hervorkam, ob man ihn nicht in Italien für einen trunkenen Deutschen halte. Dabei wurden aber doch die wichtigsten Dinge berührt: die englische Angelegenheit, worüber sich Luther nicht ohne Zurückhaltung äußerte, eigentlich das Einzige an ihm, was auf den Nuntius einen guten Eindruck machte; — die Einrichtungen der neuen Kirche: Luther sagte, da man jenseit ihre Priester nicht mehr weihen wolle, seien sie selbst zur Ordination geschritten, er zeigte auf seinen Begleiter als einen so geweihten Bischof; — hauptsächlich das Concilium. Luther erklärte, er glaube nicht, daß es in Rom mit diesem Vorhaben Ernst sei: wenigstens werde man auf einer vom Papst veranstalteten Versammlung von nichts anderm, als von clericalischen Nebendingen handeln: und doch wäre ein freies gemeines christliches Concilium höchlich vonnöthen: „nicht für uns", sagte er, „die wir aus dem lautern Gotteswort die gesunde Lehre bereits haben, sondern für Andere, welche Eure Tyrannei noch fesselt". „Bedenke, was du sagst", versetzte der Nuntius; „du bist ein Mensch und kannst irren". „Nun wohl", antwortete Luther, „habt ihr Lust dazu, so beruft ein Concilium, ich will kommen, und solltet ihr mich verbrennen". „Wo wollt ihr das Concilium haben?" fragte der Nuntius. „„Wo es euch gefällt, in Padua, Florenz oder Mantua"". „Würdet ihr auch nach einer päpstlichen Stadt kommen, wie Bologna?" „„Heiliger Gott, hat der Papst auch diese Stadt an sich gerissen? aber ich werde kommen"". „Auch der Papst würde zu euch nach Wittenberg kommen". „„Er komme nur her: wir wollen ihn gerne sehen"". „Wie wollt ihr ihn sehen, allein, oder mit einem Kriegsheer?" „„Wie es ihm beliebt, wir wollen beides erwarten[1])"".

1) Aus dem Berichte des Nuntius nach Rom hat Pallavicini einen Auszug. In einer Schrift an Johann Friedrich berichtet der Nuntius noch einiges andre. Luther glaubte sich anfangs zum Schweigen verpflichtet; vgl. sein Schreiben an Justus Jonas IV, p. 648: Egi Lutherum ipsum tota mensa.

In Einem Moment fliegen die verschiedensten Möglichkeiten, die im Dunkel der sich vollziehenden Ereignisse ruhen, dem Geist vorüber.

Das zunächst Bemerkenswerthe ist, daß es Luthern wirklich um die Malstatt nicht zu thun war. Auch seinem Fürsten gab er das zu erkennen: und dieser, auf seiner Reise in Prag von dem Nuntius angeredet und dann in Wien weiter dazu gedrängt; hat dort wirklich in die Berufung nach Mantua gewilligt.

Aber dabei, wie sich versteht, war es weder des Fürsten, noch Luthers Meinung, von den Bedingungen einer freien und unparteiischen Erörterung nur im mindesten zurückzutreten. Eine solche hervorzurufen, war die ursprüngliche Absicht gewesen; man hatte dabei die reformatorischen Bestrebungen des letzten großen Concils in Basel im Auge gehabt und die Freiheiten desselben nur noch zu vermehren gedacht. Der vorwaltende Gedanke in diesem Augenblicke war, daß unter dem Schutze des Kaisers eine Anzahl von gelehrten und frommen Männern erwählt werden solle, um die wichtigsten Streitfragen zu entscheiden. Luther studirte die Geschichte der ältesten Concilien; die Ordnung, die in Nicäa gehalten worden, das Ansehen, das die bessere Meinung eines Einzelnen über die Vorstellungen der Mehrzahl gehabt, machte einen großen Eindruck auf ihn. „Ja", hörte man ihn einmal seufzend ausrufen, „ein general, frei, christlich Concilium. Nun, Gott hat allen Rath in seiner Hand".

Die Sendung Vergerio's, bei der man Aeußerungen vermied, welche die Protestanten hätten zum Widerspruch reizen können, namentlich die Beziehung auf die in den alten Concilien getroffenen Bestimmungen, war nur vorläufiger Art: sie ließ noch alles erwarten.

Bei den eifrigen Katholiken fand sie sogar weniger Beifall, als bei den Protestanten. In München erklärte man, es sei unnütz, so viel herumzutragen: — der Papst möge sich nur von dem Kaiser eine eifrige und unnachsichtige Ausführung dessen, was das bevorstehende Concilium beschließen werde, zusagen lassen; dann möge er den Ort des Conciliums bestimmen, es selbständig ausschreiben und sobald wie möglich halten, möchten die Deutschen dabei erscheinen oder nicht; schon genug, wenn der Kaiser verspreche, sie mit gewaltiger Hand zu zwingen, sich den Beschlüssen des Conciliums zu unterwerfen[1]). Der

Das Wichtigste ist immer die Nachricht, wie Vergerius zu Wittenberg angekommen ꝛc. Bei Walch XVI, 2293.

1) che fossero costretti dall' imperatore potenti manu a star quieti alla decision di esso concilio. (Vergerio 30. Mai 1535. Lämmer 175.)

Nuntius erwiderte: der Kaiser werde nie dazu zu bringen sein: er sah darin eine Feindseligkeit der Herzoge von Baiern gegen das Haus Oestreich.

Und wie hätte der Kaiser in jenem Augenblick zu einem Versprechen von dieser Tragweite gebracht werden können, als der Krieg mit Frankreich wieder ausbrach. Er würde dem Nebenbuhler eine mächtige und eifrige Bundesgenossenschaft zugeführt haben.

Wir kennen die Stimmung, in der er, von Tunis kommend, im April 1536 in Rom erschien: er war zugleich von dem Ehrgeiz an der Spitze der Christenheit etwas Großes auszuführen ergriffen, und von Bitterkeit über die feindselige Haltung des Königs von Frankreich erfüllt.

Ein allgemeines Concilium hielt er für unerläßlich. Es war sein eigenster, mit seinem kaiserlichen Selbstgefühl verwobener Gedanke. Vielleicht konnte es noch zur Beilegung der Zwistigkeiten und zur Vorbereitung einer großen Unternehmung gegen die Osmanen beitragen. Aber hauptsächlich: er hatte es den Deutschen versprochen. Wenn er länger zögerte, so mußte er die Berufung eines Nationalconciliums befürchten, das sie immer aufs neue mit wachsendem Eifer forderten, und dessen Beschlüsse ihn in die größten Verlegenheiten hätten verwickeln können.

Papst Paul III konnte ihm dabei nicht ernstlich widerstreben. Er verdankte die Tiara der Voraussetzung, daß diese Berufung von ihm zu erwarten sei. Unmittelbar nach einer Conferenz mit dem Kaiser sprach er seinen Entschluß aus, unverzüglich zur Ankündigung des Conciliums zu schreiten.

Daran kann kein Zweifel sein, daß sowohl der Kaiser als der Papst die vorläufige Einwilligung der Protestanten zu haben wünschten. Granvella, welcher bei der Abfassung der Bulle zugezogen ward, erzählt, der erste Entwurf derselben sei bei der Berathung der Commissarien „nicht ohne Mysterium", das heißt doch, nicht ohne geheime Rücksichten verbessert worden[1]). Es mag eine von diesen Rücksichten gewesen sein, wenn man eine Formel, deren sich Papst Clemens bedient hatte: „das Concilium solle frei sein nach dem vielhundertjährigen Gebrauch der römischen Kirche", welche den Protestanten

1) Granvelle à l'Empereur 23. avril 1536: „Et y a eu mistère de la réduire ainsi". Vergerius drang auf die Weglassung der Worte: secondo la forma di precedenti concilii, weil die Protestanten dies nicht annehmen würden (Pallavicini lib. III, c. 19).

als eine Verspottung erschienen war und ihren heftigsten Widerspruch erregt hatte, diesmal wirklich wegzulassen sich entschloß. Man wollte sie nicht von vornherein, nicht ganz und gar abschrecken. Eine andere Rücksicht gebot, alles zu vermeiden, was dem König von Frankreich hätte Anstoß geben können; und man weiß, daß Granvella darin weiter ging, als die Bevollmächtigten des Königs Ferdinand gewünscht hätten.

Am 12. Juni kam die Bulle zu Stande, durch welche das Concilium auf den 2. Mai 1537 nach Mantua ausgeschrieben wurde. Der Papst hatte den Ort vorgeschlagen, die katholischen Fürsten ihn angenommen, wenn der Kaiser damit einverstanden sei; dieser aber eingewilligt, weil Mantua den deutschen Grenzen nahe liege.

Im Herbst 1536 machte sich abermals ein Nuntius, Peter van der Vorst, aus Antwerpen, Bischof von Acqui, auf, um wie den übrigen deutschen Fürsten, so auch den protestantischen das Concilium anzusagen.

Durften nun aber die Protestanten wohl glauben, daß dies das Concilium sei, das sie immer im Sinne gehabt und das die Reichstage gefordert?

Sie hätten sich absichtlich verblenden müssen, um es anzunehmen. So ängstlich man in der Bulle gewesen war, anstößige Ausdrücke zu vermeiden, so bemerkten doch die Protestanten, daß darin weniger von Erörterung der Glaubensartikel, als von Ausrottung der Ketzereien die Rede sei. Der Papst sagte: er wolle dem Beispiel seiner Vorgänger nachfolgen; — sie erinnerten, eben von diesen seien sie verdammt worden.

Ohne Zweifel war Paul III so gut wie irgend ein früherer Papst entschlossen, die päpstlichen Prärogativen und das ganze bisherige System aufrecht zu erhalten.

Schon stand er mit den heftigsten Verfechtern der alten Lehre, den Gegnern Luthers von Anfang an, in vertraulicher Unterhandlung. Er sprach seine Billigung der Schriften von Faber und von Eck über die Messe und den Primat aus, und verhieß sie wieder drucken zu lassen, denn auf diese Punkte komme es jetzt vor allem an. Faber hatte ihn aufmerksam gemacht, wie schädlich es werden könne, wenn man der Versammlung die Bücher Luthers und seiner Anhänger mittheile, wie dies leicht eine weitere Verbreitung der ketzerischen Meinungen zur Folge haben dürfte[1]). Der Papst billigte,

1) Formidandum est vehementer quod multi ex aliis nationibus, si totos libros haereticorum in concilio legerent, non modo non illos impugnarent, verum potius inde Lutherani et haeretici redderentur.

daß dem Concilium blos ein Auszug ihrer Behauptungen vorgelegt würde, und zwar jeder Satz sogleich mit einer katholischen Widerlegung versehen. So wenig dachte er daran, eine freie Erörterung zuzulassen. Nur über abgerissene Sätze sollte geurtheilt werden, ohne Rücksicht auf ihre Begründung.

Und selbst die Zurückhaltung, die Vergerio empfohlen, beobachtete der Papst nur einen Augenblick. In einer Bulle über die Reformation des Hofes, die er in dieser Zeit erließ, sagt er unverholen, er habe das Concilium zur Ausrottung der verpestenden lutherischen Ketzerei angekündigt[1]).

Unter diesen Umständen konnten die Protestanten wohl nicht zweifelhaft sein, ob sie das Concilium annehmen sollten oder nicht. Sie sahen mit Bestimmtheit voraus, daß der Papst es in seinem Sinne einrichten, sie darin verdammen lassen werde. Jenes Versprechen Johann Friedrichs wegen der Malstatt konnte sie nicht irren. Es war an die Bestätigung der jülichschen Erbverträge geknüpft, welche niemals eingetroffen ist; ohne Mühe entschloß sich Johann Friedrich, die Verbindung seiner persönlichen und der allgemeinen Angelegenheiten überhaupt fallen zu lassen[2]).

Die Frage war nur, wie man sich bei der Verwerfung zu verhalten habe.

Die Gelehrten riethen, das Ausschreiben des Papstes nicht geradehin zurückzuweisen, da er sich darin doch nicht förmlich als Richter bezeichne, jeder Verhandlung in der befürchteten Weise aber durch die Forderung einer vorläufigen Aufstellung von unparteiischen Richtern zu begegnen. So viel als möglich wollten sie sich im gewohnten Wege der Ordnung halten.

Auf der Versammlung der verbündeten Stände in Schmalkalden im Februar 1537 kam vor allem diese Frage in Berathung: und einige Stimmen erklärten sich auch hier im Sinne der Theologen. Aber die Meisten sahen doch mehr die Thatsachen an, als die Form:

1) Rainaldus Tom. XXI, 40. Man muß sich hier vor einem sonderbaren Mißgriff des Rainaldus hüten. Er theilt p. 18 ein ausführliches Schreiben des Papstes Paul III an den Kaiser vom 31. Juli 1536 mit, welches aber nichts ist, als die Uebersetzung eines Schreibens Clemens VII von demselben Tage, aber im J. 1530.

2) „Seine göttliche Allmächtigkeit würde es doch mit der Jülichschen Sache nach seinem Willen wohl machen". Eben darum wird des Wiener Vertrags, den man auf keiner Seite weiter urgirte, späterhin nur wenig Meldung gethan.

sie fanden, daß dies Concilium eigentlich das Gegentheil von dem sein würde, was sie gewünscht, durchaus in den Händen des römischen Hofes, von welchem sie abgefallen, von dem sie schon so gut als verurtheilt seien. Sie erklärten sich für die einfache Recusation, die am Ende allgemein beschlossen ward [1]). Die Einladungsschreiben des Papstes verschmähten sie auch nur anzunehmen. Es schien ihnen, als würde schon durch die Annahme allein das Recht, die kirchliche Hoheit des Papstthums anerkannt. Ueberrascht und durch die allerdings etwas linkische Weise, wie man dabei verfuhr, beleidigt, zog sich der päpstliche Nuntius zurück.

Eine eigentliche Antwort gaben sie nur dem Kaiser, der das Concilium ebenfalls empfahl. „Er möge sich erinnern", sagen sie darin, „daß in den Jahren 1523 und 1524 ein gemeines freies Concilium zur Ausrottung der in der Kirche eingerissenen Irrthümer und Mißbräuche versprochen, diese Zusage auch noch in dem Frieden von Nürnberg wiederholt worden sei. Damit aber habe man nicht ein Concilium in den Formen der früheren gemeint, noch auch ein solches, wie es der Papst jetzt in Aussicht stelle, von dem er selbst erkläre, er berufe es zur Ausrottung der lutherischen Ketzerei. Unmöglich sei es ihnen, eine Versammlung dieser Art zu besuchen, am wenigsten in Italien. Vielmehr ergehe ihre Bitte an den Kaiser, daß er ihnen ein wahrhaft freies Concilium ohne alle parteiische und verdächtige Handlungen in deutschen Landen verschaffen möge [2])".

Die Frage über die Prärogativen des Papstthums, die man früher in den Bekenntnißschriften anzuregen vermieden hatte, nahm man nun erst ernstlich vor. Die Artikel, welche Luther bei dieser Zusammenkunft in Schmalkalden abfaßte und alle anwesenden Theologen unterschrieben, sind, wie der Abschied dies auch ausdrücklich bemerkt, in der Hauptsache nichts als eine Wiederholung der in Confession und Apologie aufgestellten Lehre. Nur über den päpstlichen Primat hatte man für gut gehalten, sich näher zu verständigen. Man kann nicht zweifeln, ob Luther denselben verwarf. Seine Gründe waren erstlich, wie er schon einst in Leipzig auseinandergesetzt, daß die heilige Kirche lange Jahrhunderte ohne Papst gewesen, daß die griechische Kirche ihn noch nicht kenne und dennoch

1) Schmalkaldischer Abschied Oculi 1537.

2) Der Christlichen Confeßionsverwandten, Churfürsten ꝛc. Antwort auf Kayserl. Majestät Oratoris und Vicekanzlers Antragen, so viel das Concilium anlangt. Datum Schmalkalden Sonnabend am Tage Matthiä 1537. Bei Walch XVI, 2333.

christlich sei; — sodann daß sich der Papst nicht an dem einfachen Inhalt der christlichen Lehre genügen lasse: er fordere, daß man ihm gehorche, so werde man selig[1]). Darin ihm nachzugeben, hätte er für einen Abfall von Gott und Christus gehalten. „Wir wollen es nicht thun", ruft er aus, „oder darüber sterben".

Bei dem Widerstreit der Stellung, welche die Protestanten einnahmen, und der Anmuthungen, die man ihnen machte, stieg ihnen vielmehr ein ganz andrer Gedanke, weitester Aussicht, auf.

Johann Friedrich meinte, man müsse dem päpstlichen Concilium ein andres entgegensetzen, ein wahrhaft freies allgemeines christliches Concil. In eine namhafte, in Europa bekannte Reichsstadt, etwa nach Augsburg, könne es berufen und hier durch eine von den Bundesverwandten aufzubringende, Jahr und Tag im Felde zu erhaltende Kriegsmacht beschützt werden. Doctor Martin Luther, mit seinen Nebenbischöfen, oder auch vielleicht die Stände selbst sollten es ausschreiben. Man müsse dafür sorgen, daß die Zusammenkommenden, — Bischöfe, Ecclesiasten, Pfarrer, Prediger, Theologen, auch Juristen, — doch ungefähr dritthalbhundert seien, damit es ein Ansehen habe. Man müsse Engländer und Franzosen, überhaupt aber einen Jeden einladen, der des Glaubens halben, aus der heiligen Schrift etwas vorzutragen habe. Denn nur nach der Schrift, ohne alle Rücksicht auf menschliche Satzungen wolle man verhandeln. Das werde ein heiliges Concilium sein, das über die Lehre entscheiden dürfe. Johann Friedrich hegte die Hoffnung, der Kaiser werde entweder durch seine Bevollmächtigten oder sogar auch in Person daselbst erscheinen[2]).

Nur selten erheben sich die Protestanten, die immer um ihr Dasein kämpfen müssen, zu so kühnen und allgemeinen Entwürfen. Die Minorität, die bisher nur an dem ihr selber durch die früheren Reichsabschiede verliehenen Rechte festgehalten, hätte sich hiedurch auch als Vollstreckerin derselben in ihrem allgemeinen Inhalt aufgestellt. Sie hätte sich als die Repräsentation einer zu ihren ursprünglichen

1) Schmalkaldische Artikel, 4. Artikel, vom Papstthum, bei Walch XVI, 2340.

2) Gedenk Zeddel von was Artikel zu reden und zu handeln seyn will des Concilii, auch andrer Sachen halben, Corp. Ref. III, 139. Das Actenstück ist nicht datirt. Ich möchte es nicht mit dem Herausgeber in den August, sondern eher in den December 1536 setzen. Der 18. Januar 1537 wird als der Termin angegeben, wo die Artikel fertig sein sollen, und zwar nicht ohne den Ausdruck der Eile. „Do es der Doctor mit ichte thun (fertig bringen) könnte."

Grundsätzen zurückkehrenden universalen christlichen Gemeinschaft constituirt.

Es war aber wohl dafür gesorgt, daß es so weit nicht kam. Viele wurden schon von dem Ungewohnten erschreckt: sie meinten, es werde scheinen, als wolle man sich, selbst mit den Waffen, noch einmal wider die ganze Welt setzen. Für eine Stadt wie Augsburg, die so eben ihre Existenz in Gefahr gesehen, war es ein zu kühner Gedanke, eine Versammlung von so allgemeiner Bestimmung in ihren Mauern aufzunehmen. Dazu kam, daß derjenige Mann, der durch das Ansehen, das er genoß, allein fähig gewesen wäre, eine große Versammlung zu leiten, ihre Einheit zu erhalten, Martin Luther, eben dort zu Schmalkalden von einer schmerzhaften Krankheit heimgesucht ward, die ihn dem Tode nahe brachte; er trat überhaupt in das Lebensalter, wo die Kräfte abnehmen und die Bestrebungen einer unmittelbar eingreifenden Wirksamkeit minder lebhaft werden [1]).

Bemerken wir aber den Gegensatz, der das kommende Geschick von Deutschland ankündigt. Die Herzoge von Baiern verlangten ein Concilium in streng papistischem Styl, von dem Papst ausgeschrieben, gehalten und zu Ende geführt, ohne Rücksicht auf Deutschland, dessen Beschlüsse dann mit Gewalt der Waffen durchgeführt werden sollten; der Churfürst von Sachsen und seine Verbündeten machten sich Hoffnung auf eine von der Theilnahme des Papstes unabhängige, ihm sogar entgegengesetzte kirchliche Versammlung in dem Sinne der Protestanten. Beide meinten auf den Kaiser rechnen zu können, die einen, inwiefern er nur die vollziehende Gewalt der Kirche unter dem Papst bilde, die andern in dem Sinne Carls des Großen und des alten deutschen Kaiserthums, welches eine entscheidende Autorität in kirchlichen Angelegenheiten in Anspruch nahm.

Zwischen beiden bewegt sich der Kaiser selbst, der in seiner Eigenschaft als Träger der altcarolingischen Krone nicht ohne Hinneigung für die Ideen der Protestanten war, aber kirchlich an der katholischen Doctrin festhielt und als König von Spanien sich gar nicht von ihr losreißen konnte.

Er durfte keiner von beiden Parteien beitreten, bei der damaligen Lage der Politik durfte er aber auch weder die eine, noch die andere sich entfremden. Denn die eine bildete die alte Majorität am Reichs-

1) „Mit mir ist es aus", sagt Luther auf der Rückreise zu Butzer — „hilft mir Gott auch dies Mal, so habe ich doch keine Kraft mehr. Laßt Ihr Euch die Kirche befohlen sein". Heß Bullinger I, 272.

tage, die andere eine so ansehnliche Macht, die immer im Fortschreiten begriffen war, daß ihr Uebertritt zu Frankreich die größten Gefahren für ihn und sein Haus hätte herbeiführen können.

In welche Verlegenheiten und Schwankungen, vielleicht selbst Unschlüssigkeiten er dadurch gerathen mußte, trat bei jenen Verhandlungen in Schmalkalden selbst zu Tage.

Nürnberger Bund.

Der päpstliche Nuntius war in Begleitung des Reichsvicecanzlers, Doctor Matthias Held, dahin gekommen, der neben den conciliaren auch die Angelegenheiten des Reiches zur Sprache brachte.

Wenn nun aber die Protestanten die Aufregung nicht verhehlten, in die sie durch die ihnen feindselige Haltung des Kammergerichts versetzt wurden, so nahm Doctor Held das Verfahren desselben unverholen in Schutz. Der Kaiser, sagte er, habe dem Kammergericht Befehl gegeben, in allen Dingen Gerechtigkeit auszuüben und nur die Religionssachen aufzuschieben, und ganz so verfahre es denn auch. Natürlich aber habe es selbst zu ermessen, was in jedem Falle Religionssache sei. Wollte der Kaiser den Protestanten überlassen, dies zu bestimmen, so würde er die Regel nicht allein des Rechts, sondern auch des Evangeliums verletzen, nach welcher auch der andere Theil gehört werden müsse. Die Protestanten wandten ein, die Religionssachen zu unterscheiden sei keine Sache der Willkür: alle die seien dafür zu erklären, die nicht ausgemacht werden könnten, ehe die Entzweiung im Glauben beigelegt worden. Allein darauf nahm er keine Rücksicht. Er suchte den Standpunkt jenes ersten Bescheides vom Jahr 1533, der wahrscheinlich sein eigenes Werk gewesen, wieder zu gewinnen. Der Friede von Cadan, die Abrede von Wien existirten für ihn nicht. Und eben so entschieden verwarf er auch die Aufnahme neuer Mitglieder in den schmalkaldischen Bund. Der Kaiser, sagte er, könne denen, die sich durch ihr Wort und ihr Siegel verpflichtet, die Reichsabschiede zu halten, unmöglich gestatten, eigenmächtig davon abzuweichen: er werde die Zusage geltend zu machen wissen, die ihm geschehen sei; wolle jemand zurücktreten, so müsse ein solcher erst die Genehmigung des Hofes dazu nachsuchen. Genug, dem Gerichtshof, von dem die Protestanten ausgeschlossen waren und in welchem der Mittelpunkt der sie bedrohenden Feindseligkeiten lag, suchte er die ganze Freiheit des Verfahrens vorzubehalten, welche diese beschränken wollten. Es sollte ihm überlassen bleiben, in welchen Sachen, gegen welche Stände

es die alten Rechte geltend machen wolle. Da seinen Aussprüchen die Reichsacht folgen mußte, wäre keinen Augenblick weiter an ein ruhiges Bestehen zu denken gewesen[1]).

Die Protestanten, die sich auf den Frieden von Cadan, die Abrede zu Wien, das Schreiben von Savigliano verließen, hätten eine Erklärung dieser Art nimmermehr erwartet. „Wir sind alle ganz erschrocken gewesen", sagt der Landgraf, „wir waren wie vor den Kopf geschlagen". „Wir hatten uns", sagt ein sächsischer Gesandter, „einer Bekräftigung des kaiserlichen Friedens versehen, nicht dieses Untrosts".

Nachdem wir die friedliche Haltung wahrgenommen haben, die der Kaiser und nicht einmal freiwillig jetzt einhielt, müssen wir die Frage erörtern, ob eine Erklärung, wie diese, wirklich seinen Absichten entsprach.

Nach dem mißlungenen französischen Feldzug hatte Carl V die nunmehr zu ergreifende Politik sorgfältig in Erwägung gezogen[2]) und sich am Ende entschlossen, auf neue Unterhandlungen mit Frankreich einzugehen, und zwar zunächst wieder in Bezug auf Mailand. Er und seine Räthe hielten daran fest, daß in einem Abkommen mit Frankreich die erste Bedingung einer freien Bewegung nach jeder andern Seite hin liege; aber dabei verbargen sie sich doch auch nicht, wie schwer es sein werde, zu einem solchen zu gelangen: und seinem Bruder wenigstens ließ der Kaiser melden, daß er es mit nichten hoffe: ohne Zweifel werde der König auch ferner die Entzweiung in Deutschland zu seinen Zwecken nähren, einen neuen Angriff der Osmanen veranlassen; vielleicht habe er schon den Papst gewonnen. Der Kaiser gab die Besorgniß zu erkennen, daß der Papst und zwar aus Rücksicht auf Frankreich das Concilium gar nicht mehr wolle[3]).

1) Die einzige einigermaßen authentische gedruckte Notiz über diese Verhandlungen findet sich bei Schmidt Theil VIII, p. 374, wo sich jedoch sonst über die Heldische Angelegenheit gar viele Irrthümer kundgeben. Von um so größerem Werthe war mir ein Actenstück im Brüsseler Archiv ohne Titel im 4. Bande der Documens relatifs à la reforme, Piece 85, das die Verhandlungen über Concil, surséance, d. i. das Kammergericht, und novi adhaerentes, d. i. den Nürnberger Frieden, Vortrag, Antwort, Replik und zweite Antwort enthält.

2) Dies Gutachten befindet sich im Brüsseler Archiv in der originalen Geheimschrift.

3) est besoing ... adviser ce que sera de faire en cas que le pape, par induction dudit roy de France ou pour craincte que ledit sainct pere a de perdre son auctorité ou royaume de France, qu'il ne voulsit

Und unter diesen Umständen hätte er seinen Abgeordneten angewiesen, eine Sprache zu führen, welche die Entzweiung in Deutschland erst recht entflammen, die Protestanten in ihr altes Mißtrauen gegen seine Absichten zurückwerfen und den Einflüsterungen des Königs von Frankreich Gehör verschaffen mußte?

Wir können das mit aller Sicherheit verneinen.

Im Brüsseler Archiv findet sich die Instruction, die er dem Doctor Held im October des Jahres 1536 nach Deutschland mitgab. Darin nun beauftragt er denselben, seinem Bruder zwar nochmals zu versichern, daß er trotz der obwaltenden Bedrängnisse und der zweideutigen Haltung des Papstes nichts zu bewilligen gedenke, was der Substanz des Glaubens und der Kirche zuwiderlaufe; ihm aber zugleich vorzustellen, daß man Deutschland doch auch nicht in noch größere Verwirrung gerathen lassen dürfe: leicht möchte man sonst Kirche und Kaiserthum zugleich zu Grunde richten. Held sollte den römischen König fragen, ob sich in Deutschland das Concilium nicht vielleicht durchsetzen lasse, auch in dem Fall, daß der Papst es nicht wolle. Wie aber, wenn das dem König, wie vorauszusehen war, unmöglich schien? Der Kaiser spricht sich darüber unumwunden aus: dann, sagt er, muß man auf ein anderes Mittel denken, entweder indem man die Abgewichenen auf immer vor Anwendung der Gewalt sichert, unter der Bedingung, daß sie den Landfrieden halten und sich an uns anschließen dem Nürnberger Frieden gemäß, oder indem man eine neue Abkunft zu Stande bringt nach den Verhältnissen, die seitdem eingetreten sind. Selbst den Gedanken eines Nationalconciliums, der ihm früher so verhaßt gewesen, weist er jetzt nicht mehr entschieden von sich[1]; man würde da Einiges nachgeben können, was für den Glauben unwesentlich sei. Ferdinand soll bedenken, daß man, da alles auf dem Spiel steht, auch alles daran setzen müsse.

Dergestalt hegte der Kaiser doch wirklich die Gesinnung, welche

entendre a la celebration dudit concille soubz couleur de ladite guerre dentre nous et ledit Roy de France.

1) Fauldra adviser s'il y aura quelconque expedient autre, soit d'asseurer pour toujours les devoyez de la foy, quant a la force, moyennant qu'ils se conforment sincerement avec les aultres membres de la Germanie pour observer la commune paix et se joindre tous avec notre dit frere et nous, soit en ensuyvant ce traité de Nuremberg ou en faisant ung autre de nouvel selon que l'on verra et ce que depuis est succedé en aura baillé l'occasion ... Brüss. Arch.; vollständig bei Lanz Corresp. II, 271.

die Protestanten in ihm voraussetzten: er war in der That geneigt, die Nürnberger Zugeständnisse zu erweitern, die Protestanten vor Anwendung der Gewalt zu sichern. Wir können sagen, unter diesen Bedingungen wäre der Friede auf's neue befestigt gewesen: die Evangelischen wünschten nichts weiter: sie wären damit vollkommen beruhigt worden.

Statt dieser Zusicherungen aber trug nun Held eine Erklärung vor, welche, wenn nicht dem Wortlaut, doch der Tendenz nach das grade Gegentheil von dem enthielt, was ihm aufgetragen worden war.

Wenn man dann weiter fragt, wie dies auch nur möglich war, so muß man sich erinnern, daß die religiöse Parteiung auch die Höfe und Cabinette spaltete; wie denn einer der Räthe König Ferdinands für lutherisch galt, und die Stellvertreterin des Kaisers in den Niederlanden, Königin Maria, in dem Rufe stand, dieselbe Partei zu halten, während manche kaiserliche Räthe jeder Concession systematisch widerstrebten.

Einer von diesen war Doctor Matthias Held, früher selbst Beisitzer am Kammergericht, und durch die unaufhörliche Renitenz der Protestanten gegen die Autorität dieses Gerichtshofes mit Bitterkeit und Haß gegen sie erfüllt, damals Vicecanzler des Reiches, und als solcher im Gefolge des kaiserlichen Hofes; er theilte die Gesinnung der reichsständischen Majorität, und hielt die Gesichtspunkte des rechtlichen Krieges, mit dem diese die Protestanten zu bedrängen beschlossen hatte, mit Eifer fest. An den Beschlüssen der Reichstage von Augsburg und von Regensburg hatte er selbst eingreifenden Antheil genommen; auf den Zügen nach Ungarn und gegen Tunis, auf denen er als Vorsteher der Reichscanzlei das Reichsoberhaupt begleitete, hatte er, ein kleiner Mann von Statur, so viel Ausdauer, und in Momenten der Gefahr Herzhaftigkeit bewiesen, daß sich der Kaiser bei seiner Anwesenheit zu Rom bewogen fühlte, ihm feierlich den Ritterschlag zu ertheilen. Bei aller Hingebung und selbst Leidenschaft für die Sache, der er sich angeschlossen hatte, vergaß Doctor Matthias doch seine eigenen Angelegenheiten nicht. Seine natürlichen Kinder machten ihm viel zu schaffen; wir finden wohl, daß er den jungen Viglius, den er am Kammergericht beförderte, dafür mit seiner natürlichen Tochter verheirathen wollte[1]). Die päpstlichen Nuntien sind auf der Hut, seinen oft abenteuerlichen Mittheilungen

1) Vita Viglii. Anal. Belg. II, 1. 97. Dabei werden ihm in seinem von Kampschulte in den Forschungen IV, 606, mitgetheilten Adelsdiplom optimi mores zugeschrieben.

und Ergüssen, die er als die unzweifelhafteste Kunde vorträgt, Glauben zu schenken. Auch an der Curie hatte Held seine besondern Anliegen; er haderte mit dem päpstlichen Nepoten um eine Propstei; Morone suchte ihn, wie er angewiesen war, durch Freundlichkeiten zu beruhigen[1]. Während des französischen Feldzugs hatte nun der Reichsvicecanzler vertrauliche Bekanntschaft mit Heinrich von Braunschweig gemacht, ihm beim Abschied ermuthigende Zuschriften an die katholischen Fürsten mitgegeben, und dieselben bald in Person mit dem Worte des Kaisers zu bestätigen versprochen. Herzog Heinrich hatte dann die Hoffnungen seiner Freunde auf Held gerichtet: aus seinen Briefen sehen wir, wie sehnlich er dessen Ankunft erwartete, mit welcher Sicherheit er davon eine Rückwirkung gegen die halblutherische Politik der königlichen Räthe sich versprach. Hätte nun Held das Vertrauen so vieler deutscher Fürsten, deren Gunst ihm sehr nützlich werden konnte, täuschen sollen? er würde alle sein Ansehen verloren haben. Sein Ehrgeiz war, als eine Säule des Reichsrechtes und der mit demselben verbündeten kirchlichen Ideen zu erscheinen, die andersgesinnten Räthe des Kaisers und des Königs zu beschämen, und hauptsächlich, im Streit mit ihnen Recht zu behalten. In der allgemeinen Politik hatte doch auch seine Tendenz eine gewisse Nothwendigkeit. Er mag sich darauf verlassen haben, daß er ein Princip verfechte, das niemals ganz verleugnet werden könne, und einen oder den andern Tag wieder ergriffen werden müsse. Er hatte sogar mündliche Aeußerungen, eventuelle Zusicherungen für sich. Genug, er entschloß sich, trotz der Anweisung, die er empfangen, seinem eignen Ermessen zu folgen und den juridischen Gesichtspunkt auch gegen den momentanen Willen des Kaisers zu behaupten.

In dem Grade nun, in welchem Eröffnungen, wie sie der Kaiser beabsichtigte, alles befriedigt hätten, mußten die, welche wirklich geschahen, alles aufregen und in widerwärtige Bewegung bringen. Die Protestanten konnten nicht anders, als das, was sie vernahmen, für den wahren Ausdruck des kaiserlichen Willens halten. Sie glaubten mit Händen zu greifen, daß man sie bisher nur habe täuschen wollen.

Held scheint zunächst gemeint zu haben, sie durch die drohende Haltung, die er annahm, einzuschüchtern. Aber der Erfolg war der entgegengesetzte: sie kehrten auf ihre alte oppositionelle Stellung zu-

1) Morone an Paul III: „ho accarezzato il prefato dottore secundo che V. S^{ta} altrevolte mi scrisse e gl'ho compiaciuto in alcune cose.“

rück. Wie hätten sie auch geneigt sein sollen, zur Erhaltung eines Gerichts, in dem ihre gefährlichsten Gegner saßen, Beiträge zu leisten, oder wozu der Orator sie aufforderte, die Türkensteuer zu erlegen. Sie meinten, nicht in den Osmanen liege die Gefahr, die ihnen furchtbar sei, sondern diesseit in der Christenheit. Sie ließen Held wissen, nach allem, was er gesagt, müsse ihnen der Friede, der bisher bestanden, aufgehoben scheinen[1]).

Der kaiserliche Orator gab sich nicht allein keine Mühe, ihre Besorgniß zu beschwichtigen; er suchte vielmehr den Drohungen, die er ausgesprochen hatte, durch Verhandlungen mit den katholischen Fürsten Nachdruck zu geben, wobei ihm die Irrungen, die in der Mitte der großen norddeutschen Häuser entstanden, zu Statten kamen.

Unmittelbar nach der Schmalkaldner Zusammenkunft folgte eine andere zu Zeitz, wo die Erbvereinigung der Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen erneuert, nach dem Tode Joachims I die beiden jungen Markgrafen Joachim II und Johann in dieselbe aufgenommen werden sollten. Es ging aber ungefähr wie bei der Erneuerung der Bünde in der Schweiz. Das Bundesverhältniß brachte die Entzweiung vielmehr zum Ausbruch. Johann Friedrich wollte die alte Formel nicht wiederholen: „der h. römischen Kirche zu Ehren": er wollte nicht mehr wie bisher den Papst unter denjenigen nennen, gegen welche dies Bündniß nicht gelten solle; Herzog Georg dagegen drang auf die Beibehaltung dieser Clausel. Man machte dem Erstern den Vorschlag, sie in dem Tractat selbst zuzulassen, und dann in einem besonderen Instrument dagegen zu protestiren; er erwiederte, den Nachkommen möchte dann leicht nur der Tractat bekannt werden; er war schon eifersüchtig auf seine evangelische Ehre, und wollte immer geradeaus gehen. Nur dann wollte er die Namhaftmachung des Papstes zugeben, wenn ausdrücklich dabei bemerkt werde, daß dieselbe der Antwort nicht nachtheilig sein solle, die dem kaiserlichen Orator in Schmalkalden wegen des Conciliums ertheilt worden sei; aber eine Einschaltung dieser Art wollte wieder Herzog Georg sich nicht gefallen lassen[2]).

Man schied auseinander, ohne eine Vermittelung gefunden zu haben.

1) Réponse des princes: „que la proposition et declaration du Docteur Matthias donne ung tel sens par le quel icelle paix seroit non seulement tournée en mesintelligence, mais aussi totalement abolie."

2) Beibrief und Erbeinigung zu Zeitz Sonnabend nach Lätare 1537, und überhaupt die einzige genügende Relation darüber in Müllers Reichstagstheater unter Maximilian Th. II, p. 659 f.

Nachdem das päpstliche Concilium abgelehnt, das Kammergericht von der einen Partei zu einem Werkzeug ihrer Feindseligkeit gemacht, von der andern verworfen war, brach auch die auf Verwandtschaft der Fürsten und der Länder gegründete locale Vereinigung auseinander.

Ja eben aus dieser, aus der Mitte von Deutschland stieg die Gefahr des Krieges auf.

Schon öfter hatten die Mitglieder des Hallischen Bundes die Absicht gehabt, ihre Kräfte durch das kaiserliche Ansehen zu verstärken; doch war es ihnen noch immer mißlungen. Wann aber konnte je ein günstigerer Moment dazu eintreten, als der damalige, wo ein kaiserlicher Orator die nemlichen Absichten und Forderungen aufgestellt hatte, welche immer die ihren gewesen waren?

Wir wollen nicht erörtern, in wem zuerst der Gedanke dazu entsprungen sein mag, in Dr. Held oder den Fürsten. Dort in Zeitz hatte man geheime Zusammenkünfte zwischen Herzog Heinrich und dem Orator in der Abtei bemerkt; und wenn wir in den Briefen Helds an den Herzog auf die Versicherung stoßen, daß er der Sache fleißig obliege „ihrer Abrede gemäß", so können wir nicht zweifeln, daß eben zwischen ihnen die entscheidenden Besprechungen Statt gefunden haben. Und gewiß ließ es Held an Eifer nicht fehlen. Nachdem er das Kammergericht besucht[1]), eilte er weiter, von einem katholischen Hof zum andern. Ueberall stellte er vor, daß man den Fortschritten der Protestanten nur durch einen starken und schlagfertigen Bund Einhalt thun könne. Endlich an dem Hof des römischen Königs, wo er länger verweilte, trat er mit dem Entwurf eines solchen Bündnisses hervor, welchen er zunächst mit einem andern Mitgliede der Zeitzer Versammlung, Herzog Georg von Sachsen, berathen hatte.

Und sehr entschieden und weitaussehend, wie sich das nach der Stimmung der Urheber nicht anders erwarten läßt, lautete nun dieser Entwurf.

Das Bündniß sollte so gut für die weltlichen wie für die geistlichen Angelegenheiten gelten[2]): damit man nicht bei jedem Fall erst zu untersuchen brauche, ob er zu den einen oder zu den andern ge-

1) Viglius ad Hermannum 14. Maji 1537. Anal. Belg. II, 241.

2) Fertigung und Instruction von Joachim von der Heiden gegen Speier uf den 4. Tag Martii. Dresden 20. Februar. Der Gesandte „sal es also dahin arbeiten, daß es uf die Religion, Prophan und alle andern sachen ane allen Unterscheid vollenzogen werde."

höre. Alle Städte, auch die fürstlichen, sollten womöglich zum Beitritt vermocht werden. Werbungen im Reiche sollten nur den Mitgliedern des Bundes gestattet sein.

Man sieht diesem Entwurf seinen Ursprung an. Die territorialen Interessen des Herzogs von Braunschweig gegen die benachbarten Städte, die ihm im Wege waren, der albertinischen Linie gegen die ernestinische, des Erzbischofs von Magdeburg gegen den Burggrafen von Magdeburg — eine Würde, die Johann wieder geltend machte — wären dadurch mit den allgemeinen Angelegenheiten der Religion zusammengeworfen worden; ein energischerer Bund als der schmalkaldische, überdies durch die Autorität des Reiches verstärkt, hätte sie in Schutz genommen.

Es ist wohl sehr deutlich, daß eben deshalb der katholischen Sache im Allgemeinen damit nicht gedient sein konnte.

Hie und da hatte Held selbst an geistlichen Höfen nur eine schlechte Aufnahme gefunden. Der Churfürst von Trier erwiderte seine Anträge mit der Drohung, dem Landgrafen davon Meldung zu thun[1]). Im März 1538 ward zwar wirklich eine Zusammenkunft zu Speier gehalten, um über seinen Entwurf zu Rathe zu gehn: außer den norddeutschen Verbündeten hatten Baiern, Salzburg und König Ferdinand ihre Abgeordneten gesendet: eben die am eifrigsten katholischen Fürsten des Reiches: aber zur Annahme seiner Vorschläge waren sie nicht zu überreden. Durch die mancherlei Ausstellungen, welche sie machten, fühlte sich Dr. Held fast beleidigt.

Ebenso leicht ist es aber auch zu begreifen, daß der Antrag der Norddeutschen nicht völlig zurückgewiesen ward. König Ferdinand hatte sich auf das Ernstlichste beklagt, daß Held ihn vorbeigegangen und so gefährliche Pläne in Gang gebracht habe, „den Geschäften des Kaisers trefflich schädlich". Nachdem es aber einmal geschehen, wäre es auch nicht rathsam gewesen, sich denselben geradezu entgegenzusetzen: man hätte sich dadurch leicht auch die katholischen Fürsten entfremden können. Und hatte nicht der Kaiser selbst schon vor mehreren Jahren an einen ähnlichen Bund gedacht? Auch jetzt hatte er seinen Abgeordneten wenigstens mündlich ermächtigt, darüber zu unterhandeln, freilich nur, wie Königin Maria versicherte, um zu erfahren, wessen er sich im Nothfall zu den katholischen Fürsten zu versehen habe[2]).

1) Summarie Verzeichniß was an uns Philipsen . . . der Erzbischof und Churf. zu Trier von wegen S. Liebden anpracht und geworben hat. (Weim. Arch.)

2) Relation vom niederländischen Hof an Landgraf Philipp im Wei-

Am 10. Juni 1538 ward wirklich zwischen den am eifrigsten katholischen Fürsten, den norddeutschen, Georg, Albrecht, Heinrich und Erich, und den süddeutschen, Salzburg, Baiern, König Ferdinand, zugleich im Namen des Kaisers, ein Bund geschlossen: doch nicht in dem Anfangs vorgeschlagenen Sinn noch Umfang. Er kann eigentlich nur als eine Nachbildung des schmalkaldischen angesehen werden. Er sollte sich ebenfalls nur auf Religionssachen erstrecken, wenn nicht etwa der auch dort vorgesehene Fall eintrete, daß man ihretwillen, aber unter anderm Scheine angegriffen werde. Er sollte auf gleiche Weise in zwei Provinzen zerfallen, eine sächsische und eine oberländische: in jener sollte Herzog Heinrich von Braunschweig, in dieser Herzog Ludwig von Baiern die Hauptmannschaft verwalten, beide mit Zuziehung von Bundesräthen. Es ward eine ähnliche Kriegsverfassung verabredet; die Geldbeiträge wurden auf verwandte Weise bestimmt. Kaiser und König ließen sich nicht höher anschlagen als andere Mitglieder; beide zusammen verpflichteten sich, auch nur eben so viel zu leisten wie die Herzoge von Baiern; der Kaiser nahm seine Niederlande ausdrücklich aus.

Wir sehen, auf diese Weise erlangte der Bund bei weitem nicht die Energie, die man ursprünglich ihm zu geben beabsichtigt: noch weniger gelang es, ihn so allgemein zu machen, wie man gedacht: — Churfürst Albrecht konnte nicht einmal sein Capitel zu Mainz zum Beitritt bewegen. Nichtsdestoweniger erfüllte er die kriegslustigen Fürsten mit neuem Selbstgefühl.

Ganz ruhmredig meldet Heinrich von Braunschweig dem Churfürsten von Brandenburg, daß er in Nürnberg gewesen und nach abgeschlossenem Bund glücklich wieder nach Hause gekommen sei, trotz aller Gefahren, die er auf der Reise bestanden, aller Feinde, die auf ihn gelauert[1]). „Wir wissen nun ihre Meinung“, sagte er, „sie nicht die unsre, sollen sie aber bald erfahren.“

Von eifrigen Bischöfen wurde Dr. Matthias als ein wahrer Held gerühmt, der eine Sache zu Stande gebracht habe, die ohne ihn nicht möglich gewesen wäre. Es erhellt nicht, daß der römische Hof

marischen Archiv. Königin Maria setzte hinzu, der Kaiser habe mehr Besorgniß, angegriffen zu werden, als Neigung, anzugreifen. An Kriegsabsichten konnte in der That nach obiger Instruction nicht gedacht werden.

1) „wiewol des hin und wieder alle lücken woll bestellt gewesen, das die leute meinen, es solle uns solches gefeilet haben.“

daran Antheil gehabt, aber man suchte ihn herbeizuziehen und rechnete stark auf seine Beihülfe [1]).

Auch an sich hatte die Vereinbarung eine große Bedeutung und selbst Gefahr. Letztere liegt hauptsächlich darin, daß die Verbündeten nur den Nürnberger Frieden anerkannten und kein Hehl daraus machten, wenn ein kammergerichtliches Urtel ergehe, dasselbe vollziehen, das erlangte Recht vertheidigen zu wollen [2]), — die Protestanten aber eben hiegegen ihren Bund Anfangs geschlossen und zuletzt erneuert hatten.

Da so viele Processe schwebten, deren Entscheidung nicht zweifelhaft sein konnte, so war nichts anderes zu erwarten, als ein feindliches Zusammentreffen der beiden Bündnisse bei der ersten Gelegenheit. Ja fast schien es, als werde es einer solchen Gelegenheit nicht einmal bedürfen, um die Fehde zum Ausbruch zu bringen.

Wie auch in andern Fällen so oft, jeder Theil vermuthete von dem andern das Aergste; es gab Leute, die das Feuer zu beiden Seiten schürten.

Im December 1538 schrieb Matthias Held den Herzogen von Baiern: er habe gewisse Kunde, daß der Landgraf im nächsten Frühjahr zum Angriff schreiten werde: Anfangs nur mit der Hülfe des Herzogs von Würtemberg, später, wenn die Sache glücklich gehe, mit Unterstützung des ganzen schmalkaldischen Bündnisses: er denke auf diese Weise der gesammten deutschen Nation mächtig zu werden [3]). Der vertrauteste Rath Ludwigs von Baiern, Weißenfelder, schrieb hierauf an Herzog Heinrich von Braunschweig: auch er glaube, der Krieg werde ausbrechen: besser, man greife die Sache bei Zeiten an, als daß man sich überraschen lasse; es muß, fügte er hinzu, doch einmal sein [4]). Auf der andern Seite erhielt Landgraf Philipp aufreizende und bei dem Schein des Rechts und der Friedfertigkeit bedrohende Briefe. Es schien fast, als habe eine Cabale heftiger Eiferer es darauf abgesehen, die reizbaren Nachbarn an einander zu bringen. Einst waren Landgraf Philipp und Herzog Heinrich die vertrautesten Freunde und Cameraden gewesen. Man hatte Herzog Heinrich wohl sagen hören, er werde Leib und Gut, Haut und Haar bei dem Landgrafen aufsetzen; sollte einer seiner Söhne sich nicht

1) Instruction de Ferdinand à Don Didaco de Lasso. Papiers d'état de Granvelle II, 528.

2) Carlowitz an Philipp, Neudecker Urkk. 316.

3) Schreiben aus Neuhausen bei Worms. Bei Hortleder I, 891.

4) München. Bei Hortleder I, 883.

dankbar gegen denselben beweisen, den werde er selbst umbringen. Die Verschiedenheit der Religion hatte sie an sich noch nicht getrennt: in der würtembergischen, in der dänischen Angelegenheit waren sie verbündet gewesen. Aber mit der Religionssache durchdrangen sich so viel andre Interessen des Eigennutzes und Machtbesitzes, daß der Hader immer bitterer und widerwärtiger wurde. Für Herzog Heinrich war es unerträglich, daß Städte wie Braunschweig und Goßlar, mit denen er von jeher in Streit lag und gegen die ihm ein kammergerichtliches Urtel doppelte Rechte gegeben haben würde, durch den schmalkaldischen Bund vor ihm geschützt werden sollten. Er empfand es übel, daß der König von Dänemark, um den auch er Verdienste hatte, dem Bunde beitrat. Eben bei Gelegenheit der zu diesem Beitritt nach Braunschweig angesetzten Versammlung hat sich die Feindseligkeit des Herzogs zuerst offen gezeigt. Er versagte dem Landgrafen das sichere Geleit zur Reise; als dieser dennoch fortzog und mit seinem Gefolge vor Wolfenbüttel vorüberritt, ließ er das Geschütz der Feste über sie hin abgehn[1]). Seitdem war nun an kein Verständniß weiter zu denken; den kriegerischen Rathschlägen gab eben Herzog Heinrich am meisten Gehör. Auf jene Nachrichten Weißenfelders forderte er unverweilte Berufung der Kriegsräthe und jede ernstliche Anstalt. In dem Schreiben hierüber drückte er sich über seinen alten Freund mit der gehässigsten Wegwerfung aus: wie derselbe keine Ruhe mehr finde, als auf der Jagd, des Nachts nicht mehr schlafen könne: der wunderliche Mann werde noch toll werden.

Der Zufall wollte nun, daß der Secretär, welcher diese Briefschaften bei sich trug und seinen Weg durch das Hessische nahm, dem Landgrafen, der eben auf die Wolfsjagd ritt, begegnete, ihm verdächtig vorkam und von ihm festgenommen ward. Es läßt sich denken, welchen Eindruck es auf ihn machte, als er jene Papiere fand und zu lesen bekam, was darin von ihm geschrieben stand. Von dem Momente an faßte er eine tödtliche Feindschaft gegen Heinrich.

Auch auf der protestantischen Seite fing man an zu rüsten.

Allen Gegenbemühungen zum Trotz schien es nun doch durch den Gegensatz der Religion, nachbarliche Eifersucht, den Einfluß erhitzter Rathgeber und persönliche Beleidigungen, zwar nicht zu einem Krieg auf Leben und Tod, aber wohl zu einer allgemeinen blutigen Fehde kommen zu müssen.

1) Lauze Hessische Chronik III, 333.

Glücklicherweise trat jedoch diesmal auch eine beruhigende Einwirkung durch die allgemeinen Verhältnisse ein, die an das umfassendste Interesse von allen, an den Gegensatz gegen die Osmanen anknüpfte.

Liga gegen die Osmanen.

Im Frühjahr 1537 war geschehen, was man erwarten mußte: der König von Frankreich und sein Verbündeter, der türkische Sultan, nachdem sie in den letzten Jahren die Angegriffenen gewesen, hatten nun auch ihrerseits einen Angriff auf die Gebiete des Kaisers unternommen.

Der König widerrief seine Verzichtleistung auf die Oberherrlichkeit über Artois und Flandern feierlich, machte einen Angriff auf die Niederlande und nahm Hesdin ein[1]).

Im Juli 1537 setzte eine osmanische Heeresabtheilung von Avlona nach Apulien über und eroberte Castro; neapolitanische Ausgewanderte erschienen in ihrem Gefolge. Obwohl nicht daran zu denken war, daß die Eingebornen sich denselben angeschlossen hätten, — die Grausamkeit der Osmanen machte jede Annäherung unmöglich, — so mußte man doch geschehen lassen, daß sie Beute hinwegtrieben und Tausende von Menschen in die Sklaverei abführten[2]).

Im September 1537 griffen die Franzosen auch im Piemontesischen weiter um sich: ihre Armee bestand großentheils aus Deutschen, die sich zwar schwer in Ordnung halten ließen, aber übrigens die besten Dienste leisteten.

Damit wurde jedoch die Macht des Kaisers noch keineswegs erschüttert; diese Angriffe stießen noch auf hartnäckigen Widerstand. Von den Niederlanden her fielen die Kaiserlichen auch wieder ins französische Gebiet ein und trugen kleine Vortheile davon; in Oberitalien hielten sich die beiden Heere wenigstens das Gleichgewicht. Im Neapolitanischen hatte der Vicekönig Toledo im Ganzen so gute Anstalten getroffen, daß die Osmanen nicht festen Fuß fassen konnten.

Dieser Krieg hatte aber eine über die eigentlich kaiserlichen Gebiete noch weit hinaus reichende Direction: er betraf die gesammte Christenheit im südlichen und im östlichen Europa. Da gegen den

1) Auszug aus den Schreiben der Königin Maria z. B. vom 26. April. (Anhang.)

2) Guazzo p. 198 menarono di quei paesi plù di X^m anime.

Kaiser wenig auszurichten war, wandte sich die Seemacht des Sultans gegen die ihm bequemer gelegenen venezianischen Besitzungen. Corfu ward wenigstens geplündert (die Lebensbeschreibung Chaireddins will 140 zerstörte Dörfer daselbst zählen); alle die altberühmten Eilande des Archipelagus Skyros, Patmos, Aegina, Paros, Naxos, an die sich die Erinnerung der Anfänge der abendländischen Cultur knüpfen, der profanen wie der kirchlichen, fielen damals in die Hände der Barbaren[1]). Indessen erneuerten die Paschas von Bosnien und Semendria den Krieg an den ungarisch-slawonischen Grenzen: Katzianer, der ihnen Einhalt thun sollte, erlitt bei Essek eine jener Niederlagen, welche das Heer, das sie erfährt, zugleich vernichten. Nicht allein die Ferdinandeischen Gebiete standen hierauf dem Feinde offen, sondern der König-Woiwode Johann, der schon seit mehreren Jahren in Constantinopel verdächtig und verhaßt geworden, fing an für sich zu fürchten.

Es läßt sich denken, in welche Besorgniß der römische Hof hierüber gerieth. Als Apulien angegriffen ward, glaubte Papst Paul III ein standhaftes Herz zu beweisen, wenn er Rom deshalb nicht verlasse. Aber er setzte seine Häfen an beiden Meeren, Ancona und Civitavecchia, in Vertheidigungszustand und legte verstärkte Garnisonen in seine Plätze. Zugleich war er sehr bereit, die maritimen Kräfte seines Staates zur Abwehr der osmanischen Flotten anzustrengen; er traf ein Bündniß zu Schutz und Trutz mit den Venezianern und dem Kaiser gegen die Osmanen, welches man eben wegen seiner Theilnahme die heilige Liga nennt, die nun auch die alten Ideen der lateinischen Christenheit wieder aufnahm. Der Kaiser hat sich dabei die Krone von Constantinopel ausdrücklich vorbehalten. Am 24. Februar 1538 schloß Johann Zapolya einen Vertrag mit Carl und Ferdinand, in welchem er allen seinen bisherigen Bündnissen, namentlich dem mit den Türken entsagte, sich die Unterstützung der beiden öftreichischen Brüder, unter andern zur Wiedereroberung von Belgrad, versprechen ließ, und dagegen einwilligte, daß nach seinem Tode auch derjenige Theil von Ungarn, den er im Besitz habe, möge er nun Kinder hinterlassen oder nicht, an Ferdinad fallen solle[2]).

Es leuchtet aber ein, daß sich mit alle dem nicht viel erreichen ließ, so lange der König von Frankreich mit dem Kaiser im Kriege war

1) Antonio Longo commentarj della guerra del 1537, 38, 39. MS. Venet.

2) Friedensvertrag bei Katona XX, II, 1077.

und die Unternehmungen der Osmanen begünstigte. Papst Paul hielt es für seine nächste Aufgabe, die Feindseligkeit der beiden großen Fürsten zu beseitigen. Nachdem er ihnen die dringendsten Anmahnungen hatte zugehen lassen, erklärte er, daß er zwischen ihnen nicht mehr neutral bleiben, sondern sich gegen Den erklären werde, der der Urheber des Uebels sei[1]). Er deutete an, daß er sich auf die Seite des Kaisers neige. Und nicht ohne Nachtheile würde bei der engen Verflechtung der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten ein ernstes Zerwürfniß mit dem Papst für den König von Frankreich gewesen sein, der überdies die ernstliche Absicht nicht hegen konnte, die Osmanen noch mächtiger zu machen. Sein Zweck war erreicht, da er in Italien eine große Stellung eingenommen hatte, durch die er seinem Nebenbuhler das Gleichgewicht hielt.

Schon gegen Ende des Jahres 1537 nahm Franz I eine friedlichere Haltung an. Es war hauptsächlich das Verdienst des Connetable Montmorency[2]) auf der einen, und der Königin Maria von der andern Seite, daß zunächst für die Niederlande und hierauf im November für Italien ein Stillstand geschlossen ward.

Zu seiner Rechtfertigung bemerkte der König, daß es ihm unmöglich gewesen sei, zugleich eine große Armee im Felde und die festen Plätze in Piemont in gutem Stande zu erhalten, bei der allgemeinen Verwüstung des Landes[3]).

Der eigentliche Beweggrund möchte der schon angegebene sein, daß sein politischer Ehrgeiz fürs Erste befriedigt war. Der Waffen-

1) L'evêque de Macon aus Rom 21. Dec. 1537 bei Charriere Négociations de la France dans le Levant I, 358.

2) Francesco Giustiniano Rel^ne^ di Francia 1537, erwartet alles von der „persuasione dell' Ill^mo^ Contestabile, il quale si come può tutto con S. M^à^, così conosce che con la pace sì può conservare in questa sua grandezza." — Vgl. ein Schreiben der Königin Maria an Ferdinand 6. August „que le grand maistre de France (Montmorency wurde im Anfang 1538 Connetable) desire que la paix se traicte et enfin la treve de Bomy a esté faicte."

3) Lettre de François I à M^r^ Castillon, Amb^r^ en Angleterre: Encore que mon armée fust grosse et puissante et qu'il m'eust été aisé et facile de reculer mes ennemis dedans les villes et places fortes du duché de Milan, toutesfois estant deja l'hiver commencé et qu'il ne m'estoit facile par un même moyen soutenir la grosse armée que j'avois et advitailler et pourvoir les villes que je tiens en Piemont pour le gros gast de vivres que les dits ennemis y avoient fait, il m'a convenu pour cest effet choisir le moyen de la dite trêve. (MS. zu Paris.)

stillstand ließ jedem Theile die Plätze, welche er bis dahin in Besitz genommen hatte.

Dabei konnte es aber sein Verbleiben nicht haben. Eine andere Direction bahnte sich unverzüglich an.

Der venezianische Gesandte versichert, als die Nachricht von dem Abschluß der Liga zwischen dem Kaiser, dem Papst und der Republik Venedig am französischen Hofe ankam, habe Jedermann seine Augen auf den König gewandt und ihm stille Vorwürfe gemacht. Der Christenheit Verluste verursacht zu haben, an einer Unternehmung nicht Theil nehmen zu können, die auch in der französischen Nation ein starkes Mitgefühl für sich hatte, war die mißliche Seite der von Franz I ergriffenen Politik. Er durfte darin nicht weiter gehn.

Unter diesen Umständen nun gelang es dem Papst Paul, eine Zusammenkunft zwischen dem König und dem Kaiser zu vermitteln, im Mai 1538, zu Nizza, die freilich noch nicht zum Ziele führte. Nicht vom Frieden, sondern nur von einem längern Waffenstillstand war zuletzt die Rede. Der König hätte einen zwanzigjährigen gewünscht, hauptsächlich um Piemont so lange als möglich in Besitz behalten zu können; der Kaiser, der seinen Schwager nicht so lange beraubt sehen wollte, dachte nur einen dreijährigen zu bewilligen; dem Papst gelang es einen Stillstand auf zehn Jahre zu Stande zu bringen. Ich möchte nicht sagen, daß ein so langer Stillstand einem Frieden gleich zu schätzen gewesen wäre: vielmehr blieben die alten Differenzen dabei noch immer unausgeglichen und gewissermaßen vorbehalten; allein es bedeutete doch etwas, daß es dazu gekommen war, und allmählig mußte sich nun ein besseres Verhältniß bilden [1]). In Nizza hatten die beiden Fürsten einander persönlich nicht gesehen: erst als der Kaiser auf der Rückkehr die französische Küste berührte, zu Aiguesmortes, geschah dies. Sie haben die Messe mit einander gehört, zusammen gespeist; der lebhafte König namentlich hat sich mit aller möglichen Genugthuung über den Eindruck, den der Kaiser auf ihn gemacht habe, sowie über das gute Verständniß, das zwischen ihnen geschlossen sei, geäußert [2]).

1) Relatione del clar^mo Nic. Tiepolo dell' abboccamento di Nizza, abgedruckt bei du Mont IV, II, p. 172, sowie im Thesoro politico.

2) An Castillon 18. Juli, und hierauf 28. Juli. Princes ne se departirent en plus grande amitié. Entendez que la fiance et seureté que nous avons prises entre nous deux, est si grande que je vous puis dire, qu'il n'y acelui de nous qui ne soit pour d'ores en avant estimer et re-

In diesen beiden Versammlungen ist nun aber nicht allein von den französischen und osmanischen, sondern auch von den kirchlichen und den deutschen Angelegenheiten die Rede gewesen.

Die beiden Fürsten kamen überein, daß der zehnjährige Stillstand bereits als Friede betrachtet und demnächst eine große Unternehmung gegen die Osmanen, mit der ganzen Macht, die dazu erforderlich sei, ins Werk gesetzt werden solle; die Minister wurden ermächtigt, die nöthigen Vorbereitungen einzuleiten. Zwischen Cobos und Granvella auf der einen, Montmorency und dem Cardinal von Lothringen auf der andern Seite wurde nun auch die protestantische Irrung, durch welche dies Unternehmen unmöglich gemacht worden wäre, erwogen. Sie kamen überein, gemeinschaftlich eine gütliche Ausgleichung zu Stande zu bringen[1]. Der König versprach, sie wissen zu lassen, daß er jetzt mit dem Kaiser in freundschaftlichem Vernehmen stehe, und alles zu thun, um sie herbeizuziehen.

Es ist kein Zweifel, daß der Papst hiemit einverstanden und bereit war, einige Concessionen für den Zweck zu bewilligen: unter seiner Autorität sollte alles vollzogen werden[2].

Dann war fürs Erste auch kein Concilium nothwendig, welches ja von den Protestanten nicht angenommen war, und daher zur Aussöhnung nichts beitragen konnte. Der Papst verschob es aufs neue. Unter den Gründen, die er dafür angiebt, ist auch der, daß man erst die in Deutschland ausgebrochenen kirchlichen Streitigkeiten zu beruhigen suchen müsse, wozu sowohl von dem Kaiser als von dem römischen König Hoffnung gemacht werde[3].

In der That übernahm der Kaiser, festhaltend an den wesentlichern Tendenzen seiner Politik, aber dies Mal mit Einwilligung des Papstes, noch einen Versuch zu machen, um die vom Glauben Abgewichenen in Güte herbeizubringen, und hierin so weit zu gehn wie möglich, so viel Mühe darauf zu wenden wie möglich. Er fügt

putter les faits de son compagnon comme les siens propres. (Melanges de Colbert XIII, Bibl. zu Paris.)

1) Carl an Maria 18. Juli 1538: persuader aux devoyez de notre ancienne religion de se reduire et accorder amyablement, que ledit S^r roy et moy par ensemble y tiendrons la main; et que par traicté de notre Saint pere la chose s'appoinct.

2) Der Kaiser erinnert den Papst im folgenden Jahr an seine Zugeständnisse — lo que S. S^d se ha inclinado y condescendido — (Döllinger Beiträge I, 23.)

3) Causae propter quas S. D. prorogat celebrationem Concilii. Bei Ribier I, 169.

hinzu, auch König Franz sei in Aiguesmortes diesem Beschlusse beigetreten [1]).

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dagegen vorläufige Verabredungen gegen König Heinrich VIII getroffen wurden. Was aber die abendländischen Fürsten und Völker am meisten in Bewegung setzte, war die immer drohender werdende Haltung der Türken.

Im Jahre 1538 waren die Erfolge der christlichen Waffen nicht einmal zur See besonders glücklich. Im September 1538 sehen wir Andrea Doria aus den Gewässern von Sta. Maura weichen. Die Fahnen der drei Verbündeten hatten einen Augenblick auf Castelnuovo im Meerbusen von Cattaro geweht: den türkischen Anstrengungen gelang es jedoch, dies Castell wieder zu erobern. Zu Lande war der Sommer 1538 mit einem großen Verlust bezeichnet. Noch stand die Moldau in einem Verhältniß zur Pforte, welches ihr eine gewisse innere Unabhängigkeit gestattete: Peter Raresch wurde noch unter den Fürsten der Welt genannt; als er aber Miene machte, sich an die Mächte des Abendlandes anzuschließen, überzog ihn Suleiman mit einer Heeresmacht, der er keinen Widerstand zu leisten vermochte; seine Städte wurden verbrannt und seine Schätze genommen, er selber flüchtete. Das Land, obwohl es das Recht behielt, seinen Fürsten zu wählen, wurde übrigens der strengen Herrschaft unterworfen, wie sie die Osmanen damals auszuüben pflegten.

Ueber dem ganzen östlichen Europa lag der Schrecken, den sie vor sich her verbreiteten. Besonders scheint es großen Eindruck gemacht zu haben, daß sich in Jassy der Chan der Krim bei Suleiman vorgestellt und dessen Hand geküßt hatte. Man glaubte zu wissen, daß für das nächste Jahr Türken und Tartaren mit ihren Reiterschaaren nach Ungarn vordringen würden und fürchtete, die Ungarn selbst würden, da man ihnen kein Geld zu geben im Stande sei, auf die Seite der Osmanen, denen es nicht daran fehle, übergehen; diese würden ein paar feste Plätze nehmen und von denen aus das Land durchstreifen; — Polen, Oestreich und das gesammte Deutschland in dringende Gefahr gerathen, von ihnen überwältigt zu werden.

Gleich damals versäumte man nicht, deutsche und spanische

1) Instruction an Lunden: „selon que avez entendu la resolution prinse tant a Nyce avec nre st. pere depuis en Aiguesmortes avec le roi tres chretien nre très cher et bon frere, qu'est en effect de retirer par doulceur les dits devoyez si avant que faire se pourra et y travailler jusqu' à l'extreme du possible."

Truppen nach Ungarn zu schicken, um Zapolya zu unterstützen[1]). Aber Jedermann empfand, daß es großer und nachhaltiger Gegenanstalten bedürfe. Der Kaiser erklärte im November, daß er im nächsten Frühjahr mit wenigstens 60000 M. im Felde sein werde, von welchen die Hälfte aus Deutschen bestehen sollte. Die kaiserlichen Minister gaben die Hoffnung nicht auf, den König von Frankreich zu ernstlicher Theilnahme herbeizuziehen.

Und in diesem Augenblick nun, wo ein begonnenes gemeinschaftliches Unternehmen mit allgemeiner Anstrengung durchgesetzt werden sollte, hatte der unüberlegte Eifer eines selbstsüchtigen Dieners jene Streitigkeiten in Gang gebracht, welche die deutschen Kräfte, auf die man vorzüglich rechnete, in sich selbst aufzureiben und eine allgemeine Entzweiung herbeizuführen drohten.

Aufstand zu Frankfurt.

Wenn man in dem politischen Leben jener Jahre ein auffallendes Schwanken und Hinundherwogen der Tendenzen wahrnimmt, so rührt das gerade nicht von Willkür und persönlicher Schwäche her. So viele eigenthümliche Gegensätze sind vorhanden — der abendländischen Christenheit und der Osmanen, der Krone Frankreich und des Hauses Oestreich, der Protestanten und der römischen Kirche, noch immer auch des Papstthums und des Kaiserthums, der geistlichen und der weltlichen Gewalt, minder bedeutender zu geschweigen —, die alle in einander wirken, und von denen bald der eine, bald der andere überwiegt, jeder aber immer seine besondere Berücksichtigung fordert. So mächtig ist auch der Kaiser nicht, daß sich sein Thun und Lassen in einem consequenten, nach allen Seiten wohl erwogenen Gange hätte bewegen können. Den verschiedenen Tendenzen wird zuweilen freier Lauf gelassen, oder sie sind stark genug, sich selber Bahn zu brechen, die Werkzeuge der höchsten Gewalt unter ihren Einfluß zu bringen.

Damals war die Politik des Hauses Oestreich durch den Eifer des Doctor Matthias in den größten Widerspruch mit sich selbst gerathen. Kein Zweifel, daß die katholischen Fürsten festgehalten und unterstützt werden mußten: aber Held, der nichts als eben dies Interesse vor Augen hatte, war darin so weit gegangen, daß die beiden diesseitigen Regierungen, in Oestreich und den Niederlanden, in Unruhe und Verlegenheit geriethen.

1) Hammer III. Isthuanffius, lib. XIII, p. 137.

König Ferdinand durfte nicht nur auf keine Hülfe deutscher Fürsten rechnen, wenn zwischen ihnen der Krieg ausbrach, sondern er hätte in denselben thätig eingreifen müssen. In diesem Falle würde auch König Franz sich schwerlich ruhig verhalten haben. Wenigstens der Landgraf sprach noch immer von Erbietungen, die man ihm von Frankreich aus mache; er meinte, bei der Unsicherheit der Verhältnisse, welche die Aeußerungen Helds kundgegeben, und der Gefahr, vom Kaiser angegriffen zu werden, könne man ihm nicht verdenken, wenn er die französischen Anträge nicht ganz von der Hand weise.

In den Niederlanden sah man ein, in welche Gefahr ein zusammentreffender Angriff von Frankreich und von Niederdeutschland her bringen würde. Königin Maria nannte Held einen Buben und Heuchler: sie fragte über das Verfahren desselben bei dem Kaiser an, der dann antwortete, er wisse nichts davon; sie säumte nicht, dem Landgrafen von Hessen freundschaftliche Eröffnungen zugehen zu lassen.

Nicht mit Unrecht sagte der Erzbischof von Lunden, der hauptsächlich der Vertraute ihrer Gesichtspunkte war, daß alles auf dem Frieden zwischen König und Kaiser beruhe, für dessen vollständiges Zustandekommen, denn was man auch sagen mochte, noch war nur Stillstand getroffen, der Papst vor allen Dingen sorgen müsse, wenn die Lutheraner unterworfen werden sollten. Die Frage eines Nuntius, ob das Letzte nicht durch Gewalt der Waffen möglich sei, auch ohne Frieden mit Frankreich, beantwortete er mit unbedingtem Nein. Denn die Verwirrung, die ein Krieg hervorrufe, könne so weit gehen, daß man den König von Frankreich zum Kaiser mache [1]).

Das schien mir ein sehr bedeutendes Wort, sagt der Nuntius. Dem Hause Oestreich kam es nun in hohem Grade erwünscht, daß sich in Deutschland selbst zur Seite der kriegsbereiten Parteien doch auch eine Tendenz zum Frieden und zur Versöhnung erhob.

Sie ging von den Mitgliedern der bisherigen Majorität aus, die trotzdem daß sie das waren, an dem Verfahren des Kammergerichts kein Wohlgefallen fanden und dem Bunde von Nürnberg nicht anhingen.

In Oberwesel ward eine Zusammenkunft der rheinischen Churfürsten gehalten, auf welcher die gemäßigte Meinung das Uebergewicht behauptete und eine Vermittelung beschlossen wurde [2]). Indessen

1) Mignanellus Cardinali Farnesio, 21. Februar 1539. (Lämmer 228.)

2) Schreiben der Versammelten an Churfürst Joachim vom 12. August. Auch der Cardinal von Mainz war geneigt, wenn man ihn nur wolle.

kam der junge Churfürst von Brandenburg, Joachim II, seiner böhmischen Lehen halber zu Bauzen mit dem römischen König zusammen. Er hatte sich so eben in zweiter Ehe mit einer polnischen Prinzessin vermählt und war dadurch der Schwager des König-Woiwoden Zapolya geworden. Keinem Reichsfürsten konnte so viel wie ihm an der Aufrechthaltung des zwischen Zapolya und dem Hause Oestreich geschlossenen Verständnisses und der Unterstützung beider durch die Macht des Reiches liegen [1]). Er machte dem König das Anerbieten, eine Ausgleichung in dieser Angelegenheit zu versuchen, und dieser ging mit Freuden darauf ein [2]). Mit Einwilligung der Protestanten ward ein Tag zu Frankfurt am Main festgesetzt [3]), wo Joachim II und Churfürst Ludwig von der Pfalz zu diesem Werke schreiten sollten. König Ferdinand fand es täglich dringender, nothwendiger. Nachdem der Churfürst von Brandenburg die Reise nach Frankfurt schon angetreten hat, schickt er ihm noch einen seiner Räthe nach, um ihn aufzufordern, keinen Augenblick zu verlieren, sondern nach Frankfurt fortzueilen: schon seien Hessen und Würtemberg in Waffen; an andern Orten beginne man sich zu rüsten; was lasse sich von einem Ausbruch des Krieges anderes erwarten, als Zerrüttung und Verderben der deutschen Nation und Verstärkung ihres Erbfeindes, des Türken.

Die Entscheidung aber mußte, wie sich versteht, vom Kaiser ausgehen.

Nicht allein vermöge der europäischen, sondern auch in Bezug auf die deutschen Verhältnisse gerieth der Kaiser durch die Verhandlungen Helds in Verlegenheit. Denn an der Ausführung des rechtlichen Krieges, wie ihn die süddeutschen und norddeutschen Feinde der Protestanten beabsichtigten, konnte ihm selbst nicht ernstlich gelegen sein. Der Vortheil wäre doch im Fall des Sieges den Ständen selbst zu Gute gekommen, die sich dann leicht einmal mit dem Papst zu seinem Nachtheil verbünden konnten.

1) Wie enge diese Dinge zusammenhängen, zeigt das Schreiben von König Sigmund von Polen an Ferdinand, Cracau 7. Sept. 1539: Neque prius eo adducta est S. Maj. Regia (Sigismundus) ut ser. filiam suam ser. D° Hungariae regi elocaret, quam majestatem ejus pacem concordiam amicitiam cum ser. Romanorum inivisse certo accepisset.

2) Schreiben Ferdinands an Joachim vom 28. Juni 1538, worin er nur die Besorgniß ausdrückt, daß der Kaiser in dieser „hochwichtigen Sache Macht zu schließen nicht geben werde".

3) Die Gesandten Joachims, Trott und Schlieben, unterhandelten mit den Räthen Philipps und Johann Friedrichs im August zu Eisenach.

Darum durfte er die Verhandlungen seines Agenten jedoch nicht gradehin für unbefugt und ungültig erklären. Officiell als Reichsoberhaupt und Vogt der römischen Kirche konnte er sich von dem kirchlich gesinnten Theile der Stände, dessen gute Meinung und Beistimmung ihm in tausend Rücksichten unentbehrlich war, so wenig trennen, wie sein Bruder das gewagt hatte.

Unter diesen Umständen verfuhr er, wie seine Natur es mit sich brachte. Er mißbilligte das Verfahren seines Gesandten persönlich nicht in ausdrücklichen Worten, aber seine Schwester durfte erklären, daß er keinen Theil daran habe[1]). Er hütete sich fürs erste, die Nürnberger Einung zu bestätigen; erst später hat er dies gethan, als der gefährliche Augenblick vorübergegangen war. Zu nicht geringem Erstaunen gereichte es damals dem Herzog Georg, der in allem Ernste der beste Verbündete des Kaisers zu sein glaubte, daß die Mandate nicht erscheinen wollten, welche Held aufs Bestimmteste angekündigt hatte. Und zugleich aber that der Kaiser doch das, was die vorliegenden Umstände, der Gang seiner Politik nothwendig machten. Er entzog dem Dr. Held sein Vertrauen, er gab ihm Zeichen der Ungnade, über die sich derselbe hinwegzusetzen die Miene annahm: denn der Hofdienst mache nur Arbeit und bringe nichts ein: die er aber nicht ableugnen konnte. Einem Andern, dem Erzbischof von Lunden, übertrug er die Führung der deutschen Geschäfte.

Wir kennen bereits Johann von Veeze, der einst durch Christian II auf den erzbischöflichen Stuhl von Lund erhoben, in dessen Fall verwickelt worden war und mit ihm hatte fliehen müssen; wir sind ihm schon dann und wann in kaiserlichen Diensten, in die er dann übertrat, begegnet. Eine Zeitlang hielt er die Fäden der Verbindung der niederländischen Regierung und der nordischen Gegner Christians in seiner Hand. Dann erscheint er im Namen der Königin Maria in Ungarn, um deren dortige Geschäfte zu führen. Zuweilen dachte er wohl noch einmal in eignem Namen aufzutreten, entweder mit seinen erzbischöflichen Rechten in Dänemark, oder als Verwalter der Besitzthümer der Königin, um selbst eine politische Rolle zu spielen. Allein die paar Thaler Taggelder, von denen er leben mußte, um deren Erhöhung er unaufhörlich bittet, erinnerten

1) Naves sagt dem Landgrafen: „que la royne scavoit bien, que led. Dr. Held n'avoit eu telle charge de l'empereur et que c'etoient choses, controuvées par les malveillants de lui et de ses confederés pour mettre la nation germanique en crainte peine travail et despens, faisant en cet endroist les excuses de l'empereur.

ihn wohl, wie wenig unabhängig er sei. Und so widmete er sich ganz den Geschäften seines Hofes. Er bildete recht einen Gegensatz von Matthias Held: um die Aufrechthaltung der bisherigen Kirchenformen und der damit zusammenhängenden Reichsverfassung kümmerte er sich wenig: er lebte und webte in weitaussehenden politischen Combinationen. Den Vertrag mit Zapolya, der so bedeutend in jene Zeit eingriff, hat er vermittelt; er hat zuerst den Rath gegeben und den Versuch gemacht, den Landgrafen von Hessen für Oestreich zu gewinnen. Der Protestantismus der schwäbischen Reichsstädte hindert ihn nicht, mit denselben in Verbindung zu treten. Er zeigt sich schon in seinen Briefen ein wenig geschwätzig: im Gespräch bei den deutschen Gelagen, die er liebte, soll er dies in hohem Grade gewesen sein; aber zugleich finden wir ihn immer thätig, immer bei der Sache und dem Winke der Gebieter gehorsam.

Er war kein Rechtsgelehrter, wie Held, der das Heil der Christenheit in der Aufrechthaltung der Reichsabschiede und der kammergerichtlichen Autorität erblickte; er hielt allezeit die großen Gesichtspunkte der allgemeinen Politik fest und brachte sie mit schneidender Energie zur Sprache. Der Nuntius äußerte einmal, wiewohl schon mit einiger Zurückhaltung, daß das Concilium doch das beste Mittel sein werde, dem Lutherthum ein Ende zu machen. Der Erzbischof lachte auf, denn er hielt dies für eine scholastische Idee. Vor allem, sagte er, müsse man die Türken abwehren: geschehe das nicht, so werde es bald keinen Streit zwischen Katholiken und Lutheranern geben. Sei das aber geschehen, so möge man dafür sorgen, daß den alten Concilien Gehorsam geleistet würde. Ein Concilium in dieser Zeit zu berufen, wo man voraussehe, daß es keinen Gehorsam finden werde, würde der schlimmste Irrthum sein.

Den genommenen Verabredungen gemäß hielten die päpstlichen Bevollmächtigten bei König Ferdinand die Meinung fest, daß man vor allen Dingen ein gütliches Abkommen versuchen möge. Doch waren sie nicht geneigt, Bedingungen für dasselbe aufzustellen: sie machten nur die eine, daß die Autorität des päpstlichen Stuhles nach göttlichem und menschlichem Recht dabei gewahrt bleiben und wenn der Versuch fruchtlos sei, Gewalt angewendet werden müsse.

Eine nicht unbedingt entgegengesetzte aber doch sehr abweichende Richtung waltet in der kaiserlichen Instruction an den Erzbischof vor. Darin wird die Theilnahme eines französischen Gesandten an dem Versöhnungsgeschäft vorausgesetzt und die Wahrung der päpstlichen Autorität empfohlen, jedoch nicht eben dringend und mit der Maß-

gabe, daß auch der König von Frankreich dieselbe Rücksicht nehme. Auch denen, welche sich gegen den Kaiser vergangen, soll dessen Gnade zugesichert werden, wie er es dem König von Frankreich ausdrücklich versprochen habe. Damit alle Stände des Reiches ihre Hülfe gegen die Türken leisten, soll der Bevollmächtigte sich überhaupt hüten, die Protestanten abschrecken: er soll ihnen bis zu dem Aeußersten des Thunlichen entgegenkommen. Sollte dennoch eine Verständigung, wie freilich zu erwarten, nicht sogleich zu erzielen sein, so möge man ihnen in Aussicht der Pacification und ohne die Unterhandlung abzubrechen, einen Stillstand auf die möglichst kürzeste Zeit bewilligen, damit sie vor Anwendung der Gewalt sicher ihre Hülfe leisten. Man sieht: Die Idee der Vereinigung der beiden großen Mächte und des Widerstandes gegen die Osmanen beherrschte noch jeden Gedanken: dem Bevollmächtigten ward jedoch einstweilen für einzelne Bestimmungen viel Freiheit gelassen [1]).

Am 23. Februar 1539 traf der Erzbischof von Lunden in Frankfurt ein. Den Tag darauf, am Geburtstag des Kaisers, begaben sich die beiden Fürsten, welche die Vermittelung übernommen, Pfalz und Brandenburg, mit aller Feierlichkeit zu ihm auf den Römer.

Die Verhandlungen wurden eröffnet. Anfangs aber waren die beiden Parteien noch weit von einander entfernt.

Die Protestanten, die sich an den letzten Verwirrungen unschuldig fühlten und jetzt den Vortheil hatten, angegangen, aufgesucht zu sein, trugen nicht länger Bedenken, mit den Forderungen hervorzutreten, deren Gewährung ihnen die volle Wohlthat eines sicheren Bestehens verschaffen sollte: sie verlangten einen „beständigen, wahrhaftigen, undisputirlichen Frieden", der durch kein Concilium, keine Reichsversammlung wieder rückgängig gemacht werden könne, auch für die gültig, welche die Confession erst in Zukunft annehmen würden. Ferner brachten sie, wovon zunächst alles abhing, die Besetzung des Kammergerichts mit Mitgliedern von ihrem nicht minder als dem andern Bekenntniß in Antrag. Um für diesen Fall eine Unzahl von Streitigkeiten von vorn herein abzuschneiden, schlugen sie vor, daß sich kein Theil um die Kirchengüter in fremden Gebieten zu bekümmern habe. Der König von Dänemark, der Herzog von

1) Que la chose se conduyse selon le tems et l'exigence des termes où savez et entendez que les affaires publiques sont et que trouverez l'etat de ceux de la Germanie. Die Instruction gedruckt bei Lanz Papiers d'état 277.

Preußen, die Städte Riga und Reval, auch der Herzog von Liegnitz sollten in diesen Frieden eingeschlossen sein [1]).

Lunden kam dagegen anfangs wieder auf die Nürnbergische Abkunft zurück; so durchgreifende Aenderungen, wie die vorgeschlagenen, wies er ganz von der Hand. Ferdinand hatte erklärt, er betrachte sie als unverträglich mit den Pflichten gegen die Religion; Lunden fügte hinzu: auch mit den Pflichten gegen die Reichsstände, ohne deren Genehmigung Dinge dieser Art nimmermehr vorgenommen werden könnten [2]).

Die Unterhandlung war eine Zeitlang so gut wie abgebrochen [3]).

Es versteht sich, daß dann auch Niemand etwas gegen die Türken zu thun geneigt war: weder die schmalkaldischen Bundesgenossen, sagt Lunden, noch auch ihre Gegner; sie hatten nur Lust, ihre Kräfte gegen einander zu messen.

Und indem liefen neue Nachrichten von den Fortschritten der Türken, und einem großen im nächsten Sommer von ihnen zu fürchtenden Anfalle ein [4]). Hierauf, durch ein Schreiben der Königin Maria noch besonders dazu aufgefordert, entschloß sich Lunden endlich, den Protestanten einen Schritt näher zu treten [5]).

Am 25. März meldet er dem Herzog Georg: er habe sich alle mögliche Mühe gegeben, diejenigen abzusondern, die nach dem Nürnbergischen Vertrag zu den Protestirenden getreten: solle aber Friede bleiben und Hülfe gegen die Türken geleistet werden, so müsse er auf diese Beschränkung Verzicht leisten. „Wir thun nicht, wie wir können", sagt er, „sondern wie wir müssen".

Eben dies ist das große Zugeständniß, zu welchem er sich verstand. Er bewilligte Anstand und Suspension der Processe auf 18 Monate für alle die, welche sich jetzt zur Augsburgischen Confession hielten.

1) Unvorgreifliche Fürschläge, Irrungen in Religion Sachen zu Friede zu bringen, schon am 14. Dec. Joachim übergeben. Eingabe Sonnabend nach Invocavit, 1. März, im Weim. Arch.

2) Reminiscere, 3. März, Berl. Arch.

3) Mittel und Vorschläge der beiden Churfürsten, Mittwoch nach Oculi, 12. März. Sie bemerken, daß die Meinungen beider Theile so weit von und gegen einander gehen, daß an keine Aussöhnung zu denken sei.

4) Copi den 24. Mertzen zu Venedig.

5) „Montag nach Judica (24. März) ist dieser Fridstand abermals von dem keys. Orator und den Unterhendlern beider Churfürsten übergeben worden". (Berl. Arch.) Diese Vorschläge sind die Grundlage des ganzen Friedens und so weit sie nicht abgeändert worden, wörtlich darin aufgenommen.

Auch diesmal gingen die Protestanten nur schwer daran, ein solches Jetzt sich gefallen zu lassen; sie entschlossen sich endlich dazu, aber nur unter der Bedingung, daß auch in den katholischen Bund Niemand weiter aufgenommen werden dürfe.

Der Orator erklärte, seine Vollmacht erstrecke sich nicht so weit, den Kaiser hierin zu binden. Auf den Vorschlag der Vermittler gab er endlich zu, daß der Kaiser darüber gefragt und die Sache indeß auf sechs Monate bewilligt sein solle [1]). Hiemit zeigten sich auch die Protestanten zufrieden.

Nun aber lag ja dem ganzen Verfahren die Idee einer kirchlichen Pacification zu Grunde. Der Papst hatte sich geneigt erklärt, in dem, was nicht substantiell und anstößig sei, nachzugeben, und wünschte vor allem zu wissen, wie weit die Protestanten gebracht werden könnten; auch in deren Sinne lag es nicht, sich mit einer momentanen Abkunft zu begnügen, jenseit welcher dann nichts erschienen wäre, als erneuerte Feindseligkeit und am Ende die Anwendung der Gewalt.

Der kaiserliche Orator erinnerte, die Wurzel des gegenseitigen Widerwillens sei die Meinung jedweden Theiles, er allein habe Recht. Im Namen des Kaisers, um dessen friedfertiges Gemüth den Protestanten zu beweisen, trug er selber zuerst auf den Versuch der Vergleichung der Religion an [2]).

Er traf damit eben den Sinn der Vermittler. In dem Schriftenwechsel, welcher der Zusammenkunft vorherging, hatte auch Joachim II die Hoffnung und den Wunsch einer definitiven religiösen Vergleichung durchblicken lassen [3]).

1) Protestantische Eingabe Montag in Ostern, 7. April. Endlicher Fürschlag der Friedenshendler 10. April. Im Berl. Archiv.

2) „Wie gut der Frid", heißt es im Vortrag des Commissars, „on Vergleichung der Hauptsach auf immer gemacht (würde), so blieb doch die Wurzel, daraus der Unwill folget, unausgereut, daß jeder Theil vermaint gerecht zu seyn; das alles abzustricken, die protestirende Stend ruhig zu machen und daß Röm. Kaif. Mt. wahrhaftigs friedlichs und gnädigs Gemüth gewißlich und endlich gespürt und erkannt werd, so hat S. Kaif. Mt. nichts Bessers noch Fruchtbarlichers bedacht, dann das zu guter erbarer christenlicher und endlicher Vergleichung im Namen Gottes zu der Hauptsache gegriffen, das dann ein gelegen Malstatt und ein Tag innerhalb dreier oder vier Monat angesetzt werde, um von beiden Theilen zur Vergleichung der Hauptsache endlich zu reden". — Man vergaß ihm das nicht. Warmund Luithold: vom Gespräch zu Hagenau, Hortleder I, 35, stellt ihn als den Urheber des Gedankens vor.

3) In einer Schrift, betitelt: Vorschläge, aus dem Cadanischen Vertrage

Und mußte es nicht den Protestanten höchlich erwünscht sein, daß der Kaiser, der Verzögerungen, die sich unaufhörlich wiederholten, müde, jetzt selbst des Conciliums, das sie verworfen, nicht mehr gedachte, sondern eine Vereinigung der Stände unter sich in Aussicht stellte?

In Frankfurt war die päpstlich-gesinnte Partei eigentlich gar nicht repräsentirt. Zwischen Männern der gemäßigten, vermittelnden Gesinnung und den Protestanten wurden alle Verabredungen getroffen.

Und so beschloß man denn, daß auf einer noch im nächsten Sommer zu haltenden Versammlung der Stände ein Ausschuß gelehrter Theologen und verständiger Laien, beides Männer von Gottesfurcht und Friedensliebe, ernannt werden solle, um „auf eine löbliche christliche Vereinigung zu handeln“. Kaiserliche und königliche Bevollmächtigte sollten daran mitarbeiten. Was der Ausschuß beschließen würde, solle anwesenden und abwesenden Ständen mitgetheilt und vom Kaiser ratificirt werden.

Und nicht allein war hiebei auf die Selbständigkeit des clericalischen Principes keinerlei Rücksicht genommen: als die Frage aufgeworfen ward, ob ein päpstlicher Nuntius bei den Verhandlungen zugelassen werden solle, verweigerten dies die Protestanten: die Vermittler erklärten nichts weiter, als: es solle in dem Willen des Kaisers stehen[1]). Der kaiserliche Orator hat gesagt, der Kaiser werde die Festsetzungen, über welche sich die Deutschen vereinigen würden, bestätigen, selbst wenn der Papst nicht damit übereinstimmte[2]). Ob er dazu ausdrücklich beauftragt war, oder ob er es nach Lage der Umstände nur erwartete, mag dahingestellt bleiben.

So vereinigte man sich am 19. April 1539 zu Frankfurt am Main; und obgleich es nicht der definitive Friede war, den man wünschte, obgleich namentlich die Städte sich beklagten, daß sie noch immer nicht von den Anfechtungen der geistlichen Gewalt befreit

gezogen, an Philipp von Hessen gerichtet: „Da solches geschaffen, werden die Wege zu finden seyn, einmal zur Vergleichung und einmüthigem Verstand der christlichen Religion zu kommen“.

1) Abschied von Frankfurt §. 11—14.

2) So meldet Melanchthon, der zugegen gewesen war, auf der Rückreise am 23. April den Freunden in Wittenberg, Corp. Ref. II, 700: Magna res promittitur — orator ait Caesarem etiam dissentiente pontifice tamen comprobaturum esse vera judicia Germanorum, si inter eos conveniri poterit.

würden, so leuchtet doch ein, welch ein großer Fortschritt für die Protestanten in den Frankfurter Verabredungen lag.

Ihre Absicht war, sich der beiden aus der bisherigen Constitution hervorgehenden feindlichen Gewalten, des im Sinne ihrer Gegner eingerichteten Kammergerichts und des zwar noch lange nicht zu Stande gebrachten, aber doch angekündigten und von ihnen verworfenen päpstlichen Conciliums, zu entledigen. Sie hatten jetzt, zwar nur vorläufig, aber doch bis auf einen gewissen Grad Beides erreicht.

Die Processe, mit denen namentlich die später eingetretenen Mitglieder ihres Bundes bedroht wurden, hörten jetzt wirklich auf gefährlich zu sein. Der Bund, der zur Ausführung der ergehenden Achtserklärungen geschlossen worden, hatte wenigstens den Kaiser nicht mehr auf seiner Seite.

Auch von einem Concilium sprach man fürs Erste nicht mehr. Einer einheimischen deutschen Versammlung sollte die Entscheidung der ausgebrochenen Irrungen vorbehalten bleiben.

Eine Modification der öffentlichen Gewalt und der Reichsgesetze, unter ihrer eigenen Theilnahme, durch welche ihr Bestehen in ihrem gegenwärtigen Zustande aller Gefahr überhoben würde, schien nicht länger vorenthalten werden zu können.

Aus alle dem Getriebe widersprechender und zweifelhafter Bewegungen, das wir begleitet, erhob sich doch zuletzt ein großes Resultat: der Bund von Schmalkalden erfocht einen entschiedenen Sieg über den Bund zu Nürnberg.

Es versteht sich wohl, daß dies nun nicht ohne die größten weiteren Folgen bleiben konnte.

In dem innern Deutschland mußte das Vertrauen zur protestantischen Sache unermeßlich wachsen. Zugleich aber ließ sich voraussehen, daß die gefaßten Beschlüsse an dem Hofe zu Rom, dem sie entgegengesetzt waren, Widerstand und Gegenmaßnahmen der entschiedensten Art hervorrufen würden.

Betrachten wir erst das Eine, dann das Andre.

Drittes Capitel.

Weitere Ausbreitung der Reformation in den norddeutschen Gebieten.

Reformation in dem albertinischen Sachsen.

Noch immer herrschten hier, bereits hoch in Jahren, die beiden Söhne Herzog Albrechts des Beherzten, Georg und Heinrich.

Selten mag es Brüder von entgegengesetzteren Eigenschaften gegeben haben, als diese beiden.

Georg, der bei weitem den größten Theil der Lande inne hatte, zeigte sich allezeit als ein Mann von buchstäblicher Gesetzlichkeit, herbem Eigensinn und durchgreifender Thatkraft. In seinem Lande hielt er strenge Ordnung, kein Uebergriff der Mächtigen wäre geduldet worden; dagegen ließ er auch diesen ihre Rechte, nirgend war das ständische Wesen weiter ausgebildet, höher geachtet: der Herzog wußte dabei doch seinen Willen durchzusetzen, seine Geldforderungen, wie stark sie auch sein mochten, wurden in der Regel bewilligt. Herzog Georg war in allen Dingen pflichtgetreu; die Vormundschaft über Anhalt führte er, nachdem er sie einmal übernommen, mit musterhafter Sorgfalt; auf die Erfüllung dessen, was er versprach, konnte man allezeit zählen. Vergnügen kannte er kaum, geschweige daß er sich Ausschweifungen hingegeben hätte: er lebte und webte in den Geschäften: er wußte von nichts anderm zu reden, und oft fiel er im Umgang damit beschwerlich.

Herzog Heinrich dagegen, der nach der Vernichtung seiner Aussicht auf Friesland, für das sein Vater ihn bestimmt hatte, auf Freiberg und Wolkenstein beschränkt worden war, wurde eben am unge-

duldigsten, wenn er von Geschäften auch nur seines eigenen Ländchens Kenntniß nehmen sollte. Sein Vermögen reichte für seinen Hofhalt nicht zu, und man war genöthigt, von Quartal zu Quartal Schulden zu machen; das hinderte ihn jedoch nicht, sorglos und gemüthlich hinzuleben. Er fuhr mit seinen Begleitern in den Stollen, besuchte die Freiberger Handwerker in ihren Werkstätten; zu Hause ließ er sich gern von fremden Kriegshändeln erzählen. Das größte Vergnügen machte ihm seine Geschützkammer. Ungeheure Stücke, mit abenteuerlichen Figuren, die ihm Meister Lucas zu Wittenberg entworfen, hatte er sich gießen lassen; es gewährte ihm nicht geringe Befriedigung, als er vernahm, selbst der Kaiser habe davon gehört; er ging des Tages ein paar Mal, um sie zu besehen, und wischte dann wohl den Staub mit seinem Mantel ab [1]).

Zwischen beiden bestand, wie sich denken läßt, nur ein schlechtes Vernehmen. Georg litt das Bildniß des Bruders nicht auf seinen Münzen; er war, auch als dessen Familie sich vermehrte und sein Bedürfniß ohne sein Verschulden stieg, doch zu keiner besondern Beihülfe zu bewegen. Am bittersten entzweite sie, was die ganze Welt entzweite, die Religion.

Georg meinte, nach dem Spruche der Schrift, daß die Eltern den Kindern und diese wieder den ihren sagen sollten, was ihnen von Gott und dem Gesetz bewußt, so wolle auch er des Glaubens, den er einst von seinem gnädigen Herrn Vater und seiner herzlieben Mutter gelernt, leben und sterben [2]). Die Lehre Luthers von der alleinseligmachenden Kraft des Glaubens schien ihm ohnehin verderblich, denn sie mache ruchlose Leute. Er kam nie darüber hinweg, daß Luther ein ausgetretener unkeuscher Mönch sei. Bei jedem seiner Vettern, die nach einander zur Regierung gelangten, machte er einmal einen ernstlichen Anlauf, um denselben zu stürzen. Da dies zu nichts führte, so beschloß er, wenigstens selbst dem Irrthum zu widerstehen „mit allen Kräften, — wie er sich einmal ausdrückt — allem Vermögen, aller Macht, bis in den Tod". Nirgends fand die neue Lehre größeren Beifall, als in seinem Lande: fiel doch selbst ein Kloster, zu dem er mit eigner Hand den Grundstein gelegt und das er mit den zuverlässigsten Leuten besetzt zu haben glaubte, zu derselben ab; nirgend aber ward sie auch mit anhaltenderer Strenge

1) Freydinger bei Glafey: Kern der sächsischen Geschichte, 115.

2) Briefwechsel mit Georg von Anhalt: Beckmanns Anhaltische Geschichte Bd. VI.

verfolgt. Wir haben die Edicte, die Jahr für Jahr dagegen ergingen; man las sie an großen Tafeln, die auf den Landstraßen aufgestellt, an den Wirthshäusern angebracht waren, und ohne Rücksicht wurden sie gehandhabt. Neigte sich ein vornehmerer Landsasse dahin, so wurden seine Unterthanen von ihren Pflichten gegen ihn freigesprochen; war es ein Beamter, so sollte sein Ende am Rabenstein sein; ein Priester, der in Luthers Sinn geschrieben, ward gezwungen (kaum überwindet man sich, es zu erzählen) sein Buch aufzuessen; Gemeine wurden mit allem Schimpfe, den die bürgerliche Gewalt anzuthun vermag, aus dem Lande gejagt[1]). Georg mochte damit eine Pflicht zu erfüllen glauben, doch war er auch von Natur geneigt, der Welt seinen Sinn mit Gewalt aufzuzwingen.

Dagegen war nun an dem Freiberger Hofe nicht daran zu denken, daß man dem reformatorischen Elemente Einhalt gethan hätte. Gar bald wurden die Fasten gebrochen; evangelische Prediger erschienen: eben die, welche von Georg vertrieben worden, fanden diesseit Aufnahme und erwarben sich zuweilen, wie Anton von Schönberg, vorwaltenden Einfluß am Hofe. Die Herzogin, Catharina von Mecklenburg, nahm daran den Antheil einer eifrigen Bekennerin. Der Herzog selbst ward allmählig auch gewonnen und überzeugt. Kein Wunder, wenn er sich überhaupt, dem feindlichen Bruder gegenüber, näher an die ernestinischen Stammesvettern anschloß; er trat endlich in den erweiterten schmalkaldischen Bund.

So stellten sich in dem albertinischen Gebiete die beiden Meinungen, welche Deutschland trennten, einander auf das schroffste gegenüber. Auf der einen Seite stand der bei weitem mächtigere Fürst, von ergebenen Räthen, den gewaltigsten unter den Landsassen und einigen heftigen antilutherischen Schriftstellern umgeben, mit aller Kraft der Staatsgewalt ausgerüstet. Auf der andern der kleine Freiberger Hof, Zufluchtsort der Verjagten, aber durch die allgemeine stille Hinneigung des Landes doch nicht unbedeutend. In Leipzig sah man noch an dem Palmsonntag 1537 den Herzog Georg der Abhaltung des Offizes auf dem Markte mit unbedecktem Haupte beiwohnen: er hielt den Nuntius des Papstes an der Hand; in Freiberg ward der Kirchensessel Herzog Heinrichs — man weiß nicht einmal ob auf seinen Befehl — der Kanzel näher gerückt, damit er die Predigt des eifrigen Lutheraners, den Johann Friedrich an seinen Hof geschickt, desto besser verstehen könne.

1) Vergl. Gretschel: Kirchliche Zustände Leipzigs p. 221.

Da war nun der entscheidende Moment, daß das Haus des Herzogs Georg allmählig ganz verödete. Von vier Söhnen, die ihm geboren worden, waren zwei in früher Kindheit, ein dritter, nachdem er sich schon verheirathet, und zwar ohne Nachkommen, gestorben: es war nur noch ein vierter, Namens Friedrich, der jedoch für blödsinnig galt, übrig. Dagegen wuchsen dem Herzog Heinrich ein paar kraftvolle, geistreiche Söhne empor, die er Mühe hatte zu erziehen, die aber die Hoffnung des Landes ausmachten.

Hing es auch damit zusammen, daß die Anordnungen des Herzogs Georg sich immer unkräftiger erwiesen? Im Jahre 1538 gesteht der vertraute Rath desselben, Georg von Carlowitz: es herrsche ein großes Murren in seines gnädigen Herrn Lande [1]); die Stände selbst erklärten dem Herzog, das Volk wolle sich, da es doch zu keinem Concilium komme, mit Priesterehe und Communion unter beiderlei Gestalt nicht länger aufhalten lassen.

Der Wunsch, seiner Meinung eine einigermaßen günstige Aussicht für den Fall seines Todes zu eröffnen, vermochte den Herzog Georg, seinen blödsinnigen Sohn noch zu vermählen. Die Landstände versprachen, denselben als ihren Herrn anzuerkennen: 24 Männer aus ihrer Mitte sollten ihm unter dem Namen „Regenten" zur Seite stehen: es wäre eine aristokratisch-katholische Regierung gegründet worden, vielleicht nicht unfähig, das bisherige System aufrecht zu erhalten; allein die physischen Kräfte des jungen Prinzen waren so gering wie die geistigen: er starb kaum einen Monat nach seiner Vermählung; der Gedanke, er werde seine Gemahlin guter Hoffnung zurückgelassen haben, verschwand sehr bald und es blieb nichts zu erwarten, als die Nachfolge der andern Linie und der volle Umsturz des Katholicismus im Lande.

In gewissem Grade erregt der alte Fürst, so gewaltsam er sich auch geberdet, in diesem Augenblick unsre Theilnahme. Sein Gesichtskreis ging nun einmal nicht über die Ideen der römischen Kirche hinaus: eben so gut in sich selbst wie nach außen hatte er an der Unantastbarkeit ihrer Institute festgehalten; allein um ihn her war alles in vollem, unaufhaltsamem Abfall begriffen, bei welchem sogar seine nächsten Angehörigen, seine Vettern, sein Schwiegersohn den Uebrigen vorangingen: nur mit äußerster Mühe hatte er das eigne Land rein gehalten; aber jetzt hatte er keinen Erben mehr, um sein Werk fortzusetzen: am Abend seiner Tage sah er dasselbe dem ge-

1) Briefwechsel mit Herzog Heinrich von Braunschweig.

wissen Untergange geweiht. Noch stieg in ihm der Gedanke auf, der Sache durch ein Testament abzuhelfen. Einen eigenhändig aufgesetzten Entwurf dazu theilte er bei dem Leichenbegängniß seines Sohnes den in ziemlicher Anzahl versammelten Ständen mit. Heinrich sollte dadurch verpflichtet werden, sich an den Kaiser und das katholische Bündniß zu halten. Wie aber, wenn er dies abschlug? Herzog Georg hatte den in deutschen Rechten unerhörten Gedanken gefaßt, daß das Land in diesem Falle an den Kaiser und den König Ferdinand gelangen solle. So durch und durch erfüllt war dieser Fürst von Orthodoxie und Haß der Gegner, daß er dem Gedanken Raum gab, sein Land an ein fremdes Haus zu vererben, nur um seine abstracte Meinung aufrecht zu erhalten. Denn in seiner ganzen Familie hatte er keinen Glaubensgenossen mehr. Es scheint doch, als sei sein hartes Herz von dieser Nothwendigkeit übermannt gewesen. Man sah Thränen in seinen Augen, als er den Entwurf den Ständen übergab.

Auch hatte er es noch nicht über sich gewonnen, denselben zu unterzeichnen oder sonst rechtskräftig zu machen: man hatte erst noch Unterhandlungen mit dem Bruder angeknüpft, der dieselben aber von sich wies: — als sein Schicksal auch ihn erreichte: nach kurzem Unwohlsein, das ihn nicht gehindert hatte, seine Geschäfte zu besorgen, erlag er den gewaltsamen Mitteln, die man dagegen anwandte, 17. April 1539 [1]).

Carlowitz hatte der Schwester des Landgrafen zu verstehen gegeben, man werde Herzog Heinrich und seine Söhne in Dresden einlassen, sie aber hier nöthigen, sich dem Willen der bisherigen Räthe zu unterwerfen [2]). Ich weiß nicht, ob das eine Großsprecherei

1) Da die Erzählungen Spalatins (bei Mencken II, 2) und Anderer etwas Schwankendes haben, so will ich die Worte des Cochläus, der damals am Dresdener Hofe war, anführen, welche allen Zweifel heben: Pridie quam obiit, etsi langueret, non tamen lecto addictus erat, sed causas audivit, atque etiam ad coenam ivit in gynaecium: a cibo tamen abstinens, sumpturus a quatuor medicis et clysterium inferne et potionem superne. Quibus sumptis tanto vexatus est dolore etc. (Epp. ad Nauseam p. 244.) Man wird sich nicht wundern, daß er der Sitte der Zeit folgt und dabei doch noch an Gift denkt.

2) Philipp an Johann Friedrich, Dienstag nach Misericordias: „Wann sie Herzog Heinrich und s. L. Sone hinein in Thresden gelocket hetten, sie darin zu behalten und zu inen zu sagen: Das und das, auch kein anders, wollen wir gehabt haben, und müßt uns das alsbald zusagen“.

oder eine Einschüchterung war; wenigstens war, als der Todesfall so plötzlich eintrat, nichts zu einer Unternehmung solcher Art vorbereitet. Noch jenen 17. April langte Herzog Heinrich in Dresden an: des Abends, bei Fackelschein, unter freudigem Zuruf des Volkes. Ein paar Tage fanden Verhandlungen mit den bisherigen Räthen statt, welche allerdings sehr bitter ausfielen und die Sache einem völligen Bruch nahe brachten. Allein so groß war doch auch ihre Gewalt nicht, daß sie es darauf hätten wagen können: Heinrich ergriff ohne Widerrede Besitz [1]).

König Ferdinand, von jenem für ihn so vortheilhaften Testamente unterrichtet, erklärte, nur dann werde er Herzog Heinrich als Erben des Landes betrachten können, wenn derselbe sich verpflichte, den Nürnberger Bund zu halten, den Herzog Georg zugleich im Namen seiner Nachfolger und seiner Landschaft abgeschlossen. Allein wie die Dinge standen, so konnte das auf den neuen Herzog keinen Einfluß ausüben. Dessen Schmalkaldische Verbündetee erklärten sich bereit, ihm mit aller ihrer Macht zu Hülfe zu kommen, und zögerten aus diesem Grunde einen Augenblick, ihre Truppen zu entlassen, wie der Frankfurter Stillstand erheischte: Landgraf Philipp berechnet in einem Schreiben an Carlowitz, daß er über 20,000 M. z. F., 4000 z. Pf. gebieten könne.

So geschah, daß das protestantische Element, repräsentirt in dem Fürsten und freudig bewillkommt von der Menge, auf der Stelle das Uebergewicht erlangte.

Ohne Säumen schritt Herzog Heinrich zum Werk. Als er die Huldigung in Leipzig einnahm, erschienen die Wittenberger Professoren, Luther an ihrer Spitze, wie 20 Jahre früher zu jener Disputation. Wie hatte der keimende Gedanke, der damals zu Tage kam, sich seitdem entwickelt: in sich selbst, und über die Welt hin! Am ersten Pfingsttag predigte Luther und setzte seinen Begriff von Kirche und innerer Gemeinschaft, der hier zu Lande nun siegreich blieb, der römischen Lehre darüber noch einmal entgegen. Bald erhob sich auch in Dresden ein protestantischer Prediger. Ueberall begannen die Reformen. Bereits am 6. Juli ward eine Visitation des ganzen Landes angeordnet: nach einer Ordnung, die sich ausdrücklich auf die Augsburger Confession bezog und bei

1) Georg von Carlowitz an Landgraf Philipp Montag nach St. Georgi 28. April; ein Schreiben, das schon Seckendorf kannte, und jetzt bei Neudecker, Urkunden p. 342, abgedruckt ist.

der die ernestinischen Einrichtungen überall zum Muster genommen waren[1]).

Natürlich fand der Herzog damit lebhaften und hartnäckigen Widerspruch. Die Geistlichen wollten das „freie Pfaffenleben“, dessen sie genossen, nicht aufgeben; die Bischöfe waren empört, daß man ihnen ihre Jurisdiction nehmen wolle, und erboten sich nun auch zu Reformen, in einem Sinne, wie sie schon zu Zeiten Herzogs Georg in Anregung gekommen, der aber freilich den Ansprüchen des Protestantismus nicht genügte. Da dies nichts half, so wendete sich Johann von Meißen ohne weitere Rücksicht an den Kaiser. Er erneuerte seine alte Prätension, reichsunmittelbar zu sein, beschwerte sich nicht allein über den Verlust seiner Gerichtsbarkeit und seiner Gefälle, über die Gefahr, mit der man sein kaiserliches Stift bedrohe, sondern er fragte sogar an, ob er dem Herzog die Lehen leihen solle, die derselbe von ihm trage.

Dies war aber eine Art von Widerstand, die dem Herzog eher zu gute kam, als ihm schadete. Die Stände fühlten sich beleidigt, daß der Bischof sich von ihnen sondern, sein altes Verhältniß zur Landschaft aufheben wolle; sie kündigten ihm an, sie würden das nicht nachgeben, noch dulden; als er auf seinem Sinn verharrte, erhoben sie förmlich Fehde gegen ihn.

Schon war Carlowitz gestürzt und ein andrer Einfluß machte sich geltend[2]).

Auf dem Landtag in Chemnitz beschwerten sich die weltlichen Stände allerdings, daß die Visitation ohne ihren Rath vorgenommen, alte Pfarrer abgesetzt, neue eingeführt worden, ohne Rücksicht auf ihre Patronatrechte; allein nicht gegen die Sache selbst war ihr Widerstand gerichtet: man sah, daß die neue Lehre schon längst die Gemüther beherrschte; die Stände wünschten nur bei der Einziehung und Verwaltung der geistlichen Güter zugezogen zu werden. Leicht bewilligte ihnen das der Herzog. Auf einer Versammlung des ständischen Ausschusses, zu Leipzig im August 1540, wurden hierüber feste Normen gemacht. Man beschloß zunächst, die Klöster einzuziehen, die ohnehin größtentheils verlassen seien: d. h. die Güter in weltliche Verwaltung zu nehmen und den Ueberschuß derselben zur Ver-

1) Instruction der Visitatoren bei Hering: Geschichte der Einführung der Reformation in Meißen und Thüringen p. 38.

2) Der nächste Grund, weshalb Georg von Carlowitz sich nicht halten konnte, lag nach einem Schreiben Christophs darin, „daß er den Bischof als seinen Freund mit Rath nit hat verlassen wollen“.

besserung der Stellen an Kirchen, Schulen und Universität, so wie zu den allgemeinen Landesbedürfnissen zu verwenden. Wenn man die Acten liest, so erwecken doch die Frauenconvente ein gewisses Mitleid: die armen Nonnen, deren einfache Gedanken in den Ceremonien, die sie ausübten, vollkommen befangen waren, wurden genöthigt, sich davon loszureißen. Manche freilich waren dazu sehr bereit. Cäcilia von Haugwitz in St. Georg bei Leipzig gab zu Protocoll, wäre es auf sie angekommen, so würde sie längst ihr Kleid verändert haben.

So geschah die Religionsveränderung in dem albertinischen Sachsen: sie schließt zugleich einen vollkommenen politischen Umschwung ein. Die öffentliche Gewalt, welche bisher auf einer Vereinigung des Fürsten, der Prälaten und der Majorität der Stände, zusammengehalten durch ein paar eifrige und geschickte Räthe, beruhte, wurde gestürzt und eine neue gebildet, durch einen Fürsten, der von entgegengesetzten Principien ausging, einige Räthe, die früher verjagt, und die Anhänger einer religiösen Meinung, die bisher mit aller Schärfe niedergehalten worden. Zugleich war es ein neuer Sieg des schmalkaldischen Bündnisses. Durch das entschiedene Uebergewicht des letztern bekam die neue Staatsgewalt einen Rückhalt und Nachdruck, dessen sie schwerlich hätte entbehren können. Indem die Prälaten sich nach fremder Hülfe umsahen, bewirkten sie nur, daß in der Landschaft die ihnen feindselige Meinung die Majorität gewann; ihnen zum Trotz, vor ihren Augen ward die verhaßte Veränderung zu Stande gebracht.

Reformation in der Mark Brandenburg.

In Sachsen trat, wie wir sehen, der Umschwung der Dinge erst nach dem Abschluß des Frankfurter Anstandes und auf einmal ein: in Brandenburg bereitete er sich allmählig mit den Begebenheiten, die diesen herbeiführten, vor.

Auch Joachim I hatte die alte Religion durch Bündnisse, wie das Hallesche, in seinem Lande zu befestigen gemeint. Er hegte, so gut wie Georg von Sachsen, die Absicht, dasselbe bis über das Ziel seines Lebens hinaus zu erstrecken. Bei der Erbtheilung, die er zwischen seinen Söhnen veranstaltete, verpflichtete er sie in aller Form, an den Reichsabschieden von Augsburg und Regensburg und

dem Halleschen Bündniß festzuhalten, ja nicht allein sie selbst, sondern auch die Kinder, die sie hätten, oder die sie noch bekommen würden.

Es ist nicht so unerhört, daß ein sterbender Fürst seine Nachkommen an die von ihm beliebte Regierungsweise auf alle Zukunft zu binden sucht; eine andere Frage aber ist es, ob er damit nicht seine eignen Rechte überschreitet und ob es jemals eigentlich damit gelungen ist.

Hier entsprang die Vereitelung des Planes gleich aus dem ersten Versuch, die Bedingungen zu vollziehen, an die er geknüpft war.

Zwischen den beiden Brüdern brachen, wie so häufig, Streitigkeiten über die väterliche Theilung aus. Der jüngere von ihnen, Markgraf Johann, glaubte sich durch die Mitglieder des Halleschen Bundes, welche die Schlichtung derselben übernahmen und dem ältern Bruder Recht gaben, beeinträchtigt, beleidigt. Unwillig entfernte er sich von einer in dieser Sache nach Halle berufenen Tagsatzung; mit seinem Schwiegervater, Heinrich von Braunschweig, hielt er noch einmal eine besondere Zusammenkunft auf dem Wege zwischen Naumburg und Weißenfels; aber auch mit dem allein konnte er sich nicht verständigen. Nun war Johann von den evangelischen Meinungen schon längst ergriffen: man hatte wohl noch bei seines Vaters Lebzeiten bemerkt, wie er sich von dem Hochamt, zu dem ihn dieser mitnahm, heimlich entfernte; allmählig ward er von der Wahrheit nicht einer und der andern Lehre, sondern des ganzen Systems, wie es in Wittenberg gepredigt ward, durchdrungen. Darf es uns Wunder nehmen, wenn er einem Bunde nicht mehr angehören wollte, von dem er sich in geistlichen Dingen beschränkt, in weltlichen nicht beschützt sah? Er war in alle seinem Thun entschieden bis zum Eigensinn, durchgreifend und muthig: er wollte auch etwas sein, und den Weg einschlagen, den er für den rechten hielt. Und so riß er sich nicht allein von dem Halleschen Bunde los, sondern er trat zu dem entgegengesetzten, dem Schmalkaldischen, über. Er that dies, wie er sagt, weil er keine andre Möglichkeit sehe, bei dem göttlichen Wort und der einmal erkannten Wahrheit zu bleiben. Was er schon begonnen, der veränderten Religion in seinem Landestheile — der Neumark mit Cottbus und Peitz — Raum zu machen, das setzte er, auf diesen Rückhalt gelehnt, nunmehr um so nachdrücklicher fort [1]).

1) In dem Berliner Archiv finden sich die Briefe, die Markgraf Johann in dieser Angelegenheit mit Heinrich von Braunschweig und Johann Friedrich

Bei weitem mehr aber als auf den jüngern richteten sich alle Blicke auf den ältern Bruder: nicht allein, weil er zwei Dritttheile der väterlichen Lande beherrschte, sondern weil seine churfürstliche Würde ihm einen größern Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten sicherte.

Churfürst Joachim war eine von Grund aus friedfertige Natur: er hätte mit jedermann in der Nähe und Ferne in gutem Vernehmen zu stehen gewünscht. Auch in seinem Hause wollte er nur vergnügte Gesichter sehen; er liebte es, sich äußerlich wohl zu befinden, fürstlich zu wohnen, eine gute Tafel zu führen; gern veranstaltete er ritterliche Festlichkeiten, prächtige Bankette; zu den Reichstagen begab er sich mit zahlreichem Gefolge, dessen Kosten seine Mittel bei weitem überstiegen: wie es denn überhaupt nicht sein Talent war, Geldgeschäfte zu führen. Unaufhörlich finden wir ihn bauen, Schlösser in den Städten, Jagdhäuser in der Tiefe der Gehölze, an den breiten Gewässern, die hie und da dem Lande eine gewisse Anmuth verleihen, Kirchen und Dome mit hohen Thürmen und weitschallenden Glocken darauf: er wollte Gott nur an würdiger Stätte, sowie mit Ehrfurcht erweckenden Ceremonien verehren. An der religiösen Bewegung der Zeit nahm auch er, auf seine Weise, innerlich Theil.

Sie berührte ihn vielleicht zuerst im Gespräch mit dem vertriebenen Dänenkönig Christian II, seinem Oheim, der sich lange am brandenburgischen Hofe aufhielt; dann durch seine Mutter, die, ihrem Gemahl entflohen, eine Freistätte in dem ernestinischen Sachsen ge-

von Sachsen wechselte. Leider geben sie doch nur fragmentarische Auskunft. Die Zusammenkunft in Halle fällt Ostern 1536, die bei Weißenfels Juni 1536; im Herbst 1536 ward Johann beim Ausschreiben der Bundeshülfe übergangen; im April 1537 fragt Johann Friedrich bei dem Markgrafen an, ob es ihm mit der Aeußerung, die er in Zeitz kurz vorher gegen Landgraf Philipp gethan, in den Schmalkaldischen Bund treten zu wollen, ein Ernst sei; da der Markgraf dies bejaht, so beginnen die Unterhandlungen im Mai 1537. Das Schreiben des Markgrafen, worin er sich bereit erklärt, ist undatirt; doch muß es in die erste Hälfte des Mai fallen; die Antwort Johann Friedrichs ist vom 22. Mai Dienstag in den Pfingstferien. Ein sächsischer Rath, Johann von Pack, überbrachte die Bundesformel; doch dauerte es noch lange, ehe man sich über die Bedingungen vereinigte. Die Beitrittsurkunde des Markgrafen ist vom 5. Juli 1538. In dem Revers, der voranging, heißt es: „Weil wir dann zu erkenntniß gotlichs worts und reiner lere sonder zweifel durch seiner allmechtigkeit sonderliche schickung und versehung kommen und wir aber nach got kein ander noch besser mittel zu finden gewußt, welchs uns unsern landen und leuten dazu dienstlich, das wir und sie bei dem gotlichen wort und einmal erkanter warhait pleiben und gelassen werden —".

funden hatte[1]), Luthern zuweilen bei sich sah oder wohl ein paar Wochen in seinem Hause zubrachte. Eine entschiedenere Hinneigung zeigte er, als ein italienischer Gelehrter, der am römischen Hofe gut bekannt war, ihm erzählte, Papst Clemens VII, dem man eines Tages seine uneheliche Geburt vorgeworfen, habe lachend erwidert, er theile dies Schicksal mit Christus. Empört über diese Blasphemie, ließ der junge Markgraf Luthern einen gnädigen Gruß entbieten. In dem Innersten seiner Seele bereiteten sich Abneigung und Hinneigung vor. Besonders die Lehre von der Rechtfertigung allein durch Christus machte auf ihn einen großen Eindruck. Er selbst hat gesagt, er habe hauptsächlich aus den alten Kirchengesängen, für die er eine besondere Vorliebe hegte, und aus andern Denkmalen des kirchlichen Alterthums die Ueberzeugung geschöpft, daß Luthers Auffassung die richtige sei[2]). Indessen läßt sich wohl bezweifeln, ob Landgraf Philipp so ganz Recht hatte, ihn gleich bei seinem Regierungsantritt als vollkommen einverstanden zu betrachten. Wahr ist es, daß sich Joachim von Anfang an hütete, die freie Predigt zu stören, wo sie sich ohne sein Zuthun einführte. Uebrigens aber hielt er persönlich an dem alten Ritus fest: und einer seiner Hofleute ruft wohl den Herzog von Preußen auf, ihn davon abzubringen. Auch trat er zu dem Halleschen Bunde. Bei jener Versammlung zu Zeitz im Jahre 1537 sah ihn der Mönch, der die Chronik verzeichnete, noch als einen Altgläubigen an.

Und auf keinen Fall hätte es in seiner Art und Weise gelegen, sich gewaltsam loszureißen. In den meisten Angelegenheiten geht er, bei aller Festigkeit der Gesichtspunkte, die er gefaßt hat, doch nur langsam und ohne Geräusch zu Werke; sein Sinn ist, die Dinge kommen, sich entwickeln zu lassen. Die Frucht muß erst reifen, ehe er die Hand ausstreckt, sie zu brechen.

Von seinem Vater hatte man bemerkt, daß er in der Religionssache zwar lebhafte und drohende Reden führte, sich aber in den Handlungen glimpflich und nachsichtig erwies. Die religiöse Differenz ergriff die brandenburgischen Fürsten nicht mit so heftiger Ge-

1) Man schrieb die Flucht ihrem Bruder zu, der sie ihrem Gemahl entführt habe auec ses baques, joyaulx et lettrages. Margarethe an Carl V, bei Lanz I, 283.

2) Scimus, ipsum crebris sermonibus asseverasse, non aliunde veram Religionem se assecutum, quam ex orthodoxae antiquitatis libris ac veteris Ecclesiae cantionibus purioribus. Franc. Hildesheimii de vita Joachimi II narratio historica bei Küster Coll. Bd. II, 21 St., p. 59.

walt, daß ihnen darüber ihre anderen Beziehungen aus den Augen gekommen wären.

Was nun bei Joachim II allmählig doch eine Entschließung hervorrief, war, wie bei seinem Bruder, zunächst der Gang der Dinge in dem Halleschen Bunde.

Wir wissen, wie die Verbündeten sich gleich dort in Zeitz feindseligen und kriegerischen Absichten hingaben. Joachim II hütete sich wohl, ihnen darin beizupflichten. Ihm war es ganz genehm, wenn bei der Erneuerung der Erbeinigung die Formel wegfiel, die sich auf die römische Kirche bezog. Recht im Gegensatz mit den Uebrigen traf er mit Johann Friedrich und Philipp die Abrede, daß keiner den andern der Religion halben befehden solle: weder für sich, noch um eines Dritten willen, wer das auch sein möge.

Hierauf konnte er, wie sich versteht, an den Unterhandlungen, die zum Nürnberger Bunde führten, nicht Theil nehmen. Nur sehr kühl und zweifelhaft beantwortete er das Schreiben, worin ihm von dem Abschluß desselben Nachricht gegeben ward. Darum ließ man ihn aber auf jener Seite nicht los. In einem seiner Briefe sagt Heinrich von Braunschweig [1]), er wisse recht wohl, daß Joachim keine Lust zu diesem Bündniß habe: er habe es bei einer persönlichen Anwesenheit in Berlin sehr gut bemerkt: er kenne die in Zeitz getroffene Abrede: er traue dem Manne überhaupt nicht; „allein“, fügt er hinzu, „wir achten dafür, er muß hier herein, es sei ihm lieb oder leid“. Zu einer Zeit, wo der jüngere Bruder dem Schmalkaldischen Bündniß beigetreten, wollte man den älteren fast mit Gewalt nöthigen, an dem entgegengesetzten Theil zu nehmen, das sich schon bereitete, die Waffen zu ergreifen. Er sollte diejenigen bekämpfen, deren Ueberzeugungen großentheils seine eigenen waren. Keine Frage: dem mußte er sich widersetzen.

Wir bemerken das Eigenthümliche seiner Stellung. Was Andere abhalten mochte, sich der Neuerung zuzuwenden — Liebe zum Frieden, Widerwille gegen nachbarlichen Hader und Verdruß —, war für ihn ein Motiv, sich derselben vielmehr zu nähern.

Zuerst faßte er, wie wir wissen, den seiner Sinnesart entsprechenden Gedanken, eine Vermittelung zwischen den kriegsbereiten Parteien selbst zu versuchen. Die Uebereinkunft zu Frankfurt, nach welcher innerhalb der Nation eine Entscheidung der religiösen Strei-

1) An den Erzbischof von Magdeburg. Im Weim. A.

tigkeiten herbeigeführt werden sollte, war ganz nach seinem Herzen und zum Theil sein Werk.

Eben hier aber wurde er inne, daß er auch wohl selbst einen Schritt weiter thun könne.

Wenn irgendwo, so legte sich in Frankfurt an den Tag, welch ein mächtiges Uebergewicht die reformatorische Tendenz in der Nation gewonnen hatte. Die Abgeordneten des Kaisers und des Königs ließen sogar eine gewisse Entrüstung gegen den Papst blicken, dem sie die Verzögerung des Conciliums und der so oft versprochenen Reform allein Schuld gaben.

Zugleich traten auf einer andern Seite, in dem eignen Lande Joachims, die ersten entschiedenen protestantischen Regungen hervor.

Was gewöhnlich erzählt wird, die gesammte Landschaft habe den Fürsten schon früher ersucht, die Veränderung vorzunehmen, kann ich doch nicht gegründet finden.

Auf dem ersten Landtag, den Joachim II im September 1538 hielt, auf welchem er, wie herkömmlich, die Privilegien und guten Gewohnheiten geistlicher und weltlicher Stände bestätigte, brachten diese unter andern auch einen Beschluß, der im Jahre 1527 in Bezug auf die geistlichen Angelegenheiten gefaßt worden war, in Erinnerung. Fragen wir, was derselbe enthielt, so ist es die Aufrechthaltung der bestehenden kirchlichen Institutionen, der bischöflichen Verfassung und des Bestandes der geistlichen Güter, wozu sich Fürsten und Stände vereinigt hatten: und dabei blieben sie denn noch immer. Ganz angemessen antwortete ihnen Joachim II, er habe sich in Beziehung auf die Religion bisher so gehalten, wie es einem christlichen Churfürsten zukomme: er denke auch künftig so zu verfahren, wie er es gegen Gott und gegen seine Obrigkeit, den Kaiser und den König, verantworten könne[1]). Es leuchtet ein, nicht die Ständeversammlung, zum Theil selber eine hierarchische Corporation, ergriff

1) Die Worte, die doch so undeutlich nicht sind, lauten: „nach deme auch uff etzlich gehaltenen Landtagen bei Zeiten unsers gnädigen lieben Hern und Vaters, mild. Ged., alle Stende unsers Churfürstenthums und Landschaft sich eintrechtiglichen vereiniget und entschlossen, wie es der Religion und Ceremonien halber gehalten soll werden, und wir itzo wiederumb von den Stenden des angesucht, So hoffen wir, wir haben uns bisher in aller Religion und cristlichen Ceremonien dermaßen wie einem christlichen Churfürsten eignet, zusteht und gebühret, gehalten; so wollen wir uns auch hinfürder dermaßen halten und erzeigen, wie wir solches gegen dem Allmächtigen, der Röm. Ksl. und Kgl. Mt., als unsern allergnädigsten Herrn und Obrigkeit, mit guten gewißen, fug und ehre zu verantworten haben".

die Initiative in dieser Sache. Im Gegensatz gegen sie behielt sich Joachim seine obrigkeitliche und reichsfürstliche Freiheit vor.

Wohl hatten auch in der Mark — wir wissen es aus einem Briefe Melanchthons, der kurz vorher im Lande war, — die reformatorischen Ideen einen großen Theil der Bevölkerung ergriffen: in den Ständen aber, officiell, hatten sie im September 1538 noch keine Repräsentation gefunden.

Jetzt erst, im Februar und März 1539, während der Fürst in Frankfurt war, traten in einzelnen, aber eben den bedeutendsten Mitgliedern der Stände, unzweifelhafte Manifestationen der Hinneigung hervor.

Am 13. Februar wurde die Bürgerschaft von Berlin und Cöln zusammenberufen, um ein Verbot fremder Kriegsdienste zu vernehmen. Diese Gelegenheit ergriff sie, um ihren Wunsch auszusprechen, in den nächsten Ostern das Sacrament unter beiderlei Gestalt zu genießen. Bürgermeister und Räthe beider Städte säumten nicht, dies Gesuch zu dem ihren zu machen und es so an ihren Herrn zu bringen, der die Erfüllung desselben schon hatte hoffen lassen[1]).

Lag darin vielleicht ein Grund mit, weshalb sich der Bischof von Brandenburg um die österliche Zeit nach Berlin verfügte? Als er auf dem Rückwege nach Teltow kam, erschienen die Edelleute des Landes in dem Hause des dortigen Erblehnrichters von Schwanebeck in ziemlicher Anzahl und drückten ihm ihren Entschluß aus, „die reine göttliche Lehre anzunehmen und standhaft zu bekennen."

Das Außerordentlichste war nun, daß dieser Bischof selbst, Matthias von Jagow, sich entschloß, die Umwandlung nach Kräften zu fördern. Er fand, daß das im Grunde die Bedeutung seines bischöflichen Amtes sei. „Da sei ihm auferlegt worden, allen Irrthum selbst zu meiden und bei Andern zu verhüten; darauf habe man ihm das Evangelium in die Hand gegeben und über seine Schulter gehalten, als das Joch des Herrn, das er zu tragen habe; der Metropolitan habe ihn aufgefordert hinzugehn und es dem Volke zu verkündigen." Einst traf Luther auf einem Feste zu Dessau mit Matthias von Jagow zusammen, und, wie man denken kann, alle Streitpunkte, Messe, Werkheiligkeit, Opfer, Papstthum kamen zwischen ihnen zur Sprache. Der Bischof drückte sich darüber auf eine Weise

1) Gesuch der Rathmanne zu Berlin und Cöln an den Churfürsten, wegen Veränderung des Gottesdienstes, 15. Febr. 1539. Bei Fidicin, Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin II, 336.

aus, die Luthern vollkommen genugthat. „Möchte uns nur Gott“, rief er aus, „solcher Bischöfe mehr geben.“ Weit entfernt, jene Edelleute zu hindern, ließ sich Bischof Matthias von ihnen nur versprechen, daß sie zwar evangelische Prediger annehmen, aber darum die bisherigen doch nicht verstoßen, sondern noch weiter versorgen würden.

So erklärten sich die vornehmste Stadt, eine Anzahl Edelleute und der gelehrteste Bischof im Lande, und zwar eben in derselben Zeit, als sich dort in Frankfurt die Lage der Reichsangelegenheiten, die Stimmung der höchsten Gewalten auf eine entsprechende Weise entwickelten.

Ich weiß nicht, ob man sich vollkommen darauf verlassen kann, was Melanchthon erfahren zu haben versichert, daß der Churfürst schon in Frankfurt dem Landgrafen seine weitern Pläne eröffnet habe; aber unwahrscheinlich wäre es nicht. Die nationale Vereinbarung über die Religion, die man dort in Aussicht genommen, und die nicht anders, als in einem von dem Papstthum abweichenden Sinne möglich war, ward eher befördert als gehindert, wenn schon im Voraus Schritte auf einer gleichartigen Bahn geschahen. Was sich im Laufe des Sommers im albertinischen Sachsen zutrug, machte es ohnehin doppelt schwer, den alten Zustand der Dinge in der Mark aufrecht zu erhalten. Zuerst sah der Erzbischof von Mainz, daß der Entschluß gefaßt sei und sich nicht mehr würde rückgängig machen lassen. Er wendete sich noch einmal an Kaiser und König, und wirklich ließ Ferdinand noch eine Abmahnung ergehn[1]). So aber verstand Joachim sein Friedenssystem nicht, daß er auf die Meinungsverschiedenheiten jedes Freundes hätte Rücksicht nehmen sollen: schon genug, daß die Umstände im Allgemeinen günstig waren: zum ersten Mal fühlte er, daß er sein eigner Herr sei; jetzt schritt er zum Werk. Am 1. November 1539 versammelten sich die sämmtlichen Prädicanten, die bereits im Lande thätig waren, in der Nicolaikirche zu Spandau; in ihrer Gegenwart hielt Bischof Matthias von Jagow das erste evangelische Hochamt. Der Hof und ein Theil des Adels empfing aus der Hand desselben das Abendmahl unter beiderlei Gestalt[2]). Unverzüglich folgte das Land dem Beispiele des Herrn.

1) Bucholtz IX, 382.

2) Vergl. Frege's, Spieker's, Müller's Geschichten der Reformation in Brandenburg; über den Tag besonders die erste.

In diesen beiden Momenten, der Lehre von der Rechtfertigung und dem Gebrauch des Sacramentes nach den Worten der Einsetzung, liegt nun aber die ganze Veränderung: — theoretisch, sowie praktisch. Man riß sich dadurch von den hierarchischen Satzungen los und trat in ein unmittelbares Verhältniß zu Gott und zu den göttlichen Dingen zurück; nur den Urkunden des Glaubens erkannte man fortan religiöses Ansehen zu. Der Werth der kirchlichen Werke und der ganze bisher gebotene Dienst fielen in sich selbst zusammen[1]. Mochte dann auch manche andere Aeußerlichkeit beibehalten werden, wie es hier geschah, so war doch die Hauptsache gethan: die reformatorische Bewegung ward ihrem Wesen nach aufgenommen.

Joachim fühlte sich glücklich, daß er so weit gekommen. „Wir wollen Gott bitten", antwortete er auf ein glückwünschendes Schreiben des Fürsten Georg von Anhalt, „daß er uns in dem angefangenen Werke Beständigkeit verleihe, bis auf unsre letzte Stunde"[2]. Die Art, wie er von dieser Tugend redet, „damit er nicht wie ein leichtes Rohr von den Winden hin und her geweht werde", zeigt fast eine Besorgniß an, daß es geschehen könnte. Aber ich denke, sie bürgt auch um so mehr für die Reinheit der Motive, aus denen der Entschluß hervorging.

Sein Standpunkt überhaupt und der Grund, aus welchem er seine Befugniß zu diesem Verfahren herleitet, erhellt aus den Vorreden zu den verschiedenen Theilen der Kirchenordnung, die er unverzüglich zu Stande brachte[3]. Er geht davon aus, daß von den hohen geistlichen Häuptern eine wahre Reformation niemals zu erwarten sei: könne es doch der Kaiser mit all seinem wohlwollenden Bemühen zu keinem Concilium bringen; er erbietet sich, wenn es jemals zu einem solchen komme, oder zu einer Nationalversammlung, oder zu einem freien Religionsgespräch, wozu er „äußersten Vermögens" beitragen wolle, sich in allen der göttlichen Schrift gemäßen

1) Mit großer Naivetät drückte sich über den Sinn des Evangelischwerdens der alte Prediger aus, dessen Schmidt (Brandenburg. Reformationshist. p. 185) aus Scultetus gedenkt.

2) Schreiben des Churfürsten vom 30. Nov. in dem anhaltischen Archiv zu Dessau.

3) Kirchen Ordnung im Churfurstenthum der Marcken zu Brandemburg, wie man sich beide mit der Leer vnd Ceremonien halten sol. M. D. XL. Bei der Abfassung derselben ist unter andern auch Georg von Anhalt zu Rathe gezogen worden. Die Lehrartikel sind fast durchweg aus der fränkisch-brandenburgischen Kirchenordnung herübergenommen.

und billigen Dingen sagen zu lassen; aber indeß vergehe die Zeit, von der er doch einst dem obersten Haushalter Rechenschaft zu geben habe: länger seien die offenbaren Mißbräuche nicht zu dulden: man würde sonst nur verführerische Secten und ihren ungöttlichen Wahn befördern: und so verkündige er, nach der Pflicht, mit der er dem allmächtigen Gott verwandt, nach dem Beispiel der alten löblichen Könige des israelitischen Volkes, diese Ordnung, welche er der göttlichen Wahrheit, dem Gebrauche der ersten reinen Kirche, dem Zeugniß der alten von der Kirche angenommenen Väter, die ihre Lehren mit ihrem Tode besiegelt, gleichförmig erkenne. Er fordert ihre Beobachtung „mit gnädigem Gesinnen", wie er sich ausdrückt, „und ernstlichem Befehl" sowohl von seinen geistlichen wie von seinen weltlichen Ständen.

Es ist doch die ganze Autonomie der fürstlichen Gewalt, mit der er auftritt, dieselbe, aus welcher einst die alten Könige und Kaiser bei der Einführung des Christenthums gehandelt.

Aber dabei hatte Joachim alles im Voraus reiflich erwogen, und auf keiner Seite war eigentlicher Widerstand zu befürchten.

Auf dem nächsten Landtag, im März 1540, sah man, daß die Stände mit ihrem Fürsten einverstanden waren. Die Ritterschaft begnügte sich mit der Versicherung, daß in den geistlichen Stiftungen keine unbillige, die Ehre Gottes schmälernde Neuerung vorgenommen werden sollte: eine Zusage, durch welche der Fürst doch nur wenig beschränkt wurde. Besonders die Jungfrauenklöster scheinen ihr und den Städten am Herzen gelegen zu haben[1]). Den Städten ward das Patronat der Kirchen und Schulen bestätigt, insofern sie sich der neuen Ordnung gemäß halten würden. Die Universität empfing zunächst die reiche Carthause bei Frankfurt an der Oder, die schon beinahe ganz verödet war: zwar mit Widerspruch des letzten Priors, der den Churfürsten überhaupt nicht als seinen Herrn anerkennen wollte: aber mit Beistimmung des Bischofs von Lebus[2]). Indem die Klöster fielen, erhielten sich die Bischöfe. Georg von Blumen-

1) „Was die Clöster belanget, wollen die beiden stende gebeten haben, die Armen Jungfrauenkloster gnedigst zu bedenken und sie nicht nott leiden dorfen, an oren unterhalt, essen und trinken, cleidung und anders belangend. (Fragment der Landtags-Acten.)

2) Der Churfürst sagt in seiner Antwort auf die Klage des Carthäusers, von seinem Vorschlag die Verwaltung der Carthause der Universität zu überlassen: „Welchen Vorschlag ich sammt dem Ordinario des orts und meiner Landschaft mit gutem Bedacht erwogen und berathschlagt." (Berl. A.)

thal zu Lebus ward durch die Zuweisung einer größeren Zahl von Vasallen in Ergebenheit gehalten [1]): nach wie vor finden wir ihn in gesandtschaftlichen Geschäften gebraucht. Eher zeigte Busso von Alvensleben zu Havelberg Regungen von Widersetzlichkeit: am Ende hat aber auch er nachgegeben: er hat noch selbst Prediger ordinirt, welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilten.

Die Vorbedingung zu dem allem und in der That ein großes Glück war, daß hier zu Lande das Bisthum schon längst von dem Fürstenthum abhängig geworden; sonst würde der Hader, der sonst überall zwischen geistlicher und weltlicher Regierung, höherer und niederer Geistlichkeit eintrat, ohne Zweifel auch hier ausgebrochen sein. Unter dem Vortritt des Fürsten waren sie beide vereinigt; die Prädicanten wurden von den Bischöfen entweder begünstigt oder doch geduldet.

Die Gesammtheit der Stände beruhigte der Churfürst noch dadurch, daß er ihnen versprach, sich in kein Bündniß einzulassen ohne ihre Beistimmung.

Eben dies aber gehörte dazu, um auch nach der andern Seite hin den Widerwillen zu beseitigen, den sein Unternehmen hervorrufen konnte, namentlich bei den östreichischen Brüdern. Joachim hielt es für angemessen, denselben seine Kirchenordnung selbst einzureichen. Ferdinand zeigte sich Anfangs ein wenig verstimmt, weil auf seine letzte Abmahnung keine Rücksicht genommen worden war; der geheime Rath desselben, Hans Hofmann, versicherte jedoch dem brandenburgischen Gesandten, sein Herr sei dem ihren nichtsdestominder mit Gnaden zugethan [2]). Kaiser Carl hat nicht lange nachher — wir werden der Umstände noch gedenken, unter denen es geschah, — die Kirchenordnung in aller Form bestätigt: er forderte nur, daß der Churfürst nun auch nicht darüber hinausgehe, und daß er besonders alle Bündnisse vermeide: Bedingungen, die dieser schon von selbst zu erfüllen sehr geneigt war.

Eine sehr außerordentliche Stellung nahm nun Joachim II ein. Er hatte sich von der kriegerisch gesinnten eifrig-katholischen Majorität losgerissen: aber darum war er doch nicht zu dem politischen

1) Wohlbrück Geschichte von Lebus II, 310.

2) Nach dem Protocoll von Geritz und Schilling antwortete ihnen Hans Hofmann: „Wihr sollten uns disser der Kön. Mt. gethaner Rede nichts kümmern lassen: denn es were gewiß, das die Kön. Mt. Chf. Gn. mit allen Gnaden zugethan, und solche Rede wäre von J. Mt. aus herzlichem mitleiden geredt."

System ihrer Gegner übergetreten. Er wagte es, von Glauben und Ritus der römischen Kirche eigenmächtig abzuweichen: dabei aber war er doch weit entfernt, die Wittenbergischen Einrichtungen schlechthin herüberzunehmen. Schon bezweifelten Einige, ob die Beibehaltung so vieler Cerimonien wirklich mit dem Evangelium bestehen könne, und es gehörte die ganze Autorität Luthers dazu, um sie darüber zu beruhigen. Joachim II lag alles daran, die Lehre und die Kirchenform, die er für die rechte hielt, einzuführen, und sich dabei doch weder mit dem Kaiser noch mit der Hierarchie des Reiches zu entzweien.

Und war nicht auch dies ein großer Gewinn, in einem Augenblick, wo die Ideen der Versöhnung und friedlichen Ausgleichung überhaupt die Oberhand zu bekommen schienen?

Auch abgesehen hievon aber hatte der Schritt, den er gethan, für die Ausbreitung des evangelischen Bekenntnisses sehr erwünschte Folgen.

Nachbarliche Gebiete.

Wir erinnern uns, daß Fürst Georg von Anhalt, der kraft der Befugnisse, die er als Dompropst von Magdeburg besaß, auf dem linken Elbufer zu den reformatorischen Einrichtungen schritt, sich auf dem rechten, wo er das nicht konnte, an den Bischof von Brandenburg gehalten haben würde, hätte dieser nur nicht die ihm repräsentirten verheiratheten Candidaten zurückgewiesen. Nunmehr aber war dieser Bischof, Matthias von Jagow, den Ideen der Reform selber beigetreten. „Gelobt sei Gott", schreibt ihm Fürst Georg, „der Ew. Liebden seine Gnade verliehen hat, den vornehmsten Theil ihres bischöflichen Amtes nun in der That ausüben zu können." Der Bischof weigerte sich nicht länger, den anhaltischen Candidaten die Weihen zu geben. Fürst Georg, der eben auch die hierarchischen Gebräuche, bei denen er hergekommen, nur ungern fallen ließ, konnte jetzt wieder nach seinen ursprünglichen Absichten verfahren.

In weiterer Entfernung fühlte sich durch das Beispiel der brandenburgischen Brüder auch die Schwester, die Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Calenberg, vorwärts getrieben: nach einem Besuch Markgraf Johanns in Münden entschloß sie sich bereits im Frühjahr 1538 mit einigen ihrer Jungfrauen und Mägde das Abend-

mahl unter beiderlei Gestalt zu empfangen[1]). Ihr Gemahl Erich war anderer Gesinnung, doch hinderte er sie nicht: er sagte wohl, da sie ihn in seiner Religion nicht irre, wolle er sie auch in der ihren nicht beunruhigen[2]). Er sah ihre Meinung noch durchaus als Privatsache an. Eine ganz andre Bedeutung bekam dieselbe aber, als Erich bald nachher starb und mit der Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn auch die Leitung der Regierung an die Fürstin gelangte. Die Stimmung des Landes kam der ihren entgegen. Es war den Einwohnern ganz recht, wenn sie die erledigten Stellen allenthalben mit evangelischen Predigern besetzte; unter ihrem Einfluß traten die größeren Städte, Münden, Hameln über; endlich erklärte die gesammte Landschaft sich dazu geneigt[3]). Hierauf konnte eine Kirchenordnung verkündigt werden, die in vielen Stücken eine Copie der brandenburgischen ist, und in der sich die Herzogin ausdrücklich auf den Vorgang ihres Bruders Joachim bezieht.

Von allen Fürsten aus dem brandenburgischen Hause war nun nur noch ein einziger, Erzbischof Albrecht, dem alten Glauben getreu.

Bei ihm selbst, dem Primas von Germanien, Cardinal der römischen Kirche, ältestem Gegner Luthers und der Protestanten, der die Idee des rechtlichen Krieges vielleicht zuerst gefaßt, wenigstens sehr hartnäckig festgehalten, ließ sich nach so vielen Jahren des Verdrusses und der Erbitterung auf keinen Rücktritt von dem alten Systeme hoffen. Eine andre Frage aber war es, ob er nach dem Umschwung der Dinge in Sachsen und dem Abfall seines Neffen seine norddeutschen Unterthanen von dem Bekenntniß der Meinungen, die sie längst gefaßt, noch ferner werde abhalten können. Schon trat hie und da ein ganz unerträglicher Zustand ein. In Neuhaldensleben z. B., wo man der Gemeinde ihren evangelischen Pfarrer, den sie als einen frommen, ehrliebenden Mann bezeichnet, genommen und seitdem auch keinen andern angestellt hatte, hörte man auf, den Sonntag zu feiern: die Einwohner starben ohne den Trost der Sacramente[4]). Nun war aber die Regierung des Erzbischofs, durch einen mit der Einnahme außer allem Verhältniß stehenden Aufwand,

1) Es war Sonntag Judica, 7. April: Havemann Herzogin Elisabeth p. 38.

2) Rehtmeyer Braunschw. Chronicon T. II, p. 790.

3) „Gottes Wort mit uns anzunehmen und dabei zu bleiben." So versichert das der Ordnung voranstehende Edict. (Schlegel II, 147.)

4) Vorstellung der Stadt Neuhaldensleben Donnerstag nach Udalrici 1540 in Erhard's Ueberlieferungen III, p. 53.

wir können nicht sagen in Verlegenheit, sondern eigentlich in die Unmöglichkeit, aus eigenen Kräften auch nur fortzubestehen, gerathen. Wenn sie dann die Stände um außerordentliche Beihülfe anging, wie dies z. B. auf dem Landtag zu Kalbe im Jahre 1541 geschah, war es da wohl denkbar, daß nicht von diesen dagegen ihr größtes Anliegen, die Religionssache, zur Sprache gebracht wurde? Man hat von jeher erzählt, Cardinal Albrecht habe seinen Unterthanen die Einführung der neuen Lehre dafür gestattet, daß sie seine Schulden übernommen. Ganz wörtlich ist das nun wohl nicht wahr: in dem langen Abschied jenes Landtages, den das Provinzialarchiv zu Magdeburg aufbewahrt, findet sich kein Wort davon [1]). So viel aber erhellt doch aus anderweiten unzweifelhaften Nachrichten, daß in dieser Versammlung, in welcher sich die Stände der Stifte Magdeburg und Halberstadt verpflichteten, zur Tilgung der erzbischöflichen Schulden eine bedeutende Summe aufzubringen, wenigstens ein Theil derselben, namentlich die Magdeburger Ritterschaft, den Erzbischof um Zulassung der freien Predigt ersucht, und dieser das nicht gradezu abgeschlagen hat [2]). Ich finde nicht mit Bestimmtheit, ob nicht die Städte ein gleiches Gesuch vorgetragen haben: wenigstens schritten die meisten von ihnen nach dem Landtag zur Veränderung der Religion, ohne darin gestört zu werden. — Und ist das nun nicht das Nemliche, was die alte Erzählung angiebt? Der Erzbischof macht doch noch einen Unterschied zwischen erlauben und nicht verhindern. „Was in unsrer Gewalt nicht steht", sagt er in einem seiner Briefe, „weder zu wehren noch zu erlauben, das müssen wir mit Geduld, wider unsern Willen, geschehen lassen" [3]); er soll sich damit getröstet haben, daß auch Kaiser und Papst nicht im Stande seien, dieser Sache Einhalt zu thun. Eine förmliche Erlaubniß gab er nicht, aber er resignirte sich, es nicht hindern zu können. Und sogleich sollte sich zeigen, wie wenig er dazu fähig sei. Von seinen Städten wollte er nur eine, Halle, seine Residenz, wo er noch immer einen katholischen Rath zu behaupten gewußt, von der Neuerung zurückhalten; nur da setzte er sich derselben noch entgegen: aber er erweckte damit eine tu-

1) Donnerstag nach Dorotheä, 10. Febr. 1541.

2) So versichert der Rath zu Halle der Bürgerschaft. Verhandlungen bei Dreyhaupt I, 973.

3) Schreiben an den Coadjutor ohne Datum, in dem Magdeburger Provinzialarchiv. In der Hauptsache läßt sich das mit der Erzählung bei Hamelmann Opp. genealogica p. 887 vereinigen: nur daß diese weniger authentisch und etwas anzüglicher ist.

multuarische Bewegung, beinahe wie jene, welche vor zehn Jahren so viele niederdeutsche Städte ergriffen hatte. Als der Bürgerschaft die Leistung der auf dem Landtag bewilligten Abgabe angemuthet wurde, forderte sie dieselben Zugeständnisse, in deren Genuß andere gekommen: sie warf ihren Ehrgeiz darauf: Halle, sagte der Ausschuß, den sie aufgestellt, sei um nichts schlechter als Halberstadt. Der Rath zeigte sich zu einer Fürbitte bei dem Fürsten bereit; aber damit war der Ausschuß, der bereits auf dem Rathhaus erschienen, mit nichten zufrieden: er erklärte, nicht von der Stelle weichen zu wollen, bis der Rath sich mit ihm vereinigt habe: um des göttlichen Wortes willen wolle man niemand weiter fragen. Nothgedrungen willigte der Rath ein, und die wehrhaften Bürger machten sich auf, um die Herbeiführung eines evangelischen Geistlichen, des Dr. Pfeffinger aus Leipzig, gegen die Diener und Räthe des Fürsten, deren Reiter sich auf der Landstraße zeigten, mit bewaffneter Hand zu beschützen. Der tumultuarische Zustand mochte die Leipziger abhalten, ihren Nachbarn den gelehrten Doctor zuzugestehn, oder diesen, dem gefährlichen Rufe zu folgen: sonst möchten sie, wie ein sächsischer Edelmann an Johann Friedrich berichtet[1]), auf der Straße ernstlich an einander gerathen sein. Es wäre die wunderlichste Form der alten Fehde zwischen Ritterschaft und Städten gewesen, wenn jetzt eine Bürgerschaft ihren Prediger mit bewaffnetem Geleite herbeiführend, von den ritterlichen Anhängern des Fürsten angesprengt worden wäre. Nach einiger Zeit traf jedoch ein anderer Prediger, Justus Jonas von Wittenberg, in Halle ein und begann im Bunde mit Ausschuß und Gemeine, nicht selten im Widerspruch mit dem Rathe, die durchgreifende Veränderung. Der Cardinal mußte erleben, daß seine Residenz, die er zu einer Burg des Katholicismus zu machen gedacht, zu seinen Feinden überging. Unfähig, zu widerstreben, wollte er es doch nicht mit eigenen Augen ansehen: er verließ die Stadt mit dem Rest seiner Kleinodien und verlegte seine Hofhaltung nach seinem besser katholischen Stifte Mainz.

Schon gab es aber unter den geistlichen Fürsten in Norddeutschland wenigstens einen, der, aus dem landesfürstlichen Geschlechte stammend, fast im Sinne der spätern Zeiten, Protestantismus und Bisthum verband. Auf dem Landtag zu Parchim forderte Herzog Magnus von Mecklenburg, Bischof von Schwerin, ein förmliches Verbot der Messe: was er da nicht hatte durchsetzen können, führte er bald her-

1) In den Reichstagsacten von 1541 im Weim. Archiv.

nach auf seine eigne Hand in der Stiftskirche zu Bützow aus[1]). Unter seiner Mitwirkung erschien im Jahre 1540 eine Kirchenordnung für die mecklenburgischen Lande, die durch eine scharfe Visitation eingeführt ward.

Auch die Aebtissin eines kaiserlichen Stiftes machte sich bemerklich. Anna von Stolberg, Aebtissin von Quedlinburg, konnte es nach dem Tode Herzog Georgs von Sachsen wagen, dem Beispiel ihrer Brüder und Nachbarn zu folgen. Auf ihren Wunsch kam der Superintendent von Stolberg herbei und reformirte Stift und Stadt[2]).

Auf diese Weise nahm der Protestantismus beinahe das ganze nördliche Deutschland ein. Von den Verbündeten von Halle und Nürnberg war nun nur noch Heinrich von Braunschweig übrig, dessen Ueberzeugung und Politik unerschütterlich blieben, dessen Macht aber nur wenig bedeutete. Uebrigens erschien die reformatorische Bewegung noch in ihren vollsten Lebenstrieben. Zuweilen war es die durch einen Regierungswechsel veranlaßte etwas gewaltsame Vertauschung eines Systems mit dem andern, zuweilen die umsichtige Leitung eines Landesfürsten, der den günstigen Moment glücklich ergriff, wodurch sie sich vollzog, zuweilen aber auch noch die Energie einer im Widerspruch mit geistlicher und weltlicher Gewalt sich selbst in Besitz setzenden Gemeinde. Daß man das Bedürfniß und die Ueberzeugung so lange zurückgedrängt, hatte das Bewußtsein derselben nur um so lebendiger, kräftiger gemacht. Der Protestantismus eroberte sich ein großes Gebiet, wo er nicht durch unaufhörliche nachbarliche Reibungen bedrängt und doch in einer gewissen Mannichfaltigkeit, deren Grund und Anlaß wir so eben wahrnahmen, sich entwickeln konnte: die norddeutschen Populationen bekamen dadurch zuerst ihr eigenthümliches, welthistorisches Gepräge.

Doch wäre darum an keine Trennung von den übrigen Landsleuten zu denken gewesen: vielmehr rückten die Dinge auch im südlichen Deutschland vorwärts; ja es gewährte eine ganz allgemeine Aussicht, daß jene Versammlung beschlossen worden war, wo die Stände der gesammten Nation über die religiösen Fragen entscheiden sollten.

1) Schreiben an Johann Friedrich Sonntag Jubilate 1540: „Wil E. Ch. Gn. nicht verhalten, das ich in meyner Stifftskirchen zu Butzaw den Greuel der gotteslästerlichen papistischen Messe endlich abgeschafft."

2) Fritsch Geschichte von Quedlinburg II, p. 8.

Viertes Capitel.

Politische Situation im Jahre 1540.

Ehe wir darauf kommen, was zur Ausführung dieses Planes geschah, fassen wir noch die allgemeinen politischen Verhältnisse ins Auge, von denen er ja überhaupt ausgegangen war.

Als der römische Hof im Jahre 1538 den Versuch zugab, die Protestanten in Güte zu gewinnen, ging seine Absicht dahin, die Kräfte derselben zum Kriege gegen die Osmanen, den man vorhatte, mit herbeizuziehen.

Es war ein entscheidendes Zusammentreffen, daß im April 1539 die Venezianer, denen in diesem Kriege die vornehmste Rolle zufiel, von Mißtrauen gegen die übrigen Mächte erfüllt, einen Waffenstillstand schlossen, welcher danach einseitig verlängert worden ist und zum Frieden geführt hat, und daß in demselben Monat in Deutschland jener Frankfurter Vertrag zu Stande kam, durch welchen der Kaiser den Protestanten die Aussicht zu einer von Rom unabhängigen Beilegung der religiösen Streitigkeiten eröffnete.

Gegen die Osmanen war nichts erreicht worden; in Deutschland erhob sich eine der größten Gefahren, die man jemals bestanden. Ein Eingriff in die clericalischen Vorrechte mit Genehmigung des Kaisers ward in Aussicht gestellt, der das ganze System erschüttern mußte.

Es läßt sich nicht beschreiben, welchen Eindruck die Nachrichten von Frankfurt auf die Mitglieder des römischen Hofes hervorbrachten. „Möchte ich mich täuschen", ruft Cardinal Poole aus, „aber nach meinem Dafürhalten ist es nicht der König von England, von welchem die Kirche die größten Nachtheile zu besorgen hat: noch mehr wie einst Cato fürchte ich die, die sich mit nüchternem Bedachte zur

Zerstörung der Republik anschicken" [1]). Vor kurzem hatte Paul III den schon lange vorbereiteten Kirchenbann gegen den König von England ausgesprochen und den Kaiser zur Vollstreckung dieser seiner Sentenz aufgefordert: jetzt ward die Besorgniß rege, daß dieser Fürst vielleicht selbst auf ein Schisma denke.

In Rom versäumte man nichts, um den Kaiser zur gewohnten Ergebenheit zurückzuführen. Der Nuntius Ricci, der eben wegen andrer Geschäfte nach Spanien ging, ward zu energischen Protestationen ermächtigt: die Instruction, die er empfing, mag leicht eine der heftigsten sein, welche vom römischen Hof in dieser Angelegenheit ausgegangen [2]). Der Erzbischof von Lunden wird darin wie ein lügnerischer Verräther behandelt: die Summe wird genannt, mit welcher er von den Protestanten bestochen worden sei. Die Schwester des Kaisers, Königin Maria, wird unumwunden beschuldigt, den Protestanten insgeheim beizustehn, sie zu ermuntern. Der Kaiser wird auf das Dringendste ermahnt, die Frankfurter Abkunft zu vernichten und dagegen den katholischen Bund zu bestätigen: wo nicht, so werde es scheinen, als wenn er, der erstgeborne Sohn des apostolischen Stuhles, selbst von demselben abweiche.

Vor diesem antiprotestantischen Interesse verschwand das osmanische. Der Papst trug kein Bedenken, die Unterhandlungen der Venezianer gutzuheißen. Er war sehr zufrieden, daß Franz I seine Verbindung mit dem Großherrn benutzte, um auch für die übrigen Mächte des Bundes Unterhandlungen anzuknüpfen. Dem französischen Gesandten, der sich zu diesem Zwecke nach Constantinopel begab, sagte er, der König werde sich damit das Lob Gottes und der Menschen verdienen [3]).

Hatte er bisher eben um des osmanischen Krieges willen das gute Vernehmen zwischen dem Kaiser und dem König herzustellen gesucht, so stieg ihm nun der Gedanke auf, den Kriegskräften der beiden Fürsten eine gemeinschaftliche Richtung gegen die von der römischen Kirche Abgewichenen zu geben: beinahe wie einst in den hierarchischen Jahrhunderten die Päpste die Waffen der Gläubigen bald gegen die Saracenen, bald gegen die Ketzer ins Feld geführt haben. Mit großem Eifer brachte Paul III die Friedensunterhandlungen und zu-

1) Lettere del C[l] Polo 8. Giugno 1539 bei Quirini II, 158.

2) Rainaldus XXI, 102: jedoch unvollständig; vollständig in Quirini Lettere di C[l] Polo III, CCIX; eine Ueberſetzung in Münters Beyträgen zur Kirchengeschichte, 108.

3) Le protonotaire Monluc au roi 20. Oct. 39. Ribier I, 476.

nächst die alten Vorschläge über die Abtretung von Mailand wieder in Gang. Er ließ sich vernehmen: wenn der Kaiser noch immer verweigern wolle darauf einzugehn, so würde er beweisen, daß er zum Verderben der Christenheit geboren sei. Unter dem Wort Christenheit verstand er das geschlossene System der römischen Kirche, und er behauptete nicht ohne Grund, daß dies durch die Connivenz des Kaisers in diesem Augenblick höchlich gefährdet werde.

Zunächst war es nun die Ansicht des Papstes, daß der Kaiser persönlich einen Reichstag halten uud mit der katholischen Liga, das heißt, dem Nürnberger Bunde, gemeinschaftliche Sache machen möge. Er meinte, man müsse die Liga mit Geld unterstützen, wozu auch er beitragen wolle, und um auf der Stelle zur thätlichen Hülfe bereit zu sein, in den Gebieten des Königs Ferdinand Truppen sammeln, unter dem Schein, daß es den Türken gelte [1]).

Es waren die Ideen von Held, zu denen man sich jetzt in Rom bekannte: man hätte einen unmittelbaren Conflict herbeizuführen gewünscht. Der Kaiser antwortete darauf mit den Ideen von Lunden; sehr gemäßigt, ruhig, im Sinne des Friedens.

Er machte darauf aufmerksam, daß die Berufung eines Reichstags auch in seiner Gegenwart nach den letzten in Regensburg gefaßten Beschlüssen zu einem Nationalconcilium führen müsse, welches für beide gleich gefährlich sei. Er erklärte sich bereit, den katholischen Bund zu unterstützen, wie er ihn denn wirklich bestätigte; wohlverstanden aber nur unter der Bedingung, daß die Mitglieder desselben von den Gegnern angegriffen werden, und zwar ohne gerechte Ursache, sonst werde er nur darauf denken, den Frieden zu erhalten [2]). Er konnte nicht umhin, der Abkunft von Frankfurt, da der Papst es forderte, seine Ratification zu versagen; aber er that das mit dem Vorbehalt, daß man ihnen damit nicht die Hoffnung auf eine Bestätigung derselben abschneide, was die Protestanten auf das Aeußerste bringen und am meisten dem König von England zu Statten kommen würde.

1) Sotto il Titolo delle cose turchesche mandar qualche numero di gente Spagnuola, o Italiana a quelle bande et intertenerla nelle fortezze del Re de Romani suo fratello, accioche bisognando l'aiuto fosse presto ad ordine. Lämmer p. 251.

2) Respuesta que se hizo 15. Settember de 1539: en caso que los dichos desviados comiencen la fuerza contra los catolicos y mayormente contra los comprendidos en la liga defensiva no dando razonable (justa) ocasion a los dichos desviados. Döllinger Beiträge I.

Der Kaiser bekannte sich schuldig, sowohl gegen England als gegen die Protestanten die Waffen zu ergreifen, jedoch mit der ausdrücklichen Maßgabe, daß es nothwendig und ausführbar sei. England, sagte er, habe Geld, Deutschland Männer, und man müsse sich hüten, nicht etwa ein Bündniß zwischen beiden zu veranlassen. Nur darin gab er dem Papste Gehör, daß er unter der Theilnahme desselben die Unterhandlungen mit Frankreich mit erneutem Eifer fortsetzte.

Hiezu aber hatte er freilich einen ganz besondern Beweggrund: die Empörung, die so eben in Gent in Folge des letzten französischen Krieges ausgebrochen war.

Eine Kriegssteuer, welche damals von den andern drei Ständen der Grafschaft Flandern bewilligt worden war, hatte die Stadt Gent unter dem Vorgeben verweigert, das Geld, das man zahle, werde doch niemals gut angewendet; mit Kriegsvolk wolle sie ihrem Grafen, dem Kaiser beistehn, jedoch nicht anders. Von Tage zu Tage weiter schreitend, hatten die Bürger alte umfassende Privilegien, die ihnen in Folge früherer Unruhen entrissen worden, zurückgefordert. Den Zwangsmaßregeln, welche die Regentin anordnete, begegneten sie mit förmlichen Feindseligkeiten[1]).

Das war nun aber um so gefährlicher, da diese Regungen nicht so vereinzelt waren, wie man wohl annimmt. In den gesammten Niederlanden rief es eine gewisse Verstimmung hervor, daß man den eingebornen Fürsten so selten im Lande sah und so viele Kriege fremdartigen Ursprungs ausfechten mußte. Wir können sagen: es regte sich bereits der Gegensatz der Provinzen gegen die Centralregierung, der später zu so großen Ereignissen geführt hat.

Was würde wohl erfolgt sein, wenn der König von Frankreich den Aufforderungen der Genter, die ihm wirklich geschehen sind[2]), Gehör gegeben hätte, als alter Lehnsherr von Flandern ihnen zu Hülfe gekommen wäre?

Zum Glück für den Kaiser trafen die Unruhen in eine Zeit, in der ihnen dieser Rückhalt nicht zu Theil werden konnte, da er mit Frankreich so eben in den vertraulichsten Unterhandlungen stand.

1) Jean d'Hollander discours des troubles advenues en la ville de Gand. Anal. Belg. III, II, 280.

2) Les dits de Gand ont passé si avant, et sont si deshontez — que de recourir à France. Schreiben des Kaisers bei Arendt in Raumers Taschenbuch 1842, p. 561.

Die Politik, die Carl V gegen Frankreich beobachtet, bewegt sich in einem noch stärkeren Schwanken, als die, welche wir in Deutschland wahrnahmen. Von offener Feindseligkeit und Anwendung der Waffengewalt sehen wir ihn zur Absicht einer engern Allianz übergehen. Und dabei ist das Merkwürdige, daß, wenn wir ihn nur hören, nicht allein in seinen amtlichen Erklärungen, sondern in seinen Briefen, den Verhandlungen mit seinen Räthen, die Richtung, die er jedes Mal einschlägt, ihm sehr ernstlich am Herzen zu liegen scheint und keinerlei Hintersichhalten vermuthen lassen sollte.

Damals erklärte er wohl, er habe bisher den Weg verfehlt, wenn er gedacht habe, seine und seines Bruders Familie noch enger zu vereinigen und aus beiden etwas Großes zu bilden; Granvella habe ihm öfter gesagt, und er sehe es jetzt ein, daß für den Dienst Gottes und das allgemeine Wohl der Christenheit nichts so nothwendig sei, wie die Verbindung seines Hauses mit dem französischen [1]).

Aus einer Instruction, die für seinen Sohn bestimmt war und im Fall seines Ablebens diesem zur Anweisung dienen sollte, geht hervor, daß er nicht nur aufs neue die Alternative in Berathung zog, von der schon öfter die Rede gewesen, den zweiten Sohn des Königs Franz mit seiner Tochter oder einer der Töchter des römischen Königs zu vermählen, und das junge Paar dabei mit einer Landschaft auszustatten, sondern daß er sich schon bestimmter zur Vermählung seiner eignen Tochter mit diesem Prinzen und zur Ausstattung derselben mit den Niederlanden hinneigte. Von den damaligen Unruhen, aus denen man sehe, daß den Niederländern die Abwesenheit ihres Fürsten unerträglich vorkomme, weshalb am Ende eine vollkommene Entfremdung befürchtet werden dürfte, nahm er einen Beweggrund dazu her. Muß man nicht überzeugt werden, daß es sein voller Ernst mit diesem Plane war, wenn man liest, wie er denselben seinem Sohne durch die Bemerkung, auch die verstorbene Kaiserin, die Mutter des Prinzen, sei damit einverstanden gewesen, annehmlich zu machen sucht? Und sogar noch weiter geht er in dieser Absicht, die beiden Häuser zu vereinigen. Ein Sohn

1) Castelnau, éveque de Tarbe au roy, Toledo 26. Nov. 1538: „quil avoit par cydevant perdu le nort dans ses affaires, voulant unir sa maison avec celle du roi des Romains par mariages de leurs enfans et en faire une grande chose, mais depuis peu de tems il s'estoit resolu et arresté à ce que led. Granvelle lui avait souvent fait sentir de loin, qu'il est necessaire pour le service de dieu, et pour le bien universel de toute la chrestienté que sad. maison et la vostre s'allient bien estroitement.“

seines Bruders soll sich mit einer Tochter Franz' I vermählen, und dabei, nur gegen Verzichtleistung auf eine Rente im Neapolitanischen Mailand erhalten. Um keinen Zunder zu neuen Zwistigkeiten übrig zu lassen und auch den alten Streit über Navarra zu beendigen, soll sein Sohn Don Philipp sich mit der Erbin von Navarra verheirathen [1]).

Diese enge Vereinigung der Häuser von Frankreich und Burgund, die für das Erste so höchst vortheilhaft geworden wäre, sollte nun aber jene universalen Pläne vorbereiten. „Unser Sinn ist dabei", sagt der Kaiser, „zugleich für die allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit zu sorgen: sowohl die Pacification und Herbeibringung der von unserm heil. Glauben Abgewichenen, als gegen die Türken." Wenigstens in der ersten Absicht traf er mit den damaligen Gedanken des Papstes zusammen: auch Frankreich schien auf dieselbe einzugehn. Der spanische Gesandte fragte im November 1539 den Connetable Montmorency, auf welche Weise der König zur Reduction der Protestanten mitwirken wolle. Der Connetable erwiederte: auf jede Weise, die dem Kaiser gefalle; er möge sie nur selber angeben [2]).

Zunächst erwarben sich die Franzosen das Verdienst um den Kaiser, ihn seinen Weg nach den Niederlanden mitten durch Frankreich nehmen zu lassen. Im Januar 1540, nach der heitersten Reise von der Welt, wo jedoch, wie man ausdrücklich übereingekommen, nicht von Geschäften die Rede gewesen war, langte der Kaiser in den diesseitigen Landschaften an. Es ward ihm nicht schwer, die Stadt Gent, wo der bei bürgerlichen Unruhen fast unvermeidliche Gegensatz zwischen Gemäßigten und Anhängern der Pöbelherrschaft, welche letztere man hier Kreeser, Schreier nannte, eingetreten war, zu unterwerfen [3]). Er veränderte die Stadtverfassung dahin, daß der Staatsgewalt ein sehr durchgreifender Einfluß gesichert ward, und traf Anstalt, eine Festung in Gent zu errichten. Mochte dann das Volk darüber murren und lärmen, er that, was ihm nothwendig däuchte.

Man war in Rom ein wenig erstaunt zu vernehmen, daß die Franzosen die Verträge während der Reise des Kaisers nicht definitiv zu Stande gebracht hatten. Indessen zweifelte man nicht, daß sie noch abgeschlossen werden würden. Der Papst schickte seinen Enkel,

1) Instruction de l'empereur Charles V lors de son depart d'Espagne à son fils. 5. Nov. 1539. Granv. II, 549.

2) Senlis 22. Nov. 1539. Archiv von Simancas.

3) Arendt Der Genter Aufstand a. a. O. p. 514.

Cardinal Alexander Farnese, nach den Niederlanden, um die Vollziehung derselben zu beschleunigen. Schon wiegte sich dieser im Gefühle des hohen Ansehens, zu dem er hiedurch in Rom aufsteigen, des kirchlichen Nachruhms, den er sich verschaffen werde.

Die Politik des Kaisers hatte aber, wie wir wissen, noch eine andre Seite: hier in den Niederlanden, unter den Einflüssen, die sich geltend machten, den neuen Betrachtungen, die sich aufdrängten, trat auch diese wieder hervor.

König Ferdinand, auf dessen Einwilligung sich der Kaiser immer bezogen, erschien unverweilt daselbst, und wir begreifen leicht, daß er mit den Combinationen, mit denen man sich trug, nicht zufrieden war. Seinem ältesten Sohne war bisher die Tochter des Kaisers zugedacht gewesen: eine Verbindung von der größten Aussicht, da dem Kaiser nur Ein Sohn lebte und Spanien so oft durch Frauen vererbt worden war. Nicht allein ging ihm diese verloren: in der Entfremdung der Niederlande lag ein Verlust für das gesammte Haus. Die Mitglieder des niederländischen Adels, welche der Kaiser befragte, erklärten sich dawider. Ja selbst Mailand wurde gefährdet. Der zweite Sohn des römischen Königs konnte wohl niemals so stark werden, um dies von allen Seiten zweifelhaften Nachbarn ausgesetzte Gebiet zu behaupten: schon hörte man von weitaussehenden Entwürfen, die in Italien daran geknüpft wurden. Und war denn endlich die Freundschaft des Königs von Frankreich eines so hohen Preises werth? Wenigstens König Ferdinand konnte nicht rühmen, daß der Einfluß desselben auf die Osmanen sich im gegenwärtigen Augenblick vortheilhaft erweise. An den ungarischen Grenzen sah er sich mit dem gefährlichsten Kriege bedroht. Wie dann, wenn man den Rathschlägen des Papstes folgte, mit England und den deutschen Protestanten brach, hernach aber der König von Frankreich seine Versprechungen nicht erfüllte, und von der andern Seite die Osmanen zu einem Angriff schritten?

Zu diesen allgemeinen Befürchtungen aber kamen noch andre von besonders dringender Natur, die in den Verhältnissen von Cleve und Geldern ihren Grund hatten.

Werfen wir einen Blick auf diese Sache, in der sich in diesem Momente die Bewegungen der europäischen Politik begegneten.

Den Herzog Carl von Geldern hatte das Haus Burgund immer als Usurpator betrachtet, und nur bestehn lassen, weil es mußte, aber dabei niemals aufgehört, die Erwerbung des Landes bei seinem Tod mit Bestimmtheit ins Auge zu fassen. Dagegen hielt auch Herzog

Carl seinerseits die Feindseligkeit mit Bewußtsein fest. In dem Saale seines Pallastes zu Arnheim las man an jedem Balken die Worte: „Verachtung macht den Guelfen zum Gibellinen“: denn hauptsächlich von der schlechten Behandlung der kaiserlichen Minister leitete er seine Feindschaft her; er suchte sein Land an die Feinde von Oestreich zu bringen. Im Jahre 1534 übertrug er es durch förmliche Donation auf den König von Frankreich, der ihm dagegen den lebenslänglichen Nießbrauch zugestand [1]); und bald darauf erschien wirklich ein französischer Abgeordneter, dem die Militärbefehlshaber in sämmtlichen festen Plätzen einen Eidschwur leisteten. Hiemit war jedoch die Landschaft keineswegs einverstanden. Die kriegerischen Hausleute des Herzogs, eine Art von stehender Truppe, die dem Lande schon jetzt beschwerlich genug fielen, wären dann vollends Herren geworden. Auf dem Landtage zu Nimwegen, auf welchem der Herzog die Sache zur Sprache brachte, vereinigten sich Bannerherren, Ritterschaft und Städte zu gemeinschaftlichem Widerspruch. Neigten sie sich aber nicht zu Frankreich, so wollten sie doch auch nicht burgundisch werden. „Geldrisch sind wir“, sagten sie dem Herzog, „und Geldrisch wollen wir bleiben.“ Fast meinten sie auch dadurch vom Reiche abzukommen, wenn sie Unterthanen des Kaisers würden: Carl V erschien ihnen nur als ein Fortsetzer der Unternehmungen Carls des Kühnen.

Dagegen wandten sie ihre Augen auf einen benachbarten Fürsten, den Herzog Johann von Cleve, der die nächsten Ansprüche auf Geldern hatte und bereits eine ganze Anzahl niederrheinischer Landschaften vereinigte, ohne daß sie darum ihre besondere Eigenthümlichkeit eingebüßt hätten: sie fragten bei ihm an, ob er sie gegen Frankreich und gegen Burgund vertheidigen, sie als ein Fürst des Reiches bei dem Reiche behaupten wolle. Kann man zweifeln, ob er es ihnen versprach? Im Januar 1538 schlossen die Stände einen Vertrag mit dem Herzog ab, nach welchem der Sohn und dereinstige Erbe desselben, Wilhelm, in den Besitz von Zütphen und Geldern kommen, diese beiden Provinzen mit seinen übrigen Landschaften vereinigen sollte, nun und auf ewige Tage [2]). Im Juni darauf starb Carl von Geldern, und ohne Weiteres ergriff der junge Wilhelm Besitz. Im Februar 1539 gelangte er durch den Tod seines Vaters

1) Articuli inter regem Franciae et Carolum ducem Geldriae 4ta mensis Octobris.

2) Teschenmacher Ann. Cliviae, p. 531. Du Mont IV, II, 160.

auch zu seinem cleveschen Erbe, und seitdem beherrschte er ein sehr ansehnliches Gebiet von der Werra bis zur Maas und die beiden Rheinufer entlang von Cöln bis gegen Utrecht. Er konnte als einer der mächtigsten Reichsfürsten angesehen werden.

Wir erinnern uns, daß Kaiser Maximilian einst die Vereinigung von Cleve und Jülich eigentlich gestiftet, und zwar im Widerspruch mit früheren Zusagen, die Friedrich dem Weisen von Sachsen geschehen waren, um nicht einen so mächtigen Fürsten an den niederländischen Grenzen zu haben. In den Niederlanden und an dem kaiserlichen Hofe war man empört, daß diese wohlerwogene Politik jetzt sogar einen Verlust verursachen solle. Der Kaiser sagte dem clevischen Gesandten, niemals habe er geglaubt, daß ihm dies von einem blutverwandten Fürsten begegnen solle. Der Gesandte antwortete: Cleve habe einen günstigen Spruch des Kaisers Siegmund für sich. Der Kaiser versetzte: andere Sentenzen seien für Brabant: auf keinen Fall aber hätte sich der Herzog in den Besitz des Landes setzen dürfen, ehe es noch zu einem Rechtsgang gekommen: er seinerseits könne und werde das nicht leiden; — man möge sich in Cleve erinnern, daß er den Krieg mit dem mächtigsten Fürsten der Christenheit, dem König von Frankreich, nicht gescheut habe, als dieser Mailand dem Reiche habe vorenthalten wollen [1]).

In der Feindseligkeit, die sich hiedurch an den Grenzen der Niederlande entwickelte, lag aber noch nicht die ganze Gefahr dieses Ereignisses. Die nemliche Combination, welche Maximilian zu vermeiden gesucht hatte, kehrte jetzt und zwar unter unwillkommneren Umständen wieder. Wir wissen, wie oft und dringend Johann Friedrich von Sachsen die Bestätigung seiner jülichschen Heirathsverträge — seine Gemahlin Sibylla war die Schwester des Herzogs Wilhelm — gefordert hatte: sie gaben ihm eventuelle Ansprüche auf alle diese Länder. Das hatte nun aber mehr zu bedeuten, als jemals früher, da der Churfürst von Sachsen an der Spitze des Schmalkaldischen Bundes stand. Schon wollte man am kaiserlichen Hofe wissen, der Herzog selbst sei in ein förmliches Bündniß mit den Protestanten getreten.

Wenigstens trug derselbe kein Bedenken, auf ein anderes, dem kaiserlichen Hofe nicht minder widerwärtiges Verhältniß einzugehen. Man kennt die Ehe König Heinrichs VIII mit Anna von Cleve:

1) Berichte des Carl Harst an den Herzog von Cleve im Düsseldorfer Archiv.

sie hat nicht wenig dazu beigetragen, ihm schlechten Ruf zu machen. Eben unter diesen Umständen ward sie geschlossen; sie war durchaus politischen Ursprungs. In einem Augenblick, wo zwischen den katholischen Mächten über einen Angriff zugleich auf England und die deutschen Protestanten unterhandelt ward, hatte es für Heinrich Bedeutung und Werth, sich mit einem Hause zu verbinden, welches dem Kaiser an seinen Grenzen Widerstand leistete und mit dem Haupte des Schmalkaldischen Bundes in so enger Beziehung stand [1]). Wohl ward die junge Prinzessin gewarnt, namentlich von ihrer Mutter: aber eine Krone tragen zu können hatte für sie, so gesetzt und gehalten sie sonst auch war, einen unwiderstehlichen Reiz. Von sächsischen und hessischen Gesandten begleitet, ging sie gegen Ende 1539 nach England. Die protestantisch gesinnten Mitglieder in dem geheimen Rathe des Königs hatten die Ehe auch darum befördert, um ihren Herrn durch den Einfluß Anna's um so mehr für ihre Meinungen zu gewinnen. In der That begann der König damit, seine letzten, den protestantischen Dogmen entgegengesetzten Anordnungen zu entschuldigen und eine Vereinigung in der Lehre aufs neue in Vorschlag zu bringen. Zunächst jedoch trug er auf ein politisches Bündniß an.

Die Protestanten, denen König Heinrich nicht versäumte das Ungünstigste mitzutheilen, was er vom kaiserlichen Hofe wider sie vernahm, geriethen in große Aufregung. Auf die Nachricht, daß der Kaiser bewaffnet sei, forderte der Landgraf, daß auch diesseit ein Heer ins Feld gestellt werde, ungefähr von 25000 M. Daß die evangelischen Stände auf einem Tage zu Arnstadt nicht hiemit übereinstimmten, hinderte ihn nicht, dabei zu verharren. Obwohl der Herzog von Cleve sich in Hinsicht des Glaubens noch zweifelhaft zeigte, so waren Philipp und Johann Friedrich doch der Meinung, daß man ihm auf jeden Fall beistehen müsse [2]).

Ließ sich doch alsdann auch noch auf eine andere Art von Unterstützung rechnen.

1) Auch über eine Vermählung der Prinzessin Maria mit dem Herzog von Cleve ward am sächsischen Hofe unterhandelt. Aus den Depeschen Marillac's vom Jahre 1539 ergiebt sich, wie ernstlich Heinrich VIII in Gefahr zu sein glaubte: die Flotte ward auf 150 Segel gebracht, in dem ganzen Lande ward Musterung gehalten.

2) Schreiben Philipps an Johann Friedrich, Homberg Neujahrstag 1540. W. A. Johann Friedrichs an Philipp, Weimar Sonntag nach Circumcisionis.

Schon längst hatte das Umsichgreifen der niederländischen Regierung, die sich vor Kurzem Utrechts bemächtigt und dann mit Lüttich, jetzt auch mit Cöln Unterhandlungen pflog, die auf die engste Vereinigung mit diesen Stiftern hinzielten, woraus dann nichts als eine Art von Oberherrlichkeit werden konnte, die auf Münster, ja auf Bremen ähnliche Absichten zu hegen schien, die Aufmerksamkeit und den Widerwillen der Reichsstände erregt. Sie waren nicht geneigt, auch Geldern, auf das Cleve wenn nicht über allen Zweifel erhabene, doch auch nicht zu verwerfende Ansprüche besaß, ohne Weiteres an Oestreich kommen zu lassen. Ich weiß freilich nicht, ob den Erklärungen des unglaublich versatilen bairischen Rathes Leonhard von Eck voller Glaube beizumessen ist: aber höchst merkwürdig ist doch die Antwort, die er auf die Anfrage, was es zu bedeuten habe, daß man in Baiern so viel Kriegsvorbereitungen treffe, Anfang 1540, dem Landgrafen Philipp gab. Wahrhaftig nicht gegen die Protestanten, sagte er, setze man sich in Verfassung, sondern vielmehr gegen den Kaiser, dessen Bündniß mit Frankreich der deutschen Freiheit Gefahr drohe. Die Fürsten seien uneinig, die Städte weder gerüstet noch entschlossen, die ganze Nation stecke — so drückte er sich aus — bis an den Hals im Moor. Erst den Einen, dann den Andern werde der Kaiser vornehmen; auch von Baiern sei mancherlei geschehen, was er werde rächen wollen [1]). Und sehr verbreitet waren diese Ansichten: man meinte fast, das Haus Burgund denke die alte Freiheit ganz und gar zu vernichten; in dem Augenblick, daß der Kaiser anlangte, beschlossen die Churfürsten nach der alten Weise der Churvereine eine Zusammenkunft zu Gelnhausen zu halten, auf welcher Johann Friedrich die geldrische Angelegenheit in aller Form vorzubringen gedachte; eine allgemeine Fürstenversammlung sollte folgen, um alle im Reiche obwaltenden Uebelstände in Berathung zu ziehen.

Das also war die Lage der Dinge. Auf der einen Seite stand der engste Bund mit dem König von Frankreich unter päpstlicher Vermittelung in Aussicht, und dann wäre zunächst ein Unternehmen gegen die von der römischen Kirche Abgefallenen zu erwarten gewesen. Auf der andern Seite bildete sich aber auch eine entgegengesetzte Vereinigung. Ganz Deutschland schien noch einmal zu ge-

1) Eck an den Landgrafen Philipp 8. Jan. 1540. Copei was Dr. Eck mit dem guten Freunde (wahrscheinlich Gereon Sailer) und hinwieder der gute Freund mit ihm geredt.

meinschaftlicher Opposition zusammentreten zu wollen, welche dann dem religiösen Gegensatze, der ihren Kern gebildet haben würde, eine neue Kraft verliehen hätte. Der König von England würde sich ohne Zweifel ebenfalls geregt haben. In der clevischen Angelegenheit berührten sich alle diese Momente.

Als Cardinal Farnese, dem Auftrag seines Großvaters gemäß, den Abschluß mit Frankreich in Erinnerung brachte, entgegnete der Kaiser — und wir können wohl begreifen, daß es sich so verhielt —, diese Sache mache ihn verlegner und verwirrter, als er jemals durch eine andre geworden sei oder noch werden dürfte [1]).

War es in der That blos die Wirkung der Ereignisse, der vorwaltenden Betrachtungen und Rücksichten, was die verschiedenen Richtungen der kaiserlichen Politik hervorbrachte? Dürfte man sagen, daß sich nur die Kräfte der Dinge gegen einander bewegten und den persönlichen Willen bestimmten? Oder wäre der Kaiser wirklich von dem Vorwurf bewußter Treulosigkeit nicht frei zu sprechen? Wir behalten den Versuch, dieses psychologische Problem zu lösen, uns vor. Hier bemerken wir nur die Thatsache, daß seine politischen Absichten sich allmählig ganz umwandelten.

Zunächst machte er dem König von Frankreich noch einen Vorschlag, der sich sehr gut hören ließ: noch einmal erbot er sich, seine Tochter mit dem Herzog von Orleans zu vermählen und alsdann diesem Paare die Niederlande und die Grafschaft Burgund zugleich mit Geldern und Zütphen, wenn dies gewonnen werde, zu übertragen; er erinnerte, daß diese Lande ein Königreich vorstellen könnten, daß er durch dies Erbieten die größte Probe seiner Freundschaft für Frankreich ablege. Dagegen sollte der König nicht allein die alten Verträge von Madrid und Cambrai bestätigen, — wir sehen, die mailändische Combination fiel hiedurch weg [2]), — sondern er sollte auch Savoyen herausgeben und dafür sorgen, daß die von diesem Lande durch die Schweizer abgerissenen Bezirke dem Herzog zurückgestellt würden; er sollte sich überhaupt verpflichten, das Haus Oestreich zu unterstützen, sowohl in Ungarn gegen die Türken, als in den Niederlanden gegen den Herzog von Cleve. Zugleich wollte man

1) Pallavicini lib. IV, cap. X, p. 418.

2) Granvella entschuldigt dies mit „muy grandes consideraciones con el rey de Romanos como tan bien de los dichos reinos y paises“: noch immer aber wolle er „indissoluble paz entre las casas, hijos y successores“. 16. April. (Arch. von Simancas.)

festsetzen, was der König auch in den Sachen des Glaubens, d. h. gegen die Protestanten leisten solle.

Und wäre nicht auch dieser Vorschlag für Frankreich sehr annehmbar gewesen? Die Abtretung so großer und reicher Provinzen, unter welchen Bedingungen sie auch immer geschehen mochte, an einen französischen Prinzen war mit den dagegen geforderten Concessionen gewiß nicht zu theuer erkauft. Wenigstens König Ferdinand fürchtete, die Franzosen würden es annehmen: er erblickte darin den Ruin seines Hauses.

Allein er brauchte nichts zu fürchten. Der König von Frankreich, der Mailand als sein rechtmäßiges Eigenthum in Anspruch nahm, sah in den Niederlanden, so viel mehr sie auch werth sein mochten, doch keine volle Entschädigung, weil sie in dem Falle, daß die Ehe kinderlos blieb, an das Haus Oestreich zurückfallen mußten. Ueberdies wollte er Piemont und Savoyen nicht herausgeben. In der Antwort, die er dem Kaiser gab, schlug er das letztere schlechthin ab. In Bezug auf die Niederlande forderte er Stipulationen, durch welche sein Eigenthumsrecht an Mailand gesichert wurde [1]).

Plötzlich traten die alten italienischen Streitigkeiten, die man so oft und immer vergebens beizulegen versucht hatte, wieder in den Vordergrund. Im Hause Oestreich regte sich die Besorgniß, der König denke sich durch Vereinigung Mailands mit der Krone und Behauptung von Piemont zum Meister von Italien zu machen und den Kaiser seiner italienischen Besitzungen zu berauben [2]).

Der Kaiser bestand in seiner Rückantwort auf der Räumung von Piemont und lehnte die geforderten Stipulationen ab; niemals, sagte er, sei seine Meinung gewesen, über Mailand anders als zu Gunsten eines jüngern Sohnes des Königs von Frankreich und der Erben desselben zu verfügen.

Eben darin, versetzte der König, liege der Fehler: sterbe dieser Sohn, so werde Frankreich die Ansprüche verlieren, die es jetzt gerechter Weise mache. Schon erbitterte sich die Correspondenz aufs neue. Montmorency, der sonst als ein Verfechter des Friedens galt, erklärte auf das Bestimmteste, der König werde von seinen Forderungen nicht abstehen: an der Antwort, die er zuletzt ertheilt habe, werde nie etwas geändert werden [3]).

1) Instruction à Mrs. les Evesques de la Vaur et Hellin pour la replique des réponses faites par l'empereur. Ribier I, 509.

2) So sprach sich König Ferdinand gegen den Nuntius aus.

3) Résolution du Roy et réponse negative touchant le duché de Milan. Ribier I, 522 (542).

Allein auch der Kaiser war nicht gemeint zu weichen. Am 5. Juni 1540 gab er eine Erklärung, welche, so mild sie auch lautet, so viel Beziehung auf fortdauernde Freundschaft sie auch nimmt, doch als ein förmliches Abbrechen der Unterhandlungen angesehen werden muß.

Niemand war darüber unglücklicher, als Farnese: Niemand zufriedener damit, als der römische König: er meinte, Franz I habe aufs neue bewiesen, daß weder Vernunft noch Ehrbarkeit in ihm sei.

Je mehr nun aber die französische Allianz zurücktrat, desto nothwendiger war es, die deutschen und protestantischen Angelegenheiten ins Auge zu fassen: leicht hätte sonst geschehen können, daß die Franzosen, über die schlechte Wendung ihrer Unterhandlung diesmal nicht mit Unrecht mißvergnügt, sich mit den Deutschen verbündet und dem Herzog von Cleve vollends einen ganz unüberwindlichen Rückhalt gegeben hätten.

Ohne viel Mühe war es dem römischen König gelungen, die Erneuerung der churfürstlichen Zusammenkünfte zu verhindern. So selbständig waren besonders die geistlichen Churfürsten dieser Zeit nicht, um gegen den ausgesprochenen Willen des Kaisers oder des Königs anzugehn. Verschwand doch auch die Gefahr der französischen Allianz, die jenen Gedanken hauptsächlich hervorgebracht.

Bei weitem größere Schwierigkeit machten dagegen die Differenzen zwischen den beiden Bekenntnissen, die dort in Gent noch einmal in voller Stärke einander entgegentraten. Auf der einen Seite finden wir neben dem päpstlichen Bevollmächtigten den Doctor Held, der kurz vorher die benachbarten fürstlichen Höfe besucht und ihnen zu bedenken gegeben hatte, wie mächtig und wie gut mit Geld versehen der Kaiser zurückkomme, wie leicht er alle Widerstrebenden besiegen werde. Er wiederholte seinen alten Rath, der Kaiser möge den kammergerichtlichen Processen ihren Lauf lassen und sich indessen rüsten, um die zu erwartenden Achtserklärungen zu vollstrecken[1]). Mit ihm einverstanden, forderte der Nuntius Morone den Papst auf das dringendste auf, die katholische Liga zu verstärken, denn nur dadurch werde er eine Vereinbarung in Deutschland zum Nachtheil der päpstlichen Autorität verhindern können.

Dagegen waren auch die protestantischen Gesandten erschienen und hatten ihre alten Bitten um Einstellung der kammergerichtlichen Processe und um festen Frieden erneuert; vor allem forderten sie die

1) Consilium Dris Matthiae, Gandavi bei Rainaldus 127.

Bestätigung des Frankfurter Anstandes. Dabei wurden sie hauptsächlich von Lunden unterstützt, der allen päpstlichen Anklagen zum Trotz sich am kaiserlichen Hofe in Ansehen erhielt: er behauptete, der Kaiser lache dieser Anklagen: im geheimen Rath habe er geäußert, daß er mit den Diensten, die ihm Lunden geleistet, zufrieden sei: nur nach seinem Geheiß habe derselbe in Frankfurt verfahren[1]).

Einst gab der Kaiser an einem und demselben Tage, früh dem päpstlichen Legaten, Nachmittag den protestantischen Gesandten Audienz: auf dem Wege zu ihm begegneten diese wohl einmal dem Herzog Heinrich, der auch hier nicht fehlen wollte: er sah sie starr an, ohne sie zu grüßen.

Mit den Räthen des Kaisers traten Räthe des Königs Ferdinand und Räthe der Königin Maria zusammen, um die Sache nach allen Seiten hin zu überlegen.

Wäre die eingeleitete Allianz mit Frankreich wirklich zu der engen Verbindung der beiden Häuser, die in der Absicht lag, entwickelt worden, hätte diese Macht sich in der That von dem Bunde mit den Osmanen losgesagt, so würde es möglich gewesen sein, auf die Gesichtspunkte des katholischen Bundes einzugehen, der für den Papst bereits eine ansehnliche Geldsumme angewiesen hatte. Aber jene Allianz war eben zu Stande gekommen.

Und die Protestanten anzugreifen —, zu einer Zeit, wo sie England auf ihrer Seite hatten, Cleve an sich ziehen und die religiösen Sympathien, die in den Niederlanden verbreitet waren, erwecken konnten, wo ferner ein Angriff der Osmanen drohte und sich nicht absehen ließ, welche Politik Frankreich nunmehr ergreifen würde, war ein Ding der Unmöglichkeit. Granvella soll dem Kaiser gesagt haben, der Krieg mit ihnen setze seine Krone in Gefahr[2]).

Und hatten sie nicht überdies durch den Vertrag zu Frankfurt neue gegründete Ansprüche gewonnen?

Zunächst ersuchte sie der Kaiser durch die Grafen Nuenar und Manderscheid, ihre Sache ihm zu überlassen: er werde einige Gelehrte unter dem Vorsitz Granvellas versammeln, um von den streitigen Artikeln gründlich zu reden und eine Concordia zu machen. Aber die Protestanten waren nicht gewohnt, von einem ihnen einmal zu Theil gewordenen Zugeständniß wieder zurückzutreten: sie blieben

1) Dem Churfürsten von Brandenburg schreibt Lunden: er habe jetzt manches besser kennen gelernt, „doch nit mit meiner Verkleinerung, sondern ist den Leuten zu höchsten unglimpf kommen". (12. Mai 1540. Arch. z. Berl.)

2) Aus dem Munde von Naves: Schreiben bei Neudecker p. 601.

dabei, eine öffentliche Verhandlung vor den Ständen des Reiches zu fordern.

Da sie sich standhaft zeigten, so mußte der Kaiser ihnen am Ende nachgeben. Er entschloß sich, eine Versammlung nach Speier auszuschreiben, „um die Dinge dahin zu richten", wie es in dem Ausschreiben heißt, „daß der langwierige Zwiespalt der Religion einmal zu christlicher Vergleichung gebracht werde".

Das war nun aber doch nichts anderes, als was einst in Frankfurt beschlossen worden. Vergebens ergoß sich der junge Legat in Ausrufungen gegen die Versammlung, die weder zu Gottes Ehre, noch zu irdischem Vortheil führen könne. Sein Begleiter Cervino meldet, daß auch er alles eingesetzt habe, um das Gespräch zu verhindern; aber vergeblich[1]). Der Plan, die Religionsstreitigkeit in Deutschland selbst unter Theilnahme von Laien zum Austrag zu bringen, der dem römischen Hof vom ersten Augenblick an in so hohem Grade zuwider gewesen, sollte nun doch wirklich unter kaiserlicher Autorität vollzogen werden.

Es versteht sich wohl, daß der römische Hof darum den Gedanken nicht aufgab, da er den Beschluß nicht hatte hindern können, auf die Ausführung desselben Einfluß zu gewinnen.

1) Relatio Legationis Cardinalis de Nicastro. Anecdota litteraria. Vol. I. Romae 1773 p. 148. Hoc unum silentio non transibo, nihil a me esse vel cum Caesarea majestate vel cum ejus Consiliaris praetermissum, quod ad dissuadendum hujus modi colloquium multo jam tempore ab haereticis expetitum pertineret.

Fünftes Capitel.

Religionsgespräche.

In späteren Zeiten hat es nicht geringe Verwunderung erregt, daß die damaligen deutschen Fürsten so häufige und lange Versammlungen hielten, zuweilen durch ihre geistlichen und weltlichen Räthe, zuweilen in Person, um über die schwierigsten und dunkelsten Fragen der Theologie zu verhandeln, an denen sie dann einen Antheil nahmen, welcher sonst nur den unmittelbarsten Interessen gewidmet wird.

Sollte es nicht in der That scheinen, als hätten sie besser gethan, wenn sie nur die Rechtsfragen, die in den letzten Jahren mehr als einmal den Ausbruch eines Krieges fürchten ließen, vorgenommen und zu entscheiden gesucht hätten?

Die Protestanten hätten sich nichts Besseres gewünscht; aber darin vornehmlich bestand das Princip ihrer Gegner, dieß nicht zuzugeben.

Im Juni 1540 trat jene vorbereitende Versammlung, die der Kaiser nach Speier ausgeschrieben, in Folge einer ansteckenden Krankheit nicht dort, sondern in Hagenau zusammen. Die Majorität forderte auch hier, wie immer, Herausgabe der geistlichen Güter, Anerkennung des Kammergerichts, Ausschließung Aller, die seit 1532 in den Schmalkaldischen Bund getreten waren. Auf diese so oft vorgekommenen Anmuthungen wiederholten die Protestanten die eben so oft vernommenen Antworten: die geistlichen Güter seien gerade von ihnen zu ihren wahren Zwecken verwandt worden; das Kammergericht nehme auf keine Weisung des Kaisers Rücksicht; auf jenen Frieden seien andere Concessionen gefolgt, in welchen von keinem Unterschied früherer oder späterer Mitglieder ihres Bundes die Rede

sei. Damit drangen sie aber nicht durch. Die Abgeordneten der Churfürsten wären geneigt gewesen, eine Suspension der Rechtssachen zuzugestehen; allein in den fürstlichen überwog der Geist des Nürnbergischen Bundes: sie wollten von dem Augsburger Abschied nicht weichen, in welchem eben das System festgestellt worden, das die Protestanten bekämpften[1]).

Eben darum aber, weil es unmöglich war, auf dem Boden des Rechts einen Schritt weiter zu kommen, mochte man wohl zu den höheren Principien aufsteigen, von denen der Ursprung des früher eingerichteten Zustandes, die geltenden Normen des Rechtes sich herleiteten.

Die kirchlich-weltliche Verfassung hing mit den Gebräuchen, die Gebräuche hingen mit der Lehre auf das engste zusammen. Nicht ein bloßes Rechtsinstitut war das Reich: etwa zur Erhaltung der päpstlichen Autorität. Denn nicht darum, um immer unterworfen zu bleiben, hatte Germanien die christliche Religion angenommen, sondern um der innern Wahrheit des Glaubens willen. Es blieb allezeit vorbehalten, von jener abzuweichen, wofern sie sich dem Irrthum hingab. Alsdann konnten auch die Einrichtungen und Rechte geändert werden; daran war kein Zweifel. Für die Nation lag alles daran, daß sie sich darüber verständigte.

Und daß es dahin kommen könnte, durfte man vielleicht hoffen, wenn man die Regung betrachtete, welche sich damals in den Ländern, die noch an den alten Dogmen festhielten, kundgab.

Die Unhaltbarkeit des Zustandes, von welchem die Protestanten auf eigne Hand sich losgerissen, war immer stärker zu allgemeinem Bewußtsein gekommen. Hatte sich doch selber der strenge Herzog Georg in seinem letzten Lebensjahre entschlossen, in seinem Lande zu einer Verbesserung zu schreiten, nach der Idee einer angeblich apostolischen Kirche, welche seine Geistlichen und Gelehrten realisiren zu können meinten. Im Jahre 1536 hatte der Churfürst von Cöln die Bischöfe von Lüttich, Utrecht, Münster, Osnabrück und Minden in seiner Hauptstadt versammelt und es waren Anordnungen getroffen worden, die, wie sehr sie auch sonst auf dem alten Begriffe beruhten, doch zugleich einige dem Geiste des reformirenden Zeitalters entsprechende Bestimmungen enthielten, z. B. daß man den Aberglauben

1) Erklärung der Majorität am 16., der Protestanten am 22. Juli. Der Abschied von Hagenau ist zwar nur eine Relation aus den gewechselten Schriften, aber darum doppelt merkwürdig.

des Glockenweihens vermeiden, über das Fegfeuer nicht disputiren solle[1]). Damit war freilich nur wenig geholfen. Andere erinnerten, Gerson habe einst hundert Mängel der kirchlichen Verfassung aufgezählt: von denen sei keiner gehoben, und viele neue seien hinzugekommen. Ein eifriger Gegner der Protestanten, der Augustinerprior Johann Hofmeister, bemerkt doch, daß man noch fortfahre, die unwürdigsten Priester zu weihen, daß die höhere Geistlichkeit sich noch immer den kirchlichen Functionen entziehe, auf die Herstellung der geistlichen Güter einen ganz unverhältnißmäßigen Werth lege. Er warnt bereits, an den Gegnern nicht etwa Lehren zu verdammen, welche die alten Väter vorgetragen[2]). Ganz allgemein erhob sich aus dem Innern der bei dem alten Glauben verharrenden Länder, noch einmal im Sinne der alten Zeit, der Wunsch einer Reformation der Kirche. Ich finde ihn in Dedicationen fremdartiger Bücher, z. B. den Kaiser-Biographien von Cuspinian, Carl V ans Herz gelegt. Jacob Spiegel drückt dem Coadjutor zu Wien, Friedrich Nausea, die Hoffnung aus, ihn auf dem nächsten Reichstag an das Werk der Kirchenreformation Hand anlegen zu sehen; dann will auch er die schöne und geräumige Behausung, die er sich erbaut, verlassen, herbeieilen und an der Arbeit Theil nehmen[3]).

Auch deshalb eröffnete es eine so weite Aussicht, daß sich der Kaiser bewogen fühlte, Hand an dies Werk zu legen. Merkwürdig, er hatte die Verabredungen von Frankfurt nicht formell bestätigt, aber er setzte sie in Vollziehung. In Hagenau ward verabschiedet, daß von beiden Theilen der Stände friedfertige und verständige Männer in gleicher Anzahl versammelt werden sollten, um sich freundlich, christlich und der heiligen Schrift gemäß über alle streitigen Punkte zu besprechen und sie womöglich zur Vergleichung zu bringen. König Ferdinand schlug vor, dabei von den Resultaten der letzten Augsburger Conferenzen auszugehen; die Protestanten, welche die Erinnerung an diesen Reichstag überhaupt flohen, schienen zu glauben, daß dann vielleicht jeder Stand bei seinen damals geäußerten Mei-

1) Im Düsseldorfer Archiv findet sich das Original sammt einer lateinischen Uebersetzung, deren Zweck aus folgenden Worten erhellt: Hanc ordinationem ego Carolus Haupt ex jussu Erasmi Roterodami, cum apud illum Friburgi Brisgoiae essem, verti in linguam latinam, ut Erasmus illam ordinationem intelligeret, nam ipse in lingua germanica non erat adeo perfectus, et deinde suum judicium indicaret.

2) Epp. ad Nauseam p. 302. 282.

3) Epp. ad Nauseam 15. Nov. 1540, p. 288.

nungen festgehalten werden solle, was für sie, da seitdem so viele Andere auf ihre Seite getreten, ein offenbarer Nachtheil gewesen wäre: auf ihren Antrag wurde beschlossen, daß ihre Confession und deren Apologie bei dem neuen Gespräche zu Grunde gelegt werden solle. Man bestimmte diesmal alles so genau wie möglich: den Termin, der nach Verlauf von zehn Wochen festgesetzt ward, so wie die Theilnehmer. Der Hauptunterschied in den Ständen lag noch immer in dem Gegensatze der Majorität, welche die Abschiede von 1529 und 1530 angenommen, und der Minorität, welche dieselben zurückgewiesen. Der König ernannte sogleich diejenigen elf Mitglieder der Majorität, welche ihre Gelehrten zu dem Gespräche herbeisenden sollten. Den Protestanten blieb es überlassen, sich über eine gleiche Anzahl unter einander zu verständigen. Auf geistliche oder weltliche Würde nahm man dabei, wie sich von selbst versteht, keine Rücksicht.

Seit dem Anfang der reformatorischen Bewegung war es der allgemeine Wunsch gewesen, die religiösen Streitigkeiten innerhalb der Nation zu beseitigen. Wir erinnern uns, daß der Beschluß hiezu schon im Jahre 1524 gefaßt war. Daß er rückgängig wurde, darin lag der nächste Anlaß zu dem Zerwürfniß der Nation und zu den Provinzialeinrichtungen, welche einzelne Stände unternahmen. Aber diese waren so rasch und großartig fortgeschritten, daß man nun, obwohl unter sehr veränderten Umständen, auf einem ganz anderen Standpunkte, doch jenen Gedanken nothgedrungen wieder ergriff.

Für sich selbst hatte er damals die größte Aussicht. Selbst unter den Bischöfen, die mit den Fürsten des katholischen Bundes nicht eben einverstanden waren, weil sie sich von ihnen ebenfalls bedroht sahen, hatte sich die Meinung gebildet, daß man in einigen der wichtigsten controversen Punkte nachgeben, daß man namentlich den Laien den Kelch und die Priesterehe bewilligen und den Gottesdienst in deutscher Sprache gestatten müsse. Auch die Bestimmungen über die Fasten und die Bilder in den Kirchen schienen ihm zu den Dingen zu gehören, an welchen nicht unbedingt festgehalten zu werden brauche. Der Nuntius Morone erwartete, man werde sich über einige dieser Punkte verständigen, und die anderen auf ein Concilium verweisen, ein solches aber gar nicht zu Stande kommen; man werde überhaupt den Protestanten Concessionen machen, ohne in den wesentlichen Streitpunkten das mindeste bei ihnen auszurichten. Am tiefsten kränkte ihn, daß man auf die päpstliche Autorität so gar wenig Gewicht legte: selbst bei den Bischöfen zeigte sich die Neigung, sich vom Gehorsam gegen den römischen Stuhl frei zu machen. Er meinte nichts

anderes vorauszusehen, als daß auf diesem Wege Deutschland in kurzem vollkommen lutherisch sein werde [1]). Besorgnisse, die vielleicht zu weit gingen, aber die Bedeutung dieses Aussöhnungsversuchs in helles Licht stellen.

Gespräch zu Worms.

Im November des Jahres 1540 kamen die Abgeordneten der verschiedenen Stände in Worms zusammen.

Die Protestanten hegten die Hoffnung, in einem freien Gespräche die Oberhand zu behalten und ihren Meinungen im Reiche weitere Bahn zu eröffnen. Schon im Voraus zeigten ihnen die beiden Abgeordneten des Kaisers, welche unmittelbar von dessen Hoflager anlangten, Naves und Granvella, Gunst und Geneigtheit. Der erste versicherte, von der Herstellung der geistlichen Güter solle diesmal nicht die Rede sein: er gab zu, daß man erst untersuchen müsse, welche Partei dieselben ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß verwende, und ergoß sich in Ausrufungen gegen das Kammergericht, von dessen Händeln der Kaiser nichts wisse. Granvella, der etwas später eintraf, hob den Gedanken einer Reformation der alten Kirche hervor, und empfahl die Vereinigung auch aus dem Grunde, weil die Spaltung ja doch nur dem Papste nützlich sei. Der päpstliche Nuntius genoß sein Vertrauen mit nichten. Unter anderm legte ihm dieser einst ein angeblich von den Protestanten ausgegangenes sehr anzügliches Actenstück vor: Granvella erklärte es für unächt, ja er gab zu verstehen, es möge wohl römischer Seits erdichtet sein [2]).

Auch in den Mitgliedern der alten Majorität zeigte sich eine wesentliche Sinnesänderung.

Im Laufe des Sommers hatte der Churfürst von Sachsen die mächtigeren geistlichen Fürsten, die Bischöfe von Cöln, Trier, Salzburg, Würzburg, Bamberg, Augsburg in eigenen Anschreiben ersucht,

1) Morone schreibt ihnen zu poca inclinatione alla sede apostolica; e desiderio, causato dall' ignorantia, di liberarsi dal jugo dell obedienza. Von den Colloquien sagt er: Per questa via tutta la Germania si farà concorde, ma luterana. Schreiben vom 15. Juni 1540. (Lämmer 276.)

2) Schreiben des Nuntius 5. Dec.: S. S^{ria} m'ha domandato se pensava tal scrittura poter esser fitta, forse pensando ch'io l'havessi sognata per disturbare; ma torno a replicare che da me S. S^{ria} non sarà ingannata, ma sì da Lutherani.

die Dinge zu einem beharrlichen Frieden zu fördern; sie hatten ihm im Ganzen sehr befriedigende Antworten gegeben. Der päpstliche Nuntius findet die Bischöfe feigherzig, aller Muth sei ihnen gefallen, seitdem die Ankunft des Kaisers in den diesseitigen Ländern ihnen so wenig Vortheil gebracht habe.

Die Hauptsache aber war, daß in denen, die zu dem Gespräch besonders abgeordnet waren, die Erfolge der in den letzten Jahren geschehenen Umwandlung sich hervorthaten. Der römische König hatte die fünf Churfürsten außer Sachsen, drei geistliche Fürsten, Magdeburg, Salzburg und Straßburg, und drei weltliche, die beiden Herzoge von Baiern und den Herzog von Cleve, als diejenigen bezeichnet, welche die elf Stimmen der Majorität im Gespräche führen sollten; unter diesen waren nun aber drei, die Abgeordneten der Churfürsten von der Pfalz und von Brandenburg und des Herzogs von Cleve, entweder sehr zweifelhafter Gesinnung oder den Principien der Neuerung entschieden zugethan.

Während sonst die Repräsentanten des Papstthums einverstanden, die des Protestantismus entzweit gewesen waren, trat jetzt der umgekehrte Fall ein: jene waren entzweit, und diese einmüthig.

Nur vergebens versuchten die Gegner die alte Streitigkeit über das Abendmahl wieder rege zu machen. Die Wittenberger Concordie zeigte sich vollkommen genügend. Johann Calvin, der in diesen Jahren in Straßburg lebte, war der Bevollmächtigte einer niederdeutschen Stadt, Lüneburg. Zwischen ihm und Melanchthon bildete sich hier ein inniges Vertrauen. Einer der vornehmsten Gedanken, mit welchem die Protestanten auftraten, war, daß sie mit nichten Abtrünnige seien, daß vielmehr eben ihre Seite an der Uebereinstimmung der katholischen Kirche, nicht allein der prophetischen und apostolischen Schriften, sondern auch den alten Synoden festhalte: sie wollten nicht anerkennen, daß der Titel „Katholische" den Gegnern zukomme [1]) — in der Disputation werde sich schon zeigen, welcher von beiden Theilen in der Gemeinschaft der wahren alten Kirche verharre.

In der That, wenn das angeordnete Gespräch Fortgang hatte, wenn dann die Stimmen der hier Erschienenen gesammelt wurden,

1) Responsum Evangelicorum 27. Dec. (C. Ref. III, 1256): Quod a vobis (es ist an die Präsidenten gerichtet) adversarii vocantur Catholici, toties jam testati sumus, genus doctrinae quod profitemur vere esse consensum ecclesiae catholicae.

so ließ sich nichts anderes erwarten, als daß die Mehrheit sich im Sinne der Neuerung erklären würde. Das protestantische Princip hätte den glänzendsten Sieg in einer im Namen von Kaiser und Reich berufenen Versammlung erfochten. Es wäre dahin gekommen, wohin im Jahre 1524 und bei den Berathungen des Ausschusses der Acht in Speier im Jahre 1526 die Absicht ging; die Versammlung erschien den Fremden als das National-Concilium, von dem sonst so oft und viel die Rede gewesen war. Auch Solche, die nicht sehr eifrig zu dem römischen Stuhle hielten, verwarfen es[1]), wie vielmehr aber dessen Anhänger und Bevollmächtigte!

Wohl hatten die Protestanten am Ende doch die Zulassung eines päpstlichen Nuntius dem Kaiser anheimgestellt, der sie dann, wie nicht anders zu erwarten war, aussprach; der römische Hof hatte den Antrag angenommen, wenngleich nicht ohne viel Scrupel.

Der Papst leitet die Mission, die er dem Bischof von Feltre auftrug, mit den auffallenden Worten ein, er setze damit alle äußere Ehre hintan, gleichwie Christus die Schwachheiten des menschlichen Fleisches angenommen, um die Welt zu erlösen. Denn er mißbillige nicht allein Versammlungen, in denen über die Religion disputirt werde, sondern verabscheue sie; es geschehe nur, weil der Kaiser es wünsche; um so mehr rechne man darauf, daß derselbe den apostolischen Stuhl schützen werde.

Noch zur rechten Zeit erschien der Bischof von Feltre, um der Eröffnung der Versammlung (25. Nov. 1540) beiwohnen zu können; erst etwas später (8. Dec.) hielt er, obgleich auch dann nicht ohne mannichfaltige Bedenken, eine Anmahnung an die Versammlung. Leicht hätte dies die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen können. Die Protestanten wollten ihm antworten, ohne Zweifel in dem Sinne, in welchem Melanchthon seine Antwort abgefaßt hatte, daß man nemlich den römischen Stuhl in dieser Sache nur als Partei betrachten und sich seinem Urtheil oder seiner Leitung des Gesprächs nicht unterwerfen könne; es würde eine förmliche Protestation gewesen sein. Granvella hatte versprochen, es nicht dazu kommen zu lassen: aber der Nuntius mußte erleben, daß ihm im Namen der

1) Das war namentlich die Stellung des P. P. Vergerius, der sein Bisthum Capo d'Istria verlassen hatte, weil er, mit einem Jahrgeld belastet, zu arm war, um selbst standesgemäß zu leben. Er hatte damals eine Geldunterstützung des Königs von Frankreich und wohnte im Hause des französischen Gesandten; doch stand er mit römischen Cardinälen noch in einer, jedoch mehr persönlichen Verbindung. Seine angebliche Rede ist wohl nie gehalten worden.

gesammten Versammlung eine Antwort gegeben war, in welcher man des Papstes selbst mit keinem Worte gedachte[1]).

„Unerhört", ruft Morone aus: „gleich als ob der Papst der Türke sei, oder der Antichrist, wie sie sagen"[2]).

Morone war Nuntius bei König Ferdinand, den er auch nach Worms begleitete. Er war nicht für diese Versammlung instruirt, aber für ähnliche im Allgemeinen beauftragt. Auf das dringendste war ihm eingeschärft, die Autorität des römischen Stuhles aufrecht zu erhalten, der allein das Recht habe, an den bestehenden Satzungen etwas abzuändern: er möge sich lieber entfernen, als eine Schmälerung dieser Autorität zugestehen. — Morone war viel zu fein, um dies Aeußerste nicht zu vermeiden.

Auch jetzt, wie vor 16 Jahren, fand der römische Hof Verbündete in den deutschen Ständen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man in Worms behauptete, zwischen dem römischen Stuhl und den Herzogen von Baiern seien neue „wunderbare Verträge" über die Bisthümer geschlossen worden: aber noch immer hielten die Herzoge die damals ergriffene Partei. Auch der Mainzische Abgeordnete, Doctor Braun, der als ein Unterarbeiter des Matthias Held bezeichnet wird, stand in dem engsten Vertrauen des Nuntius.

Im Besitz dieses Einflusses faßte Morone den Plan, nicht etwa das Gespräch zu leiten, wozu derselbe nicht hingereicht haben würde, sondern vielmehr (wir können darüber mit vollkommener Sicherheit reden, da seine Briefe vor uns liegen)[3]), es gar nicht zu Stande kommen zu lassen.

Nehmen wir die Mittel wahr, welche er dazu ergriff.

Zunächst schlug er vor, statt des Gespräches einen Schriftwechsel einzuleiten, wobei er die Stelle eines alten Canonisten herbeizog, nach welchem es auch ein schriftliches Gespräch geben könne[4]). Und

1) Die Actenstücke: Oratio Legati, Responsum Melanchthonis, quod non recitatur. Responsum datum per Jacobum Reuter scribam Moguntinum (Corp. Reff. III, 1192), bekommen erst Licht durch das Schreiben Morone's vom 15. Dec.

2) Cosa non più udita, — lasciare di nominare il padrone, del quale haveano udito il servitore.

3) Lettere del Vescovo di Modena (che fu poi il C[l] Morone) al C[l] Farnese. Inform. politt. Tom. XVIII. Anh. Bd. VI.

4) Schreiben Morone's: V[ra] S[ria] Rev. havrà considerato il modo, qual si servarà nel procedere del colloquio per scrittura, deliberato da M[r] di Granvela et presidenti di nostro parere, per evitare il pericolo

damit nicht auch hiebei verdrießliche Meinungsverschiedenheiten zum Vorschein kommen möchten, trug er auf eine vorläufige Verständigung der Abgeordneten der Majorität innerhalb ihres eigenen Kreises an. Der ganze Erfolg des vermeinten Gespräches würde dann gewesen sein, daß wieder ein paar evangelische und ein paar katholische Streitschriften gewechselt worden wären: nichts weiter. Unverweilt ließ Morone eine Commission, in welcher der Carmeliter Billik und Dr. Johann Eck saßen, an einer neuen Widerlegung der Augsburgischen Confession arbeiten, und bald brachte Eck über die ersten Artikel eine Formel zu Stande, von der er wohl sagte, eine bessere werde man in beiden Indien nicht ausfindig machen.

Damit aber drang der Nuntius doch nicht durch. Brandenburg, Pfalz und Cleve verwarfen nicht allein das ihnen mitgetheilte Gutachten, sondern sie widersprachen, sowie die Protestanten, dem ganzen Verfahren [1]). Endlich erklärte auch Granvella, er sei beauftragt, ein Gespräch zu veranstalten und könne dies nicht von einem Schriftwechsel, sondern nur von mündlichen Conferenzen verstehen. „Ich war ganz erschüttert", sagt Morone, „da ich sah, daß es nun doch zu einem öffentlichen freien Gespräche, einem Abgeben der Stimmen kommen solle".

Eben dies, eine eigentliche Abstimmung der Bevollmächtigten zu vermeiden, ward nun seine Hauptaufgabe; denn die elf Protestanten waren einig; aber von den elf Katholischen waren drei offenbar protestantisch gesinnt, und auch die übrigen acht keineswegs sicher. Man hätte nichts anderes als eine protestantische Mehrheit erwarten dürfen. Granvella ward aufmerksam gemacht, daß es um die katholische Sache geschehen sei, wenn in dieser Form abgestimmt werde.

Dessen Vorschlag ging jetzt dahin, daß für jeden Theil nur Ein Theolog sprechen solle, jedoch mit dem Vorbehalt für die an-

delli suffragii, perche se'l colloquio fosse vocale, essendo tra cattolici molti non solo claudicanti ma aperti Lutherani, gli avversarii harebbono almen tre delli nostri voti, cioè Palatino Brandenburghese e Clivense.

1) Vorlauff Colloquii Vormatiensis im brandenburgischen Archiv, die beste Nachricht, die, so viel ich weiß, von diesem Gespräch existirt, berichtet von Versuchen, die auf die abweichenden Glieder der Majorität gemacht wurden. Beim 20. Dec.: „Und disen tag kegen abent ist der pfalgrefische Theologus, Mag. Henricus Stol, predicant zu Heidelberg, von den vier verordenten furgenumen, Ist aber nichts außgericht, dann die proposition, das man allein durch den glauben für Gott gerecht wirt, und sonderlich die exclusiva sola hat Pfalz in kein weg begeben noch davon abstehen wollen".

dern, später ihre Meinung ebenfalls zu sagen. Eine Form, die der Absicht einer freien Conferenz eben auch nur sehr unvollkommen entspricht. Aber Morone erklärte, er werde auch das nicht zugeben: Etwas hinzuzufügen könne nur dann erlaubt werden, wenn die Mehrheit jeder Partei es nothwendig finde. Um keinen Preis wollte er die innerhalb der bisherigen Majorität eingetretene Spaltung hervortreten lassen. Es kam hierüber zwischen Granvella und Morone eines Tages zu einem ziemlich heftigen Wortwechsel. Granvella warf dem Nuntius vor, er suche nur das Gespräch überhaupt zu verhindern: Morone antwortete mit einer feierlichen Protestation, daß Granvella alle das Unglück, das bei der vorgeschlagenen Form zu erwarten sei, auf seinen Kopf nehmen müsse. Erinnern wir uns, daß der Nuntius doch die höchste kirchliche Autorität darstellte, so begreifen wir wohl, daß Granvella Bedenken trug, mit ihm zu brechen; er bequemte sich zu der Auskunft, daß nur die Mitglieder der Mehrheit jedes Theiles das Recht haben sollten, dem von den beiden Hauptcolloquenten Gesagten etwas hinzuzufügen; sollte jemand von der Minderheit etwas einwenden wollen, der möge sein Gutachten bei den Präsidenten und dem kaiserlichen Orator schriftlich eingeben [1]).

Hiedurch wurden jene drei dem Protestantismus zuneigenden Stimmen vollkommen wirkungslos gemacht. Denn innerhalb der Katholischen blieben sie in der Minderheit, so daß sie nicht zu Worte kommen konnten.

Ein widerwärtiger Anblick: dieses Streitigmachen jedes Schrittes, dieses Hadern über die Form, um nur nicht zur Sache zu kommen! Die Protestanten ließen sich am Ende den Vorschlag gefallen, nur damit es nicht scheine, als hätten sie Scheu vor einer neuen Erörterung. Die drei abweichenden Stimmen fügten sich, damit man doch endlich einmal zum Werk schreite und nicht so viel Zeit, Mühe und Kosten vergebens aufgewendet habe.

Morone war jedoch noch immer nicht ruhig. Aus seinen Briefen sehen wir, daß ihn die Besorgniß, es dürfte doch zuletzt zum Sammeln der Stimmen kommen, unaufhörlich verfolgte. Granvella gab ihm endlich einen Trost, der ihn zufrieden stellte. Er sagte, mit dem ersten Artikel werde es wenig auf sich haben: da werde Melanchthon hoffentlich unterliegen: sollte das nicht der Fall sein, so könne man die Versammlung jeden Augenblick auflösen: bei der

1) Der Präsidenten Antwort 2. Jan. C. R. IV, 5. Schreiben Butzers an Nausea.

Nähe des Kaisers stehe es nur bei ihm, sich von demselben schreiben zu lassen, was er selber wolle[1]).

Damit erst waren die päpstlichen Bevollmächtigten zufrieden. Nunmehr, sagt einer derselben, sei man sicher, daß der katholischen Sache kein Nachtheil und keine Gefahr aus dem Gespräch erwachsen werde.

Nur auf diese Weise, unter diesem Vorbehalt kam es zu einem Beginn des Gespräches am 14. Januar 1541 zwischen Melanchthon und Eck, die als die Hauptcollocutoren der beiden Parteien aufgestellt waren[2]): zunächst über den Artikel von der Erbsünde. Die Protestanten können nicht genug rühmen, mit wie stattlichen Gründen göttlicher Schrift ohne allen Hintergang in der reinsten Sprache ihr Melanchthon dem Widersacher begegnet sei: er verhalte sich zu demselben wie eine Nachtigall zu einem Raben. Dagegen giebt wenigstens der Bischof von Feltre seinem Eck, für den er ein sehr erwünschtes Geschenk — 150 Goldgulden — mitgebracht hatte, den Vorzug. So viel wurde dann noch in einer nachträglichen Conferenz erreicht, daß man sich in diesem Artikel zu einer Formel vereinigte, welche beiden Theilen genehm war. Jedoch war man damit noch nicht einmal recht zu Stande gekommen, als ein Schreiben einlief, worin Granvella beauftragt wurde, ohne Zweifel auf seinen eigenen Antrag, Angesichts dieses Abschied zu nehmen und die Parteien auf den in Regensburg bevorstehenden Reichstag zu laden.

Und so gelang es dem römischen Stuhl doch wirklich, den Versuch der Deutschen, für sich selbst eine Vereinbarung zu treffen, auch diesmal zu vereiteln: und zwar in der gefährlichsten Gestalt, in welcher derselbe überhaupt aufgetreten ist: die Nuntien nahmen nur darum an der Versammlung zu Worms Theil, um die Erreichung dieser Absicht zu verhindern. Für die Curie war es kein geringer Gewinn,

1) 6. Gennaro: Mi soggiunse il dissegno ch'egli havea del modo del procedere, cioè che facendo Protestanti qualche risposta talmente conditionata che si potesse venire al colloquio la voleva accettare, e proponerla, e dar principio al parlamento, servando sempre in se, quando le cose non passassero a suo modo, la facolta di dissolvere il convento et non procedere più oltre, il che facilmente potea fare per la vicinità imperatore, dal quale potea farsi scrivere a suo modo secondo fosse il bisogno.

2) Es charakterisirt Eck, wenn Melanchthon sagt: Audivi Eccium gloriose jactitantem, posse se utramque partem tueri. Praefatio ad acta Wormatiensia. Opp. Pars IV (Witteb. 1564) 641.

daß sie sich einer Zusammensetzung von Abgeordneten entledigte, bei welcher sie in Gefahr gerathen wäre, in der Minorität zu bleiben [1]).

Dem Kaiser war der Verlauf durchaus nicht angenehm, denn darin lag ein Verzug der Vereinbarung, deren er um der politischen Verhältnisse willen auf das dringendste bedurfte: einmal, um sich gegen die Osmanen der Hülfe des Reiches zu versichern, und sodann, um den Franzosen alle Einwirkung auf die protestantischen Stände abzuschneiden, die ihm in der clevisch-geldrischen Angelegenheit höchst widerwärtig geworden wäre. Er fügte sich, weil auch er sein Wort für die Erhaltung der päpstlichen Autorität im Allgemeinen verpfändet hatte, aber schon war ein Plan gefaßt, die Sache in Regensburg auf einer etwas veränderten Grundlage wieder aufzunehmen.

Religionsgespräch auf dem Reichstage zu Regensburg.

Am 23. Februar 1541 langte der Kaiser in Regensburg an: prunklos, wie er es liebte, und mit geringem Gefolge [2]): erst am 5. April waren Fürsten und Botschafter genug beisammen, um den Reichstag eröffnen zu können.

Die katholischen Stände versammelten sich in des Kaisers Wohnung: von da ritten sie nach der Domkirche, wo ein Hochamt gehalten, die Heilige-Geist-Messe in allem Pomp gelesen ward. Die protestantischen versammelten sich bei Philipp von Hessen und Wolfgang von Anhalt, von denen jeder eine Predigt halten ließ.

Von den verschiedenartigen Gottesverehrungen hinweg begaben sich beide Theile nach dem Rathhaus und setzten sich nach ihrem Range zur Reichsversammlung nieder, um die kaiserliche Proposition zu vernehmen.

Der Ordnung nach wären Braunschweig und Hessen, die einander so eben in wilden Druckschriften angetastet und auch hier bereits ihre entgegengesetzten Beschwerden dem Kaiser eingereicht hatten, neben einander zu sitzen gekommen: der Kaiser trug Sorge, daß der Herzog von Savoyen, der damals dem Hofe folgte und sich wieder als Reichsfürst hielt, zwischen ihnen Platz nahm.

1) Morone: „havemo da ringratiar dio assai, che siamo usciti dalli laquei di questo colloquio, nel che l'opera delli ministri di N. S. non è stata inutile, quantunque a me sia stata piena di travaglio.

2) Curt von der Schulenburg an Joachim II, 1. März. (Berl. Archiv.)

In seiner Proposition nun erklärte der Kaiser den Zwiespalt über die Religion für den wichtigsten Gegenstand der Berathung. Er führte den Ständen zu Gemüthe, wie heilsam die Herstellung eines einhelligen christlichen Verstandes sein würde, und erbot sich, einige friedliebende Männer zu ernennen, um sich über die streitigen Punkte zu besprechen.

Von den katholischen Fürsten zogen einige noch immer die Angemessenheit und Berechtigung eines Gespräches in Zweifel; wenigstens wollten auch sie bei der Wahl der Collocutoren zugezogen werden. Aber der Kaiser bestand auf seiner Forderung und setzte sie mit Hülfe der Protestanten, der Städte und der schwankend gewordenen Mitglieder der alten Majorität auch durch.

Er hatte eine Combination im Sinn, vermöge deren er wirklich etwas auszurichten hoffen durfte. Aus den entgegengesetzten Parteien wußte er vermittelnde Tendenzen und Persönlichkeiten zu Hülfe zu rufen.

Der tiefere Begriff von der Rechtfertigung hatte sich auch in Italien Freunde gewonnen. Eine Genossenschaft geistvoller und wohlgesinnter Männer hatte sich gebildet, die von diesem Grundsatz aus die Lehre zu regeneriren, die Starrheit des dominicanischen Systems zu brechen und zugleich eine Reform der kirchlichen Institute von innen her zu bewirken gedachte, ohne darum die Ordnung der Hierarchie aufzugeben. Eins der Oberhäupter dieser Gesinnung, in dessen Seele sie ursprünglich entstanden, der Venezianer Gaspar Contarini, ward jetzt von Paul III als Legat nach Deutschland geschickt.

Ich habe an einer andern Stelle ausgeführt, wie viel sich von dieser Annäherung für eine innere Wiedergeburt der römischen Kirche erwarten ließ. Poole, ein Freund Contarini's, der anfangs von den Schritten des Kaisers so viel gefürchtet, knüpfte jetzt enthusiastische Hoffnungen daran. Er sah darin das wahre Heilmittel für alle Wunden der Christenheit.

Von der protestantischen Seite her kam man dem Kaiser sogar mit positiven Entwürfen entgegen.

Der nemliche Theolog, dessen Bemühungen die Union der Evangelischen unter sich vornehmlich zu danken war, Martin Butzer, hatte jetzt, durch die Lage der Umstände und eine innerliche Hinneigung bewogen, den Gedanken gefaßt, zwischen Protestanten und Altgläubigen ebenfalls eine Vermittelung zu versuchen. Bei der Zusammenkunft in Worms legte er seine Vorschläge dazu Granvella vor, der sie sehr annehmbar fand und sofort den Plan faßte, bei der nächsten Versammlung davon auszugehen.

Sie kamen überein, die Sache nach beiden Seiten hin vorzubereiten.

Butzer traf es sehr gut, wenn er sich vor allen anderen Fürsten an Joachim II von Brandenburg wandte, dessen Reformation auf verwandten Grundsätzen beruhte und der in einer Vergleichung der Hauptartikel der Lehre das Heil der Nation sah[1]).

Joachim zögerte nicht, auf Butzers Wunsch den Entwurf dem Doctor Luther mitzutheilen. Luther, der darin den Begriff von der Justification in aller Reinheit ausgedrückt fand, erklärte wenigstens, die Schrift sei sehr gut gemeint, obwohl er an ihrer Ausführbarkeit zweifle. Das Letzte war auch die Ansicht Melanchthons, der die Worte darauf schrieb: „Republik des Plato". Joachim II zeigte sich über diese Zweifel ein wenig verstimmt, doch ließ er sich dadurch nicht irren; er blieb dabei, daß ein Verständniß zu treffen die dringende Nothwendigkeit sei. Er scheint den Landgrafen Philipp von Hessen ziemlich auf seine Seite gebracht zu haben[2]).

Von den Führern der Reformation in der Hauptsache gebilligt, von einigen der mächtigsten Reichsfürsten mit Beifall aufgenommen, kam die Schrift an Granvella zurück, der sie nun auch einigen Theologen von der andern Seite und hauptsächlich dem Legaten vorlegte. Sie ward von ihnen hie und da verändert, aber in der Hauptsache blieb sie dieselbe. Der Legat willigte ein, daß sie bei den Conferenzen zu Grunde gelegt würde.

Die weitere Absicht des Kaisers und des Legaten ging vor allem dahin, Priesterehe und Laienkelch in Deutschland freizustellen. Contarini dachte später eine Consulta aus verschiedenen Nationen zu veranstalten, um von ihr gleichsam im Namen der allgemeinen Kirche unterstützt zu werden[3]).

Dagegen erklärten sich einige protestantische Fürsten geneigt, den Primat des Papstes unter gewissen Bedingungen anzuerkennen. Der Papst sollte als der Aufseher, nicht als der Oberherr und Gebieter der Kirche angesehen werden, namentlich die Bischöfe nicht ferner durch fesselnde Eidesleistungen verpflichten.

1) Schreiben Butzers an Joachim II (10. Jan.) Berliner A. Aus den Angaben Melanchthons C. Ref. IV, 578 geht nur hervor, daß er Gropper und Gerh. Volcruck (ohne Zweifel Veltwyk) für die Verfasser, Butzer für einen Theilnehmer hält. Butzer verschwieg, wie viel Theil er genommen.

2) Schreiben Joachims an Philipp bei Neudecker Actenst. p. 249.

3) Memoriale rev^{mi} C^{lis} Contareni bei Quirini CCXXIV.

Im Reiche dachte man die Hierarchie zu behalten, aber den zur Verwaltung ihres Amtes untauglichen Bischöfen gelehrte Vicarien, dem weltlichen Fürsten allemal einen Administrator der Geistlichkeit zur Seite zu setzen.

Zu dem allem hoffte man sich durch eine Vereinbarung über die höchsten Fragen, von denen alles abhing und über die, wie die Verhandlungen in Bezug auf die Butzerische Schrift zeigten, schon ein wesentliches Verständniß obwaltete, den Weg zu bahnen.

Neben Eck und Melanchthon, die beinahe herkömmlich als die Vorfechter beider Parteien betrachtet wurden, ernannte der Kaiser die gemäßigtsten Theologen, die er kannte, Gropper und Julius Pflug von der einen, Butzer und den hessischen Prediger Pistorius von der andern Seite, zu Collocutoren. Von vornherein wurde hiebei Sorge getragen, daß die päpstliche Partei nicht aufs neue zu befürchten brauchte, durch förmliche Abstimmung in Nachtheil zu gerathen. Unter den sechs Zeugen waren drei erklärte Protestanten, und ein vierter, der pfälzische Vicecanzler, wenigstens zweifelhaft; zum Vorsitz berief Carl einen Fürsten der friedfertigsten Gesinnung, den Pfalzgrafen Friedrich, und den Vertrauten seiner Politik, Granvella. Den päpstlichen Legaten nahm er, was man Anfangs erwartete, nicht unter dieselben auf. Doch war dessen Anwesenheit insofern von vieler Bedeutung, als er das zu Grunde liegende Buch gebilligt hatte und mit der vermittelnden Richtung überhaupt einverstanden war. Die Verhandlungen von Regensburg unterscheiden sich insofern von den Wormsischen auch dadurch, daß sie zwar vor allem auf eine Verständigung von Germanien zielten, aber zugleich für die katholische Welt überhaupt maßgebend werden konnten[1]).

Unter diesen großen Aussichten begann noch einmal ein dialektisch-dogmatisches Gefecht, das an dieser Stelle, nachdem die gemäßigten Meinungen zu beiden Seiten so große Fortschritte gemacht und die höchste Gewalt im Reiche durch ihre eigensten Interessen mit denselben in Berührung gekommen war, eine neue große Bedeutung hatte.

Man begann mit den speculativen Fragen, deren Mittelpunkt in der Lehre von der Rechtfertigung liegt.

Merkwürdig, wie da die eigensten protestantischen Ideen so

1) So war schon in Worms vereinbart: ein neues Verfahren, wie Morone 18. Jan. sagt (Lämmer 338) deputando la Ces. M^a^ tre per parte, quali senza pericolo di suffragii trattaranno, se si potrà far concordia.

ganz entschieden das Uebergewicht gewannen. Unter der Autorität eines päpstlichen Legaten wurden sie angenommen, ohne daß der römische Stuhl sie hätte verwerfen mögen. In der Lehre vom Urstand ist von keinem Unterschied der Ordnungen der Natur und der Gnade die Rede: es wird ausdrücklich eingeräumt, daß der Mensch durch den ersten Fall die Freiheit des Willens verloren habe[1]); der Ursprung der Sünde wird fast mit den Worten der Confession angegeben: die Erbsünde wird als wahre tödtliche Sünde bezeichnet: und sogar ein Satz, der in Leos X Bulle verdammt worden, die Sündhaftigkeit nach der Taufe betreffend, mit geringer Abweichung wiederholt[2]). Nicht so ganz unbedingt war dies mit dem Artikel von der Rechtfertigung selbst der Fall. Die aufgestellte Formel genügte keinem der beiden Theile: eine andre, die Melanchthon in Vorschlag brachte, wollte doch den Katholiken nicht einleuchten: vielmehr traten diese mit einer dritten hervor, die man dem Legaten Contarini zuschrieb[3]). Wenigstens haben wir eine in demselben Monat verfaßte Abhandlung von ihm, in welcher dieselben Ideen vorgetragen werden, die der Artikel enthält. Allerdings ward darin die Lehre, welche späterhin in der katholischen Kirche festgehalten worden ist, von der inhärirenden Gerechtigkeit, d. i. von der durch den Glauben an Christi Verdienst in dem Menschen gewirkten Tugend, ebenfalls behauptet: aber sie trat neben dem Dogma von der imputativen Gerechtigkeit, d. i. dem uns zu Gute kommenden Verdienste Christi, stark in Schatten. Eben hierin lag der unterscheidende Charakter der in Italien entwickelten Doctrin, die sich dem Protestantismus anschloß: man gebrauchte in Regensburg einige Ausdrücke, die den deutschen Theologen nicht geläufig waren: aber sie verkannten darum nicht, daß dies ihre eigene Lehre sei, die Lehre von dem lebendigen Glauben, der durch die Liebe thätig ist, aber die Rechtfertigung allein in dem Verdienste Christi sucht: die nemliche, mit der sie sich den Meinungen von dem Werthe und der Nothwendigkeit der guten kirchlichen Werke immer entgegengesetzt hatten. Mehr als einmal

1) art. 2: Concreata libertas per hominis lapsum est amissa, während es in dem Tridentinum heißt: Si quis liberum hominis arbitrium post Adae peccatum amissum et extinctum esse dixerit, anathema sit.

2) Der verdammte Satz ist: In puero post baptismum negare remanens peccatum est Paulum et Christnm simul conculcare; in den Regensburger Artikeln heißt es: Etsi post baptismum in renatis remaneat materiale peccatum etc.

3) Cruciger an Bugenhagen 5. Mai Corp. Ref. IV, 252.

ward hier wiederholt, daß die Gnade umsonst gegeben werde, nicht um unsrer Werke willen. War es nicht sogar besser, daß die Uebereinstimmung nicht so ganz wörtlich ausfiel? Destoweniger konnte von einer bloßen Nachgiebigkeit die Rede sein; der protestantischen Ueberzeugung kam von einer andern Seite eine wenn nicht völlig gleiche, doch nahe verwandte entgegen, die nun auch auf die katholische Seite einen großen Einfluß ausüben mußte. Granvella ließ Eck nicht los, bis er seinen Namen unterzeichnet hatte[1]). Die Freunde Contarinis drückten ihm ihre Hoffnung aus, daß auf diesem Wege Kirche und Religion zu ihrer Reinheit zurückgeführt werden würden[2]).

Dazu gehörte jedoch, daß man sich von der gewonnenen Grundlage aus auch über diejenigen Artikel verständigte, welche Verfassung und Ritus unmittelbar berührten.

Auch der nächste Artikel, von der Kirche, war in einem dem Protestantismus sich annähernden Sinne entworfen. Mit Unwillen bemerkte man in Rom, daß bei der Aufführung der Zeichen der wahren Kirche dasjenige fehle, was dort Viele beinahe für das Wesentlichste hielten, die Unterwürfigkeit derselben unter den Papst; daß ferner das Recht, die Schrift zu erklären, der Gesammtheit der Kirche, selbst mit dem Zusatz: keiner einzelnen Person, womit man doch auf Niemand anders als auf den Papst deute, zugeschrieben werde[3]). Aber auch die Protestanten fanden Vieles zu tadeln. Sie wollten der Uebereinstimmung der jedesmaligen Kirche und den Concilien die bindende Gewalt nicht zuerkennen, welche der Entwurf ihnen zuschrieb: es sei wohl vorgekommen, daß der größte Theil der Kirche irre gegangen, wie damals, als der heil. Augustinus erweckt worden. Die Zeiten waren vorüber, in denen man dies schlechthin abzuleug-

1) C. Peucer, Dedication des vierten Theils der Melanchthonischen Schriften an Chf. Joachim II: Granvellus — Eccium, cum descriptae formulae testimonium chirographi addendum esset, tergiversantem, et astute renuentem, facere id coegit.

2) Episcopus Aquilanus ad C^lem^ Farnesium bei Rainaldus 149; er hofft „daturum Christum pontifici et imperatori religionem pristinae unioni restituere." — Vergl. Burchard an Brück C. Rf. p. 256. Cruciger: Quod faustum foelixque sit et salutare Ecclesiis, de hoc articulo convenit. (ib. 252.)

3) Ita est quidem donum interpretationis penes veram ecclesiam, sed non est certis personis aut locis alligatum. Et alias est in pluribus, alias in paucioribus, alias magis, alias minus illustre. D. h. es kommt auf den innern Werth der Interpretation an, die sich selber geltend machen muß.

nen gewagt hatte; die Gegner zogen sich jetzt auf den Satz zurück, daß Concilien, die im heil. Geist versammelt worden, in den zum Heile nothwendigen Dingen doch gewiß nicht irren würden[1]). Die Protestanten wandten ein, leider trotze jedes Concilium, wenn es auch in einem ganz andern als dem heil. Geist versammelt sei, auf jene Verheißung: wer wolle darüber entscheiden? Doch konnten sie die Behauptung selbst in dieser Idealität und Allgemeinheit nicht verwerfen. Nur war davon noch ein weiter Schritt bis zur Anwendung. Zufrieden, daß doch kein absoluter Gegensatz bestand, obwohl man sich auch freilich nicht hatte vereinigen können, beschloß man fürs Erste hier innezuhalten und zu einem andern Gegenstand fortzuschreiten.

An der Reihe war der Artikel von der Eucharistie.

Die Verschiedenheit des Ritus schien jetzt nach den Aeußerungen des Legaten kein unübersteigliches Hinderniß zu bilden. Ueber den Begriff hatte man sich im Jahre 1530 ohne viel Mühe verständigt; wie damals die Confession, so drückte sich auch jetzt der Entwurf sehr gemäßigt aus, indem er nur von der realen Gegenwart sprach. Allein damit waren diejenigen nicht zufrieden gewesen, die den Entwurf revidirt hatten: eine fremde Hand hatte das Wort Transsubstantiation an den Rand geschrieben. Denn allerdings nicht auf dem Begriffe der Gegenwart, sondern dem der Verwandlung beruhen die Ceremonien, welche die Andacht der Gläubigen beherrschen, die Kirchen, die Städte mit devotem Prunk erfüllen. Die Protestanten bemerkten vergebens, wie neu diese Lehre sei; den katholischen Collocutoren war es genug, daß sie von einem römischen Concilium gebilligt wurden; auch der Legat hielt mit einer Hartnäckigkeit darüber, die man sonst nicht an ihm kannte. Im Gefühl der hohen Bedeutung des Momentes veranstalteten die Protestanten noch einmal eine Zusammenkunft aller ihrer Botschafter und Prädicanten. Es war eine jener Versammlungen, von denen Calvin sagt, es bedürfe darin starker Seelen, welche Andre stärken: der Festigkeit der Ueberzeugung muß sich der politische Muth zugesellen, sie in dem entscheidenden Momente zu bekennen[2]). Sie waren Alle dazu entschlossen: sie erklär-

1) Relation Butzers über das Gespräch p. 240.

2) Schreiben von Glauburg 9. Mai, in den Frankf. AA. Schreiben von Calvin bei Henry I, 369. Erklärung: „Wir lernen, daß mit dem consecrirten Brot der Leib Christi den Nießenden geben werde, und sagen nit, daß da werde Transsubstantiation oder Vertilgung der Substanz des Brotes.“

ten, der aufgestellte Begriff sei weder mit dem Worte Gottes zu vereinigen, noch mit der Natur der Sacramente: und stellten eine Gegenfassung aus, in welcher sie die Transsubstantiation in aller Form verwarfen. Man kannte sie hinreichend, um sich hierauf keinerlei Nachgiebigkeit von ihrer Seite zu versprechen. Eher versuchte Granvella noch einmal bei Contarini sein Glück. Aber schon fühlte dieser sich von Verdacht und Uebelwollen umgeben. Er erklärte, Glaubenssätze so wichtiger Art, die Jahrhunderte gegolten, dürfe und werde er nicht in Zweifel ziehen lassen[1]).

Und so war man doch auch dies Mal auf dem eingeschlagenen Wege auf ganz unübersteigliche Hindernisse gestoßen: nicht in den tieferen Grundlehren der Dogmatik, die das Verhältniß Gottes zu den Menschen betreffen: auch nicht eigentlich in der Lehre über die Kirche, über welche man wenigstens bis auf einen gewissen Punkt einverstanden war: der Grund der Entzweiung lag vielmehr in den scholastischen Vorstellungen, welche während der hierarchischen Jahrhunderte geltend geworden waren. Diese und die Dienste, die sich daran knüpften, wollte man auf der einen Seite als allgemein gültig und göttlich festhalten; auf der andern war es eben das Princip, sich davon loszureißen.

An eine weitere Vereinigung war nicht zu denken, so lange ein Abgeordneter der römischen Curie, die von dem Herkömmlichen nicht ablassen wollte, daran Theil nahm.

Doch war das Werk noch nicht geradezu gescheitert.

Ueber einige der wichtigsten Lehren hatte man sich in der That verglichen, und es leuchtete ein, daß, wenn man daran festhielt, ein so vollkommener Gegensatz wie früher nicht mehr eintreten konnte. Die Absicht erhob sich, die entgegengesetzten Meinungen an einander zu dulden, bis man auch darüber künftig einmal eine Vereinbarung treffe. Besonders Joachim II lebte und webte in dieser Hoffnung. Im kaiserlichen Rathe vernahm man das Wort Toleranz.

Der Kaiser beschloß die Acten des Gesprächs, obwohl es nicht zu dem gewünschten Ergebniß geführt, den Reichsständen vorzulegen, mit dem Begehren, die verglichenen Punkte wenigstens bis auf das nächste Concilium zu halten.

1) „nunquam Legatum assensurum, ut conspicua fidei decreta tot saeculis culta in dubium adducerentur.“

Berathung der Reichsstände.

Es hatte Anfangs den Anschein, als würde der Kaiser, nachdem so vieles Andere aufgegeben war, doch wenigstens hiemit durchdringen.

In dem Churfürstenrathe, über dessen Verhandlungen wir durch ein brandenburgisches Protocoll unterrichtet sind, ward die Sache am 14. Juli vorgenommrn.

Die erste Stimme nun, die von Trier, war dagegen. Trier schlug vor, alle Artikel, verglichene und unverglichene, dem Concilium anheimzustellen [1]).

Ganz anders ließen sich jedoch die Räthe von Cöln vernehmen: sie meinten, man würde wohl in dem großen Vorhaben weiter gekommen sein, wenn nur nicht das Wort Transsubstantiation, das in die Schulen gehöre, hätte behauptet werden sollen. Auf jeden Fall müsse man die verglichenen Artikel, die von allem Irrthum frei seien, festhalten: das werde „großen Unrath für die künftigen Zeiten verhüten."

Vollkommen derselben Meinung war Pfalz: nicht allein die verglichenen Artikel müsse man halten, sondern auch auf eine Vergleichung der übrigen denken. Zugleich brachte diese Stimme die kammergerichtlichen Urtel in Anregung: der Kaiser solle doch endlich erklären, was Religionssache sei und was nicht.

Und noch weiter ging Churfürst Joachim von Brandenburg. Die Beobachtung der verglichenen Artikel fand er schon darum unerläßlich, damit doch etwas geschehen sei: welch ein Geschrei würde sich erheben, wenn man ein mit so vieler Mühe erlangtes Ergebniß nicht einmal anwenden wolle. Ueberdies aber müsse auch der Genuß des Sacraments in beiderlei Gestalt vergönnt werden; der jetzige Legat werde hoffentlich nichts dagegen haben. Joachim fügte hinzu, daß man wohl auch daran denken sollte, die päpstlichen Annaten inne zu behalten, um sie zu dem bevorstehenden Türkenkriege zu verwenden.

Hierauf machte es so viel nicht aus, daß Mainz dem zu Worms ergriffenen System getreu blieb und sich der Stimme von Trier an-

1) Joh. Ludw. v. Hagen, gegen den Wunsch Hessens und des Kaisers erwählt, ordnete am 21. März Gebete für den Reichstag an, „deshalb, weil so viel grausame erschreckliche verdammte Ketzerey Aergerniß Secten im h. Reich erfolgt sind."

schloß. Cöln, Pfalz nnd Brandenburg bildeten bei der Abwesenheit von Sachsen die Mehrheit: und in der That wurde im Namen des Collegiums das Gutachten abgegeben, es möge bei den verglichenen Artikeln sein Verbleiben haben bis zu einem freien Concilium oder einer Nationalversammlung.

Damit stimmten nun auch die Städte überein: sie erboten sich, die verglichenen Artikel anzunehmen, wenn der Kaiser es wünsche: sie wiederholten, was Brandenburg gesagt, daß dies zur Beruhigung der aufgebrachten Gemüther trefflich dienen werde.

In dem Rathe der Protestanten hatten zwar die Theologen mancherlei einzuwenden, da sie doch in den verglichenen Artikeln nicht ihre volle Ansicht wiederfanden. Martin Luther, an den eine eigne Gesandtschaft abgeordnet worden war, an deren Spitze ein paar Fürsten des Reiches, seine Nachbarn, Georg und Johann von Anhalt, standen, hatte sich von der Meinung, daß hinter allen diesen Anschlägen Trug und Verrath lauere, nicht losmachen können. Eine im ersten Augenblick nicht ungünstige Ansicht der Sache — denn auch er sah wohl, daß die Annahme und Predigt der verglichenen Artikel viele andre Meinungen seiner Gegner zu Schanden machen werde — ward ihm später, da er den Dingen und Personen zu ferne stand, wieder verdunkelt[1]). Das hinderte aber die Gesandten und Räthe der protestantischen Stände nicht, in einer amtlichen Eingabe am 14. Juli die Annahme der verglichenen Artikel zu empfehlen, wie sie sich ausdrücken, „zu einem guten, christlichen Anfang der Concordia": möchte man nur dagegen den Augsburgischen Abschied aufheben, der zur Eintracht nicht tauge[2]).

Hans Hofmann versichert, daß auch sein Herr, König Ferdinand, diese Annahme wünsche.

Die Sache würde entschieden gewesen sein, hätte noch das alte Reichsherkommen gegolten, nach welchem der Fürstenrath den Ansich-

1) Vergl. Luthers Briefe vom 6., 12., 22. Juni (da schreibt er Melanchthon, daß der Churfürst und Brück an jener Antwort Antheil gehabt: „meam responsionem paucis verbis additis more suo formaverunt", und freut sich, daß der Mainzische Rath mißlungen), 29. Juni, 4. August. De W. V.

2) „Dieweil sie (die protestantischen Stände) denn ihnen die verglichnen Artikel in rechtem christlichen Verstand, Inhalts derselben ihrer übergebnen Antwort und Schriften, haben gefallen lassen: so beruhen sie noch darauf, und bitten unterthänigst, ihre Kais. M. die wolle dieselbigen also zu einem christlichen guten Anfang der Concordia ins Werk richten und bringen lassen." Der Religionsverwandten Stände Antwort &c. C. Ref. IV, 517.

ten der Churfürsten beizutreten pflegte. Allein schon seit einiger Zeit war dies nicht mehr der Fall: eben wegen der Mäßigung, welche die Churfürsten zu zeigen anfingen, zogen sich die Fürsten von ihnen zurück. Durch die große Zahl geistlicher Mitglieder und den Eifer von Baiern, das sie alle zusammenhielt, ward hier eine compacte päpstlich gesinnte Mehrheit gebildet. Die Herzoge von Baiern wollten es nicht auf sich kommen lassen, Unrecht gethan zu haben: sie erklärten dem Kaiser unverholen, es sei ihnen schon darum unmöglich nachzugeben, weil sie sich dann der Nachrede aussetzen würden, als hätten sie mit Unrecht Strafen verhängt. In der That, die schlimmste Folge eines begangenen Irrthums, wenn die Consequenz daran festzuhalten nöthigt. Ueberdies aber fehlte es nicht an Einwirkungen von Rom und von Frankreich. Längst schon zeigte der römische Hof über den Gang der Dinge an dem Reichstag Besorgniß. Franz I hatte zwei Gesandte in Regensburg, von denen einer sich mehr an die Protestanten, der andre aber an die Katholiken und unter diesen an Baiern hielt. Der Papst, der König und die deutschen Fürsten fürchteten, eine Vereinigung von Deutschland werde den Kaiser stärker machen, als gut sei[1]). Hiedurch nicht veranlaßt, denn seine Meinung war unzweifelhaft, aber doch bestärkt, forderte Herzog Wilhelm im Fürstenrath wiederholte Verkündigung des Abschiedes von Augsburg und den einfachen Befehl, denselben zu beobachten: übrigens sei ein Concilium das einzige geeignete Mittel, Ketzereien zu entwurzeln und die Einigkeit der Religion herzustellen. Er legte ein Gutachten seines Theologen Johann Eck vor, worin die verglichenen Artikel in aller Form verworfen und die beiden andern katholischen Collocutoren beinahe des Abfalls beschuldigt wurden. Es versteht sich nun, daß diese Erklärung den größten Eindruck bei den Fürsten machte. Was konnte gegen Baiern die Stimme von Pfalz-Neuburg oder Constanz, oder der Abt von Kempten ausrichten, die sich gemäßigt vernehmen ließen? Der Fürstenrath setzte ein Gutachten auf, worin die Annahme der verglichenen Artikel auf das Entschiedenste abgelehnt wurde. Herzog Wilhelm machte einen Versuch, die Churfürsten, denen er nicht hatte beitreten wollen, vielmehr zu seiner Meinung herüberzuziehen; da es ihm damit nicht gelang, so wurden zwei ganz entgegengesetzte Gutachten dem Kaiser eingereicht.

1) Von Baiern und Salzburg sagt der venezianische Gesandte (1540): nessuna cosa ponno avere piu contraria che la potentia dell' imperatore, la qual augmenterà grandemente con la concordia della Germania.

Und hätte nun der Kaiser nicht doch es wagen können, da er eine nicht unbedeutende Partei für sich hatte, dem Fürstenrath entgegenzutreten und an den verglichenen Artikeln festzuhalten?

Er hätte sich in eine offenbare Gefahr gestürzt.

Schon beklagten sich die Prälaten, daß von der Herstellung der ihnen entrissenen Güter und Rechte gar nicht mehr die Rede sei, — daß der Kaiser die Colloquenten einseitig gewählt habe, den Protestanten sich zuneige, gleich als wolle er noch ganz zu ihnen treten, — der Churfürst von Mainz soll gesagt haben, die Katholischen seien ohne Schutz, sie würden sich einen andern Kaiser suchen müssen.

Die Hoffnung und Absicht des Kaisers war gewesen, an dem vereinigten Deutschland eine Stütze gegen den Papst zu finden. Nicht selten sagte Granvella, der Kaiser sei zur Zeit zu schwach, um sich des Papstes zu begeben: man müsse ihm in dieser Beziehung entgegenkommen, einmüthig in ihn dringen. Ein Reichstagsbeschluß in diesem Sinne hätte auch die einheimischen Gegner in Zaum gehalten. Da nun aber ein solcher nicht erfolgt war, so würde jede Abweichung von dem gewohnten Wege nicht anders als willkürlich erschienen sein und den katholischen Fürsten im Reiche eine Art Recht gegen ihn gegeben, sie und den Papst zu offenbarer Feindschaft gebracht haben.

An der sich wieder aufhebenden Wechselseitigkeit dieser Bedingungen scheiterte überhaupt das ganze Unternehmen der Aussöhnung.

Von einer Gesandtschaft des Kaisers ging es aus, der gar kein Hehl hatte, daß er mit dem Papst unzufrieden sei; — wollte er es aber ins Werk setzen, so wußte er sich doch nicht stark genug, um sich des Papstes ganz zu entschlagen: er selber rief ihn herbei —; aber dadurch bewirkte er wieder, daß der Papst Gelegenheit bekam, das ganze Vorhaben, das ihm ohnehin ein Greuel war, rückgängig zu machen.

Viel zu tief hatte diese Gewalt in Deutschland Wurzel geschlagen, als daß ihr ohne den entschlossensten Gegensatz etwas abgewonnen werden konnte.

Statt sich, wie beabsichtigt worden, unter einander allein zu verständigen, befragten die deutschen Stände abermals den Legaten. Dem aber waren indeß von Rom aus die entschiedensten Weisungen, eigentlich Zurechtweisungen zugegangen. Der Hof murre, sagte ihm der Papst, über jenen Artikel von der Rechtfertigung; er möge ja nichts genehmigen, was eine Zweideutigkeit in sich schließe: — von einer Toleranz abweichender Lehren konnte nicht die Rede sein, denn dadurch würde die Reinheit des Glaubens befleckt werden. Paul III,

der in Sachen des Conciliums Anfangs ziemlich lau gewesen war, kam jetzt mit Eifer darauf zurück. Auch Franz I, durch die Pacificationserfolge in seiner Politik beirrt, war jetzt für das Concilium; nur hätte er es in Frankreich zu haben gewünscht. Dem Kaiser sagte der Papst, nur auf dessen lebhaftesten Wunsch habe er die Religionsgespräche zugegeben, aber da sich dies Verfahren nicht allein unnütz, sondern gefährlich zeige, so komme er auf das Concilium zurück, den gewohnten Weg der Christenheit, Irrthümer dieser Art zu heben; er habe sich immerhin vorbehalten, die Suspension zurückzunehmen. Der Kaiser möge ihm gestatten, dieses Fahrzeug nun auch einmal selbst zu lenken, wie ihm zukomme[1]).

Da konnte denn der Legat keinen Schritt weiter abweichen; nach einigen dunkeln und zweifelhaften Antworten gab der Kaiser eine ganz entschiedene: und diese nahmen sie an. In dem Abschied ward festgesetzt, daß die Verhandlungen der Collocutoren auf ein Concilium zu verweisen seien.

Hiemit war der Gedanke, eine Vereinigung der Nation auf den Grund einer religiösen Aussöhnung zu Stande zu bringen, vollkommen aufgegeben; die beiden Parteien traten einander so schroff entgegen wie jemals: der Kaiser hatte wieder mit beiden zu unterhandeln.

Hauptsächlich deshalb hatte er den eifrig Katholischen den erwähnten Punkt des Abschiedes zugestanden, um alle Einwirkung auswärtiger Feinde abzuschneiden. Erneuerte sich ihm aber nicht damit die Gefahr, daß sich die Protestanten ihm entgegensetzen und sich, wie der Herzog von Cleve während des Reichstags wirklich that, ihrerseits an Frankreich anschließen würden?

In dem Abschied wurden sie an sich etwas milder behandelt als bisher. Der Friede von 1532 ward darin anerkannt und erstreckt (so lange hatte sich das verzögert: die Majorität gab es erst zu, als wenig mehr daran gelegen war); die Processe und Achten, von denen es streitig war, ob sie in diesen Friedstand gehörten, wurden suspendirt. Aber die Protestanten waren damit bei weitem nicht zufrieden gestellt. Daß die Verdammung, die im Jahre 1521

1) Instructio per Paulum Papam C[li] Contareno data 15. Junii, bei Lämmer 376. Der Titel, auch der italienische, ist falsch. Es ist ein Schreiben mitten in den Geschäften, aber ausführlich und entschieden.

über sie ergangen und 1530 wiederholt worden, noch immer auf ihnen lasten, die allgemeine Norm des Kammergerichts ausmachen sollte, kam ihnen nachgerade unerträglich vor. Sie forderten vielmehr beständigen Frieden und gleichmäßiges Recht. Was die geistlichen Güter anlangt, so machte Churfürst Joachim den Vorschlag, von Reichswegen jedem Fürsten zu überlassen, in seiner Landschaft damit so zu verfahren, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät verantworten könne: eine Fassung, welche dem Abschied von 1526 und der Protestation von 1529 den gesetzlichen Sieg verschafft haben würde. Noch immer meinte er eine Freistellung von Priesterehe und beiderlei Gestalt durchsetzen zu können[1]): nach seinen Worten sollte es scheinen — wenn er nicht etwa das, was er wünschenswerth fand, allzu rasch für wahrscheinlich gehalten hat — als seien wie der Kaiser so auch die alten Gegner, Mainz und Trier, zu dieser Concession geneigt gewesen.

Davon zeigte sich jedoch keine Wirkung noch Spur, als es zu den definitiven Verhandlungen kam. Als sich die alte Majorität noch einmal beisammen sah, ließ sie sich nichts mehr abgewinnen. Am 28. Juli erschienen die Stände von beiderlei Bekenntniß in der kaiserlichen Wohnung. Der Kaiser ging immer von einem Theile zum andern, um eine weitere Annäherung zwischen ihnen zu vermitteln; aber all sein Bemühen scheiterte.

Wollte er die Protestanten nicht doch noch zuletzt auf die Seite seiner Gegner treiben, so blieb ihm nichts übrig, als sie durch besondere Zugeständnisse sicher zu stellen, deren rechtliche Bedeutung freilich der eines Reichsabschiedes nicht gleich kam, die aber ihn wenigstens selbst verpflichteten, und, insofern er das Reichsoberhaupt war, doch auch eine allgemeine Wirkung haben mußten.

Er gab ihnen eine Declaration, die einige der wichtigsten Punkte auf sehr erwünschte Weise erledigte.

Vor allem zeigte er sich darin geneigt, gleichmäßiges Recht zu gewähren: er sprach aus, daß der Abschied von Augsburg, auf welchen die Beisitzer des Kammergerichts verpflichtet waren, so viel die Religion anlange, für dieselben nicht mehr Statt haben solle: die Augsburgische Confession solle in Zukunft kein Grund sein, um jemand zurückzuweisen, der zu dem Gericht präsentirt werde; auch bei der Visitation solle die Religion keinen Unterschied mehr machen.

Und in demselben Sinne erklärte er sich über die geistlichen

1) Forma edicti a Marchione proposita. Corp. Ref. IV, 594.

Güter. Wenn der Abschied bestimmte, daß kein Geistlicher seiner Renten entsetzt werden solle, so verordnete die Declaration, daß dies auch von den protestantischen gelten müsse, obwohl die Gegner diese bisher noch gar nicht als Geistliche hatten anerkennen wollen. Und noch eine andre Concession von weitester Aussicht fügte er hinzu. Indem er aufs neue verbot, Klöster und Stifte zu zerstören, erlaubte er doch, sie zu christlicher Reformation anzuhalten. In der That streift dies an jene Absichten Joachims II; man hat behauptet, die Declaration sei zuerst in der brandenburgischen Canzlei entworfen worden[1]).

Auch in Hinsicht der Lehre bequemte sich der Kaiser, den Protestanten bis zum Concilium, welches überhaupt als der Termin aller dieser Zugeständnisse betrachtet wird, nicht weiter Maß zu geben. Die Majorität, welche die verglichenen Artikel selbst zurückgewiesen, hatte doch die Protestanten darauf verpflichten wollen. Der Kaiser genehmigte, daß die den Artikeln beigefügten Erläuterungen der Theologen damit nicht ausgeschlossen sein sollten.

So entschieden ward die Vergleichung aufgegeben. Auf der einen Seite behielten die hierarchischen Ideen ohne alle Modification den Platz; auf der andern wurden Bemerkungen anerkannt, durch welche sich die Protestanten auf die eigenthümliche Ausbildung ihres Systems wieder zurückzogen.

Was soll man aber vollends dazu sagen, daß der Kaiser an demselben Tage, wo er den Protestanten seine Declaration gab, auch den Nürnberger Bund, der gegen sie geschlossen war, erneuerte. Es mag sein, daß in der Formel dieser Erneuerung die defensive Absicht noch entschiedener als in der ursprünglichen Abfassung ausgedrückt war; aber zugleich zeigte der Kaiser an, daß er den Papst vermocht habe in das Bündniß zu treten, der den vierten Theil der Beiträge übernehmen solle, und es liegt doch am Tage, daß durch die Theilnahme desselben die exclusiv romanistische Tendenz des Bundes gewaltig verstärkt ward.

Die entgegengesetzten Sympathien der kaiserlichen Politik, die früher mehr successiv und vielleicht unbewußt erschienen, treten jetzt in demselben Augenblick unter vollem Bewußtsein hervor.

1) Altera Caesaris declaratio. Corp. Ref. IV, 623. Naves überbrachte sie ihnen. Et me promirent iceux, sagt er in einem Bericht vom 12. Nov. d. J. an den Kaiser, que icelle declaration seroit tenue secrete et ne se divulgeroit.

Der Grund lag darin, daß es dem Kaiser von seinem politischen Standpunkt aus um die unverweilte Beseitigung aller der verschiedenen Feindseligkeiten zu thun war, die er sonst hätte befürchten müssen. Eine allgemeine Vereinbarung war im Werke gewesen. Es war ihm genug, daß er allein und persönlich ein einstweiliges Verständniß mit beiden Parteien zu Stande brachte.

Die politischen Motive, die aus seiner europäischen Stellung entsprangen, beherrschten auch alle die anderweiten Verhandlungen, die er an dem Reichstage pflog.

Es gelang ihm, und wir werden noch sehen, durch welche Verwickelungen der besondersten Art unterstützt, den Landgrafen von Hessen, der seit jener seiner Anwesenheit in Wien besonders mit Königin Maria in den Niederlanden ein Verhältniß der Freundschaft und des gegenseitigen Vertrauens unterhalten hatte, ganz auf seine Seite zu ziehen. Schon in Worms war darüber unterhandelt worden, in Regensburg ward am 13. Juni ein förmlicher Bund abgeschlossen. Jeder Theil bewilligte eben das, worauf es dem andern am meisten ankam: der Kaiser Amnestie wegen aller frühern Unternehmungen des Landgrafen, auch wenn sie gegen das Haus Oestreich selbst gegangen: er werde sich Niemand gegen ihn anreizen lassen, auch nicht in den Angelegenheiten der Religion. Dagegen versprach der Landgraf, sich fortan zur politischen Partei des Kaisers zu halten, jede Verbindung des schmalkaldischen Bundes mit Frankreich oder mit England zu verhindern: namentlich den Herzog von Cleve weder in dies Bündniß aufnehmen zu lassen, noch sonst auf irgend eine Art zu unterstützen[1]): sollte der Kaiser angegriffen werden, ihm nöthigenfalls selbst in Person zu Hülfe zu kommen. Als Landgraf Philipp bald darauf den Reichstag verließ, eilte ihm von den beiden französischen Gesandten derjenige, der sich zu den Protestanten hielt, nach, und versuchte alles, um ihn auf die Seite seines Königs zu ziehen: man kann denken, daß es ganz vergeblich war.

Auch mit Johann Friedrich ward in Worms und Regensburg eifrig unterhandelt. Mehr als einmal erklärte Granvella, wie leicht es demselben sein werde, einen gnädigsten Kaiser zu erlangen: wie das Haus Oestreich nichts mehr wünsche, als die alte Freundschaft mit Sachsen zu erneuern. Johann Friedrich ging jedoch dies Mal nicht darauf ein: er bemerkte, der Zweck der Kaiserlichen sei doch nur, ihn von seinem Schwager, dem Herzog von Cleve, zu

1) Auszug des Vertrages vom 13. Juni bei Rommel II, 434.

trennen. Wäre die Declaration nicht so höchst zufriedenstellend ausgefallen, so würde Johann Friedrich und vielleicht mit ihm der schmalkaldische Bund trotz des hessischen Widerspruches sich doch wohl mit Cleve vereinigt haben.

Ueberhaupt machte dies Verhältniß zu Cleve jetzt den vornehmsten Gesichtspunkt der kaiserlichen Politik aus.

Darauf vor allem war auch der Vertrag berechnet, den der Kaiser am 24. Juli 1541 mit Joachim von Brandenburg schloß. Joachim sagte zu, in der Clevisch-Geldrischen Angelegenheit auf der Seite des Kaisers und von seinem Rathe zu sein, ihm zur Erwerbung der streitigen Lande durch seine Freunde und Unterthanen, oder auch in Person, Förderung und Beistand zu leisten; in der Sache der Wahl, die aufs neue in Anregung gebracht ward, oder wenn Werbungen zu Gunsten von Frankreich versucht werden sollten, versprach er, die Partei des Kaisers zu halten: er sicherte ihm ganz unumwunden seine „sondere Unterthänigkeit" zu. Dagegen entschloß sich der Kaiser auch seinerseits zu derjenigen Concession, an welcher dem Churfürsten jetzt bei weitem das Meiste lag. Er vergönnte ihm mit seiner Landschaft und seinen Unterthanen bei seiner Kirchenordnung zu bleiben, wie dieselbe jetzt im Brauche sei, bis zu einem künftigen Concilium oder bis die Reichsstände etwas Besseres bedacht haben würden. Hiedurch wurden die Absichten des Churfürsten, deren wir oben gedacht, erst vollständig erfüllt. Die in Brandenburg geschehene Religionsveränderung wurde von Seiten des Kaisers gewissermaßen legalisirt; statt das gute Vernehmen zu stören, diente sie vielmehr dazu, es zu befestigen. Mit Freuden verpflichtete sich der Churfürst, weder seine Kirchenordnung zu überschreiten, noch auch in den schmalkaldischen Bund zu treten.

Man hat den Protestanten oftmals vorgeworfen, daß sie die geistliche Reform um weltlicher Vortheile willen unternommen. Hier wenigstens, im Verhältniß zum Kaiser, zeigt sich das gerade Gegentheil. Für alle Opposition im Reiche, für die freie reichsfürstliche Stellung überhaupt gab es nie eine wichtigere Angelegenheit als die Clevische. Sie gaben ihre Theilnahme daran auf, um der geistlichen Concessionen willen, die ihnen gemacht wurden.

Darum war nun aber auch nach so vielem Wechsel der Versuche und Tendenzen das bleibende Resultat von allen doch eine weitere Befestigung der neuen Glaubensformen. In dem Gespräche hatten die Grundlehren, aus denen dieselben hervorgegangen, ohne alle Frage die Oberhand behalten. Die formelle Bestätigung der

brandenburgischen Kirchenordnung, die eben auf dieselben gebaut war, mußte als ein allgemeiner Vortheil angesehen werden. Die Declaration des Kaisers endlich übertraf alle Zugeständnisse, welche er bisher ertheilt, an Umfang und Werth: indem sie das Vergangene anerkannte, machte sie auch für die Zukunft zu weiteren Unternehmungen Raum. Daß in der Majorität so große Differenzen und Widersprüche hervortraten, daß sie nur noch mit Mühe zusammenhielt, verschaffte der Minorität auf der Stelle oder verhieß ihr doch für die Zukunft einen größeren Einfluß in allen Angelegenheiten des Reiches. Und in diesem Augenblicke erhoben sich dem Kaiser neue politische Verwickelungen, welche einer Macht wie der ihren eine verstärkte Bedeutung geben mußten. Ich weiß nicht, ob dies Einem von ihnen zum Bewußtsein gekommen ist: aber wir haben öfter beobachtet, daß es der Gang der Dinge nun einmal so mit sich brachte, und werden sogleich weiter davon hören.

Sechstes Capitel.

Erneuerung des osmanisch-französischen Krieges.

1541—1542.

Nachdem jene Combination eines Bundes mit Frankreich, welche die Aussicht auf eine Abkunft mit den Osmanen in sich schloß, aufgegeben war, ließ sich gar nichts anderes erwarten, als eine Erneuerung dieser Feindseligkeiten. Diese Gefahr, täglich unzweifelhafter eingehende Nachrichten von kriegerischen Regungen der Osmanen, erweckten die pacificatorischen Tendenzen, die der Kaiser am Reichstage kundgab. Eben darum hatte es für ihn ein so großes Interesse, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, welche ein eifriges und herzliches Anschließen der deutschen Fürsten an ihn, ihr Oberhaupt, möglich gemacht hätte. Dahin war es nun nicht gekommen: er hatte sich begnügen müssen, mit jedem der beiden Theile besondere Verträge zu treffen, durch welche sie nur zunächst vermocht wurden, sich nicht zu seinen Gegnern zu schlagen. Und ohne Zweifel war schon dies ein Gewinn; ob es aber in den schwierigen Zeiten, denen man entgegenging, auch ausreichen würde? Ob dies Nur-nicht-sich-entgegensetzen ihm genügen, ihm die Unterstützung verschaffen konnte, deren er bedurfte? Ob dabei nicht die gewaltigen Weltkräfte, mit denen er zu kämpfen hatte, das Uebergewicht über ihn davontragen würden? — Folgen wir den Ereignissen, die sich in einzelnen Schlägen, in entfernten Weltgegenden, entwickeln, aber doch zuletzt zusammenwirken.

Noch während des Reichstags zu Regensburg trafen die widerwärtigsten Nachrichten aus Ungarn ein.

Jener Vertrag, welchen Johann Zapolya mit den beiden östreichischen Brüdern geschlossen, kraft dessen selbst in dem Falle, daß ihm ein Sohn geboren würde, doch sein Land und sein Volk nach seinem Tode an Ferdinand fallen sollte, hatte die Erfolge nicht gehabt, die man in Ungarn erwartete: an wirksame Hülfe von Oestreich war nicht zu denken gewesen; dagegen hatte sich die Gefahr von Seiten der Türken gewaltig vermehrt. Man hatte Suleiman bei der Nachricht, die ihm erst spät zukam, in heftige Drohworte ausbrechen hören.

Aus den Briefen des Verantius vom Hofe Zapolyas erkennen wir die bedrängte Lage, in der man sich in der ersten Hälfte des Jahres 1540 daselbst befand. Das schon ganz erschöpfte Land ward mit neuen Lasten belegt, um ein paar hunderttausend Ducaten zum Geschenk an die Pforte bringen zu können; — man mußte sich entschließen, den Hospodar der Moldau, Peter, der hieher geflohen, nach Constantinopel auszuliefern, und fürchtete schon die Nachrichten, die er dort mittheilen werde; — noch mehr besorgte man von den Einflüsterungen des Hieronymus Laski, der von Oestreich dahin gesendet worden, und suchte sich schon wieder durch eine Gegenwirkung von Frankreich her dagegen sicherzustellen[1]); — indessen fragten die Siebenbürger nach, wo das Geld hingerathen, das sie bezahlt; ob sie auf Schutz gegen den Angriff der Türken, der ganz unabwendlich sei, würden rechnen können; — ein paar mächtige Woiwoden, deren Beweggründe man nicht genau sieht, erhoben dort endlich förmlichen Aufruhr[2]).

Indem dergestalt Gefahr von allen Seiten und innere Bewegung zusammentrafen, geschah fast zu gleicher Zeit, daß dem König Johann ein Sohn geboren wurde, er selber aber, auf seinem Kriegszug gegen die siebenbürgischen Woiwoden begriffen, unmittelbar nachdem er diese Nachricht empfangen hatte, dort im Felde umkam.

Doppelt berechtigt wie er war, säumte König Ferdinand nicht, seine Ansprüche geltend zu machen.

Auch erkannte ihn ein Theil der Magnaten, die sich bisher zu

1) Bei Katona XX, p. 1306. 1309 sq.

2) Scepperus behauptet in einem Bericht an den Kaiser (Bref recueil etc. 1542), ihr Sinn sei gewesen, dem Sultan Tribut zu zahlen und sich selber zu Herren aufzuwerfen.

Zapolya gehalten, an: namentlich Franz Frangepan, von dem wir eine Auseinandersetzung der Motive, die ihn dabei leiteten, übrig haben, Franz Bebek, Stephan Raskai, am eifrigsten Peter Peren, der bei der Nachricht von jenem Todesfall, wie man sagt, mit den Glocken läuten und Freudenfeuer anzünden ließ; auch die Siebenbürger, mit welchen Johann zuletzt gekämpft hatte, Mailath und Balassa.

Andere aber waren nicht so bereitwillig; am wenigsten die, in deren Vormundschaft das fürstliche Kind zurückgeblieben war, so daß ihr ganzer Ehrgeiz sich an die künftige Größe desselben knüpfte: Peter Petrowitzsch, Valentin Török und jener verschlagene Mönch, Bruder Georg, der so viel zur Gründung dieser Regierung beigetragen, sie großentheils geleitet hatte, und sie jetzt nicht wollte untergehen lassen. Sie erkannten mit der Mehrheit des Adels die Wittwe des Königs, Isabella, und ihr Kind als ihre Fürsten an.

Von Unterhandlungen, wie sie besonders von polnischen Gesandten versucht wurden, war da nicht viel zu erwarten.

Das wahre und einzige Mittel, Ungarn zu gewinnen, hätte darin bestanden, daß Ferdinand an der Spitze eines mächtigen Heeres daselbst eingerückt wäre, die Gegner mit Hülfe der Freunde erdrückt und sich stark genug gezeigt hätte, die Einen und die Andern vor den Türken zu beschützen. Unter der Bedingung dieses Schutzes versprach ihm Siebenbürgen Gehorsam: es regte sich selbst in der Moldau eine Partei, die ihn dann als König anerkannt hätte.

Wäre Deutschland mit seinen beiden Oberhäuptern wahrhaft einverstanden gewesen, so würde sich in diesem Momente der deutsche Einfluß in allen jenen Gebieten haben sichern lassen. Eine andre Rücksicht hob Franz Frangepan am Reichstag zu Regensburg hervor, die Nothwendigkeit, Deutschland in Ungarn zu vertheidigen. Allein weder die Größe jener Aussicht, noch die Bedeutung dieser Gefahr hinderten den Fürstenrath, in denselben Tagen, wo sich Suleiman bereits den ungarischen Grenzen näherte, die verglichenen Artikel zu verwerfen. Der Reichstag verstand sich überhaupt nur zu sehr mittelmäßigen Hülfleistungen.

Ferdinand selbst war kein Kriegsmann: sein Feldoberster, Wilhelm von Rogendorf, alt, unentschlossen und voll Mißtrauen gegen sich selbst[1]). Er trug Bedenken, die Stadt Ofen, die einst seinem

1) Er sagte selbst dem Herberstein, er sei „nunmals alt, gächzornig, vergessen, bei den Kriegsleuten verhaßt und zu solchen sachen ganz ungeschickt.“ Raittung Herbersteins bei Kovachich p. 251.

Herrn gehören sollte, jetzt aber von den Gegnern desselben vertheidigt wurde, von der nahen Anhöhe her, die er inne hatte, zu beschießen.

Und indessen erschien nun, von der andern Seite, der Sultan in Person im Felde, mit dem schlagfertigen in räuberischer Tapferkeit geübten siegreichen Heere, das seine Schlachten schlug.

Man warnte Rogendorf: „es komme das große Raubthier vom Orient, er möge sich davonmachen, ehe er verschlungen werde.“ Aber auch zurückzugehen konnte er sich aus Rücksicht auf die Nachtheile, die seinem Herrn daher entspringen würden, nicht entschließen.

Ein paar Paschas, dem Sultan voraneilend und von dem Bruder Georg mit Freuden in Ofen aufgenommen, trafen den Feldobersten noch in seinem Lager, und bedachten sich nicht lange, ihn anzugreifen. Man sagt, er sei eben niedergesessen, um seinem Herrn von der veränderten Lage der Dinge Meldung zu thun, als die osmanischen Kugeln bereits in sein Zelt schlugen. Eine davon traf ihn selbst; er ist an den Folgen der Wunde gestorben; sein ganzer Heerhaufe wurde vernichtet.

Das waren die einzigen Feinde, die Suleiman zu bekämpfen gehabt hätte: ihre Leichen schwammen ihm die Donau herab entgegen. Diejenigen, welche nicht gefallen, führte man als Gefangene sammt dem erbeuteten Geschütz vor sein Angesicht. Er bewunderte das Geschütz und behielt es zu seinem Gebrauch; die Gefangenen ließ er tödten; so gelangte er am 25. August 1541 vor Ofen.

Bruder Georg und dessen Anhang meinten wohl, er werde verfahren wie früher, den Sohn anerkennen wie den Vater, und ihnen die Regierung des Landes ferner überlassen.

Ihre Klugheit aber ward hier von ihren Wünschen irre geführt. Suleiman hatte Ungarn längst als sein Eigenthum, auch den König-Woiwoden nur als seinen Statthalter betrachtet. Daß dieser dennoch Gedanken an Selbständigkeit gehabt, hielt er für einen Treubruch und ein Verbrechen. Vergebens versprachen Bruder Georg und dessen Freunde, nach wie vor alles zu thun, was zu Diensten Seiner Majestät gereichte. Suleiman wußte besser, daß sie an der Politik Johanns den größten Antheil gehabt. Am 29. August 1541 erschienen auf sein Verlangen die ungarischen Edelleute aus Ofen mit dem jungen Prinzen in seinem Lager. Indem er ihnen erklärte, es sei nicht seine Meinung, eine feste Stadt wie Ofen in den Händen eines Weibes zu lassen, bemächtigten sich bereits seine Janitscharen derselben. Dann zog auch er daselbst ein, ließ die Kirche U. L.

Frauen zur Moschee weihen, setzte einen Pascha von drei Roßschweifen ein und ordnete ein völlig osmanisches Regiment an[1]). Die Königin und der Prinz mußten zufrieden sein, daß ihnen Siebenbürgen überlassen ward, wo indeß die Ferdinandeische Partei völlig unterdrückt worden war.

So gerieth der größte Theil von Ungarn endlich definitiv in die Hände der Türken. Die Barbarei machte eine Eroberung über die Welt der Cultur.

In diesem Augenblick hatte Carl V, der sich die Gefahr von Ungarn wohl nicht so nah und entscheidend dachte, den Plan wieder aufgenommen, in dessen Ausführung ihn die französischen Feindseligkeiten von 1536 gestört hatten: die Küste von Afrika von den Corsaren zu reinigen, die sich daselbst festsetzten. Namentlich fiel Algier unter einem Gefährten Chaireddins, Hassan Aga, den Spaniern nicht minder beschwerlich, als Tunis unter diesem selber. Unterwegs ließ sich auch mit dem Papst unterhandeln (wie denn eine Zusammenkunft, in der von der Eröffnung des Concils die Rede war, zu Lucca gehalten worden ist), die Ruhe von Italien überhaupt sichern. Der Kaiser hoffte Algier ohne Verzug zu erobern und im Glanze dieses neuen Sieges das nächste Frühjahr zu einem größern Unternehmen in Ungarn zu schreiten. Er hätte es für Zeitverlust gehalten, vorher nach Spanien zu gehn. Erst im Angesicht von Algier vereinigte er die italienisch-deutschen Streitkräfte, die er selbst herbeiführte, mit den spanischen, die von Yviça kamen, und zögerte nun keinen Augenblick, zum Angriff zu schreiten. Allein über seinem afrikanischen Unternehmen standen so ungünstige Gestirne, wie über dem ungarischen seines Bruders. Am 24. October war ein Theil seiner Truppen am Lande, und er forderte Hassan Aga auf, sich ihm zu ergeben. Der soll geantwortet haben: er habe nicht allein tapfere Leute in seiner Festung, sondern auch ein ungestümes Meer zur Seite. Und niemals ist wohl das Element einer Vertheidigung besser zu Hülfe gekommen. Den andern Tag, als erst ein kleiner Theil des Geschützes, das zum Angriff dienen sollte, an das Land gebracht, aber nicht einmal die Zelte aus den Schiffen geholt und aufgeschlagen waren, erhob sich ein Sturm, der die Schiffe auseinanderwarf,

1) Erzählung des Andreas von Kamora bei Bucholtz IX, 319.

und jener heftige, kalte, mit Hagel gemischte Regen, der dort den Eintritt der ungünstigen Jahreszeit bezeichnet[1]). Und indem erschienen die leichten maurischen Reiter, als hätten sie diesen Augenblick nur erwartet, im freien Felde und begannen ihre Angriffe. Da war an keine Behauptung der Position, die man weniger genommen als hatte nehmen wollen, zu denken: selbst die Hakenbüchsen waren unbrauchbar geworden; der Kaiser mußte sich zuerst nach dem Cap Matafus, ungefähr 15 Miglien entfernt, begeben, und da das Unwetter, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, anhielt, sich zur Rückkehr nach Europa entschließen[2]). Der Kaiser meinte, wäre ihm nur Zeit geblieben, die Landung vollständig zu bewerkstelligen, die Stadt würde er unfehlbar erobert haben. Seine Begleiter bestätigten dies, aber sie fügten hinzu, wäre der Feind nur ein wenig stärker gewesen, so würde von ihnen allen kein Mann entkommen sein. Auch die Rückreise wurde sehr schwer. In Bugia, wohin man nur mit Mühe gelangte, wurden feierliche Processionen gehalten, in denen der Kaiser selbst einherging, um von der Gottheit wenigstens die Möglichkeit zu erflehen, diese unheilvollen Gestade zu verlassen. Es dauerte bis zum 1. December, ehe Carl Carthagena erreichte. Hier gaben ihm nun aber die Anfälle der Corsaren, die Bewegungen der Franzosen und die Unterhandlungen mit den aragonesischen Cortes so viel Beschäftigung, daß die Theilnahme an den diesseitigen Angelegenheiten, die er versprochen und die er auch noch immer hoffen ließ, schwerlich mehr erwartet werden durfte.

Zunächst war Ferdinand ganz auf die deutschen Stände angewiesen, die sich im Anfang des Jahres 1542 in Speier versammelten.

Die Nachrichten aus Ungarn hatten dies Mal den größten Eindruck gemacht, da sie wohl geeignet waren, jedem Einzelnen seine eigene Gefahr in Erinnerung zu bringen[3]). Auch zeigte man sich

1) Ein Schreiben des Kaisers an Mendoza aus seiner Galeere 2. Nov. nel Golfo di Matafusa. Lettere di principi III, p. 74.

2) Relation de l'expédition d'Alger. P. d'ét. de Granv. II, p. 615. Ich benutzte noch die Briefe des Florentiners Bandini, der zugegen war.

3) Schon im October 1541 ward eine Versammlung der erbverbrüderten Fürsten von Sachsen, Hessen und Brandenburg gehalten, um über die Hülfe

auf dem Reichstag zu Speier — der venezianische Gesandte ist davon ganz überrascht — endlich einmal wieder eifrig und entschlossen. Ohne Bedenken ward die sehr ansehnliche Hülfe von 40000 M. z. F., 8000 M. z. Pf. verwilligt, mit der man unverzüglich einen Versuch machen wollte, die vorgedrungenen Barbaren wieder zurückzujagen. Churfürst Joachim II von Brandenburg sollte die Anführung übernehmen.

Jedoch dürfte man nicht glauben, daß mit dem Beschluß nun auch schon die Ausführung desselben gesichert gewesen wäre.

Die vorläufige Bedingung, ohne die überhaupt nicht daran zu denken gewesen wäre, ein allgemeiner Stillstand, bis fünf Jahre nach Ausgang des Krieges, genügte doch noch nicht ganz, um alles zu beruhigen. Die Protestanten vernahmen, der Kaiser habe bei seiner Zusammenkunft mit dem Papst die ihnen gegebene Declaration abgeleugnet. Auf ihr dringendes Gesuch bestätigte nun wohl König Ferdinand dieselbe auf die Zeit des Stillstandes: aber er bediente sich dabei eines Ausdruckes, der alle ihre Befürchtungen erweckte: sie solle so lange „in ihrem Werth bleiben". Sie ruhten nicht, bis diese höchst verfängliche Formel in die andere abgeändert worden war: sie solle so lange „währen". Und sogleich bekam auch die andre Partei einen Grund, sich zu beschweren. Auf den nächsten Juni war endlich die Revision des Kammergerichts festgesetzt worden; indem man nun die nähern Bestimmungen der hierauf anzuordnenden Reform besprach, erklärten die Protestanten, sie würden keinen Geistlichen in dem Gerichte dulden[1]). Die Katholischen fanden es unerträglich, daß die Protestanten nicht allein in dem Gerichte sitzen, sondern auch schon Andere davon ausschließen wollten. Der bitterste Hader erhob sich.

Was man da von einem eifrigen Zusammenwirken beider Parteien zu erwarten hatte, mag der Gedanke zeigen, welcher in diesem Augenblick auftauchte, ob es nicht gut sei, das protestantische Heer gradezu von dem katholischen zu trennen.

Außerdem aber erhob man bei einem Versuche, Ungarn wiederzuerobern, natürlich die Frage, wem zu Gute. Das Haus Oestreich

zu berathen, die einer dem andern leisten wolle, wenn etwa auch Böhmen in die Hände des Sultans falle und dieser Deutschland unmittelbar angreife. (Urk. im Berl. Arch.)

1) „Nachdem dies ein weltlich Gericht, daran nichts dann Prophan und Criminalsachen tractirt werden, daß hinfüro vermöge der Recht kein Pfaff oder Geistlicher zu dem Besitzstand gelassen werde."

auf allgemeine Kosten mit allgemeiner Anstrengung zu verstärken, war doch eigentlich Niemand gesonnen.

Eigenthümliche Klagen hatten die Städte. Entschiedener als je waren sie von Stimme und Session ausgeschlossen. Ein Antrag, den sie öfter gemacht, die Kosten eines Reichsheeres durch einen gemeinen Pfennig einzubringen, war zwar durchgegangen, aber unter Bestimmungen, die ihnen höchst unbequem fielen. Man blieb doch zugleich bei dem Anschlag von 1521 stehn, durch welchen sie überbürdet zu sein glaubten, und belastete die Gewerbe noch einmal so stark als anderes Einkommen [1]).

Diese Veränderung in der Steuer hatte den besonderen Nachtheil, daß ihre Einbringung, bei dem noch obwaltenden Mangel an administrativer Geschicklichkeit, sehr schwer von Statten ging.

Gewiß unsre Altvordern schlugen sich tapfer: aber in den Vorbereitungen des Krieges waren sie noch weit zurück. Alle diese fast selbständigen Gewalten verfuhren dabei nach dem Maß ihres guten Willens und ihrer Einsicht.

Als Joachim II im Juni 1542 vor Wien anlangte, fand er zwar stattliche Mannschaften, aber zugleich unbeschreibliche Mängel. Da gab es Fähnlein, deren Dienstzeit schon abgelaufen war, als sie anlangten; andre führten das Geschütz nicht, das sie den Reichsabschieden nach hätten bei sich haben sollen; noch andern fehlte es an Pulver; aus den Niederlanden, Westphalen und Niedersachsen war Ende Juni noch Niemand eingetroffen [2]).

Um das Volk nur aus dem Lager zu bringen, mußte König Ferdinand aus eignen Mitteln 30000 G. darleihen.

In Speier hatte man es nicht an Vorkehrungen fehlen lassen: ein neuer Reichstag war im Sommer 1542 nach Nürnberg zusammenberufen, um dem Unternehmen die gehörige Unterstützung von innen her zu verschaffen. Aber wie sehr gebrach es doch in diesen Dingen an Sorgfalt! Unter anderm hatte man beschlossen, einen Ausschuß zur Correspondenz mit dem Feldhauptmann aufzustellen; als Joachims Briefe an denselben eingingen, war er noch gar nicht ernannt.

Am 5. August stand das Heer bei Comorn. Es belief sich zwar bei weitem nicht auf eine so große Anzahl, wie man ins Feld zu

1) Beschwerniß der erbaren frei und Reichsstett so ihn dem Bedenken der Churfürsten, Fürsten und Stände befunden, 17. Martii der königl. Mt. übergeben. In den Frankfurter Reichstagsacten.

2) Ein großes Convolut des Berliner Archivs enthält die hierauf bezüglichen Briefschaften.

stellen beabsichtigt hatte, aber doch auf 25—26000 M. z. F., 5000 M. z. Pf., womit sich auch schon etwas ausrichten ließ [1]). Churfürst Joachim meinte, es werde nun zu Ernst und Kriegshandlungen kommen, schien allen guten Muth dazu zu haben, und rückte vorwärts nach Gran.

Hier aber, in den letzten Wochen des August, den ersten des September, stiegen die Unordnungen ins Unerträgliche. Für die früheren Monate waren die meisten Fähnlein noch mit Geld von ihrer Heimath aus versehen worden: jetzt aber fing es an zu fehlen. Hans Schott, Hauptmann von der Wetterau, erklärte am 11. September, daß er schon 14 Tage, der Hauptmann von Cöln, daß er mit seinen Leuten schon den dreiunddreißigsten Tag unbesoldet sei. In ähnlicher Lage waren die sämmtlichen Truppen des Oberrheins. Herzog Ernst von Lüneburg forderte bereits die Heimkehr seiner Leute. Noch schlimmer glaubten Diejenigen daran zu sein, die von Hause nicht einmal Bescheid, geschweige denn Geld empfingen: wie die Westphalen. Ansteckende Krankheiten rissen ein, weil man keine Lebensmittel hatte und unzeitige Früchte brach. Schon sah man einzelne Knechte aus den Reihen treten, mit der Erklärung, sie würden ferner keine Wache thun, viel weniger sich mit dem Feinde schlagen. Bei dem Churfürsten ging zwar dann und wann einiges Geld ein, aber bei weitem nicht in hinreichenden Summen. Er war ganz entrüstet, als er vernahm, daß er, ohne seine Schuld in diese Rathlosigkeit versetzt, am Reichstag noch dazu getadelt werde. Vielmehr glaubte er sich beklagen zu müssen, daß man eine Sache, für die schon so viel aufgewendet worden, „so geringschätzig und unachtsam" behandle: mit beschriebenem Papier sei es nicht ausgerichtet: von der Luft könne man nicht leben: zurückziehen möge er nicht, weil dann Ungarn vollends türkisch werde, aber vorzurücken sei auch unmöglich: auf seine Aufforderung antwortete das Volk mit dem Geschrei nach Geld: er schäme sich vor den übrigen Nationen [2]). Wahrhaftig er hatte Grund dazu. Der venezianische Gesandte wenigstens

1) So schlägt Joachim das Volk selbst an. Schreiben vom 5. Aug. im Feldlager zu St. Johann.

2) Alle Schreiben Joachims (im Berliner Archiv) sind voll von diesen Klagen: z. B. 23. Aug. „daß wir solch groß Volk ohn Geld, Geschütz und andre nothdürftige Kriegsrüstung gegen diesen geschwinden Feind führen sollen, finden wir nit." Er meint, es sei eine so große Lust nicht, hier spazieren zu reiten: man möge ihm nicht spitzige Worte geben.

preist seine Signoria glücklich, daß ihre Geschäfte mit so viel mehr Ernst verwaltet würden als die deutschen.

Endlich, gegen Ende September, von Ferdinand aufs neue mit einer namhaften Summe unterstützt, rückte das Heer nach Pesth vor.

Joachim II hatte auf einige Unterstützung aus Ungarn gerechnet: er wunderte sich, daß sich Niemand für Ferdinand rege. Alexius Thurzo sagte ihm, die alten Wunden der früheren Feindseligkeit seien noch nicht vernarbt[1]). Wenigstens hätte das deutsche Heer erst einen entschiedenen Erfolg erfechten müssen.

Dazu war es aber in der That nicht fähig.

Im Felde war es Meister: einige Scharmützel fielen günstig genug aus; auch ward in den Befestigungen von Pesth Bresche geschossen. Als es nun aber (nachdem ein erster Versuch mißlungen) zum ernstlichen Sturm kommen sollte, weigerten sich die Landsknechte, denselben anzutreten. Sie fragten, ob man sie mit dem Sturm bezahlen wolle, und machten Miene, Kriegsräthe und Pfennigmeister mit ihren Wehren zu überziehen und in die Eisen zu schlagen: ja sie drohten, sich an dem obersten Feldhauptmann, dem Churfürsten, selbst zu vergreifen[2]).

Es mag sein, daß Joachim II keine besonderen militärischen Talente besaß: sein Charakter, wir wir ihn oben wahrnahmen, sollte dies fast von vornherein vermuthen lassen: unter diesen Umständen, bei diesen Mängeln hätte aber schwerlich auch der begabteste Anführer etwas ausgerichtet.

Nachdem er sich mit den Kriegsräthen noch einmal besprochen und eine Winterbesatzung angeordnet hatte, trat er den Rückzug an; die Unternehmung mußte als vollkommen gescheitert betrachtet werden.

Während dergestalt gegen die Osmanen eine Niederlage nach der andern erlitten wurde, war auch die andre Feindseligkeit, die französische, in volle Flammen ausgebrochen.

An den verschiedenen Hofhaltungen der östreichischen Geschwister hatte man, gleich nachdem jene Unterhandlungen des Jahres 1540 aufgegeben worden waren, den wiedererwachenden Haß der Fran-

1) Schreiben des Alexius Thurzo vom 26. Juli, Berl. Arch.

2) Schreiben des Churfürsten aus dem Lager gegen Ofen 27. Sept., 9. Oct. Die Nachrichten des Jovius sind ganz irrig.

zosen bemerkt. Schon im September dieses Jahres sagt Königin Maria in einem ihrer Briefe von ihnen, sie seien so sehr vom Satan besessen wie jemals[1]). Höchst widerwärtig waren dem Kaiser die Einwirkungen Franz' I auf den Zusammenkünften zu Worms und Regensburg gewesen: er schrieb demselben den Abfall des König-Woiwoden Johann in seinen letzten Tagen zu. Die unmittelbaren wechselseitigen Beziehungen zwischen Beiden waren jedoch noch immer freundschaftlicher Art.

Da ereignete sich, daß zwei französische Bevollmächtigte, der eine ein Italiener, Cesar Fregoso, welcher nach Venedig, der andre ein schon länger in französische Dienste übergetretener Spanier, Anton Rincone, welcher nach Constantinopel bestimmt war, als sie durch die Lombardei den Po hinabfuhren, und zwar ohne sicheres Geleit, mit Verbannten umgeben, von spanischen Truppen, die in Pavia garnisonirten, überfallen und ermordet wurden. Jedermann schrieb die That dem Marchese Guasto zu, der damals die kaiserlichen Truppen in Mailand befehligte; er selbst jedoch leugnete sie ab und erbot sich, Untersuchung und Urtheil dem Papst anheimzustellen[2]).

Dem König aber genügte das nicht. An allen Höfen erhob er die bittersten Klagen; die Ausdrücke, deren er sich bediente, ließen an seinem Entschluß, sich mit den Waffen Genugthuung zu verschaffen, nicht zweifeln. Während der Unternehmung von Algier hielt er sich noch ruhig: einem kaiserlichen Gesandten, der deshalb zu ihm geschickt worden war, hatte er dies ausdrücklich versprochen; gleich darauf aber begannen die ernstlichen Demonstrationen. Eine Stadt des Königs Ferdinand, Marano, ward im Namen des Königs von Frankreich überfallen und eingenommen. Aehnlichen Versuchen kam man in den Niederlanden und in Neapel auf die Spur. Die Küsten von Genua und die Gebirge von Navarra sahen sich zugleich bedroht. Fünf Armeen wurden in Frankreich ausgerüstet. Allenthalben erhoben sich Bundesgenossen des Königs.

Vor allem war, trotz jener Ermordung der Gesandten, mit den Osmanen abgeschlossen worden; man glaubte allgemein, ihre Flotte würde einer Unternehmung auf Spanien zu Hülfe kommen[3]).

1) Endiablés. Bei Bucholtz IV, 396.

2) Bei Bellay IX (Coll. univ. XX, p. 309 sq.) finden sich die zwischen Bellay und Guasto hierüber gewechselten Schriften. In Spanien meinte man, die beiden Gesandten haben nur gefangen genommen, nicht getödtet werden sollen.

3) Dandolo Relatione di 1542: Mi fu affermato da persona ben

Dann hatte sich, durch die Ansprüche, die der Kaiser zu Gunsten des pfälzischen Hauses auf Dänemark erhob, Christian III bewogen gefühlt, mit Frankreich in Bund zu treten. Im Jahre 1541 ward eine Uebereinkunft zwischen beiden Mächten, zunächst auf 10 Jahre, getroffen, worin Dänemark unter anderm versprach, den Sund für die Feinde von Frankreich zu schließen, die Franzosen dagegen wegen des daher zu erwartenden Ausfalls an den Zolleinnahmen sich zu einer doppelt so großen Hülfleistung anheischig machten, als die war, zu welcher sich die Dänen verpflichteten [1]).

Das Interesse Dänemarks war nicht minder das von Schweden. Bei der letzten Erhebung der schwedischen Bauern, behauptete wenigstens der kaiserliche Agent, sei der Wunsch derselben dahin gegangen, daß sich der Kaiser an ihre Spitze stellen möge. Gustav Wasa erbot sich, außer der gegenseitigen Unterstützung, welche man verabredete, ein Landheer und eine Flotte bereit zu halten, deren sich der König von Frankreich, zu welcher Unternehmung er immer wolle, bedienen könne. Franz I sagt ihm dafür „unsterblichen Dank" [2]).

Es war nicht möglich, worüber man eifrig unterhandelte, England in diesen Bund zu ziehen. Desto mehr nahm man Bedacht Schottland festzuhalten. „Dem allerchristlichsten König zu Ehren" versprach Gustav Wasa den Schotten mit 8000 M. zu Hülfe zu kommen, sobald sie von einer fremden Macht angegriffen werden sollten.

Endlich war der König auch mit dem Herzog von Cleve, obwohl dieser im Grunde ihm Geldern entrissen hatte, wegen seiner Opposition gegen den Kaiser in engen Bund getreten. Unmittelbar nachdem die Unterhandlungen des Kaisers sowohl mit Frankreich als mit Cleve abgebrochen worden waren, schon im Juni 1540, hatte der König dem Herzog Eröffnungen machen lassen [3]); es war nicht allein ein Bund zur Gegenwehr, sondern auch eine verwandtschaftliche Verbindung beider Häuser beschlossen worden; im April 1541 war dann der Herzog nach Frankreich gereist und hatte sich mit der Prinzessin

intelligente, che con questo fundamento si andarebbe a far la guerra in Ispagna, per lo ajuto che si avrebbe da tale armata del Turco. Kaiser Carl setzt dies in seinen Briefen voraus.

1) Fontainebleau 19. Nov. 1541. Du Mont IV, II, 216. Cragius 232.

2) Ligue offensive et défensive. Ibid. 230.

3) Instruction des Herzogs Wilhelm für Joh. Gogreff und Heinrich v. Wachtendonk, Düsseldorf 20. Juni 1540 (Archiv zu Düsseldorf).

Johanna von Navarra verlobt. Die Abrede war, daß der Erstgeborne aus dieser Ehe dereinst Navarra und Cleve vereinigen solle. Es läßt sich fragen, ob es den Franzosen damit vollkommen Ernst gewesen ist (wenigstens die Prinzessin leugnete später ihre Einwilligung ab), für den Augenblick aber war ihnen der Bund auf jeden Fall in hohem Grade erwünscht. Ohne Zweifel glaubten sie sich eine neue Einwirkung auf Deutschland versprechen zu können, da sie Gerechtsame verfochten, die mit den Interessen so vieler deutscher Fürsten, denen die Vermehrung der niederländischen Macht des Kaisers nicht angenehm sein konnte, zusammentrafen. Wir haben gesehen, wie viel Mühe, welche Concessionen es dem Kaiser kostete, die dahin zielenden Verbindungen entweder zu zerstören oder zu verhindern. Und noch war es ihm nicht völlig gelungen. Aber auch ohnedies war die clevische Allianz schon aus militärischen Rücksichten für Franz I von Wichtigkeit. Einem französischen Angriff auf die Niederlande konnte nur immer ein clevischer entgegen kommen. Der clevische Gesandte, Gogreff, zählte dem König die festen Plätze auf, von wo es leicht sein werde, die Niederlande anzugreifen: — Zütphen gegen Utrecht, Hardwik gegen Friesland und Holland: Tyel gegen Brabant: Sittard gegen Limburg. Dazu kam, daß der König nun ohne alle Mühe so viel Truppen aus Deutschland ziehen konnte, wie er nur wollte. Die holsteinische Reiterei, die ihm der König von Dänemark zuschickte, nahm ihren Weg durch Cleve[1]).

Leute, die sich damals am französischen Hofe aufhielten, behaupteten, es sei nicht eigentlich Kriegslust gewesen, was den König vermocht, im Juli 1542 zu den Waffen zu greifen: er würde vorgezogen haben, die Vergnügungen des Hofes zu genießen; aber nachdem er so oft gedroht, und nun diese großen Vorbereitungen gemacht hatte, habe er selbst nicht wieder zurückziehen können. Wie dem auch sei: es geschah[2]). Einen günstigeren Augenblick konnte er nicht finden.

Zwei französische Heere erschienen im Feld, von denen des eine unter dem Dauphin die spanischen Grenzen angriff und vor Perpignan lagerte, das andere unter dem Herzog von Orleans sich gegen

1) Joa. Servilii Geldrogallica conjuratio, alter Druck von 1542, wiederholt bei Freher III, 313. Er meint, wohl eigentlich von einem Geldroturco-gallischen Lärmen reden zu müssen; da würden aber immer noch die Dänen fehlen.

2) Dandolo Relatione di Francia 1542.

Luxemburg wandte. Sie richteten fürs Erste noch wenig aus. Dazu diente nun doch die Anwesenheit des Kaisers in Spanien, um alle Kräfte zur Vertheidigung der Grenzen zu vereinigen; Luxemburg ward genommen und wieder verloren. Das Meiste leistete noch Martin von Roßheim, der mit einer clevisch-dänisch-französischen Schaar in die Niederlande einbrach, und wenn er auch die großen Städte nicht einnahm, vor denen er erschien, doch einen allgemeinen Schrecken verbreitete.

Um vieles gefährlicher entwickelte sich nun aber der Krieg im nächsten Frühjahr.

In den nordischen Gewässern schlugen sich dänische und holländische Schiffe; die Dänen konnten nicht immer von den Küsten der Niederlande abgehalten werden. Das Scheitern einer Unternehmung, welche sie auf Walcheren machten, schreiben die Chronisten einer unmittelbaren göttlichen Hülfe zu. Indeß erneuerte Martin von Roßheim seine Unternehmungen; jetzt gelang es ihm, Amersfoort zu besetzen, eine treffliche Station für seine Plünderungszüge. Auf einer dritten Seite griff Franz I, nachdem sein Adel schon viele kleine glückliche Einfälle gemacht, Ende Mai 1543 die Niederlande an; neben manchen andern Plätzen eroberte er Landrecy, das er sogleich zu befestigen Sorge trug, so daß man es schon im Juli zu vertheidigen vermochte. Es konnte ihn wenig kümmern, wenn dagegen auch niederländische Schiffe zuweilen in die Garonne einliefen und etwa ein paar Glocken aus französischen Kirchen mit sich nach Seeland führten.

Zugleich hatte sich auch der ungläubige Verbündete des Königs, der Sultan Suleiman, zu einem neuen Angriff aufgemacht. Am 23. April verließ er Adrianopel, in aller jener Pracht, welche den Aufbruch zu einem heiligen Krieg bezeichnet, und erfüllt von den kühnsten Hoffnungen. „Ibrahim", sagte der Wesir Rustan den Gesandten König Ferdinands, „hat Wien mit dem Finger angerührt, ich will es mit beiden Händen ergreifen."

Es gab einen Punkt, wo sich diese Angriffe gleichsam die Hände boten. In Marseille wartete ein Heer, das man das von der Levante nannte, unter dem Herzog Enghien, nur auf die Ankunft der türkischen Flotte, um den noch uneroberten Theil von Piemont, das feste Nizza, anzugreifen.

Unter diesen Umständen durfte der Kaiser nicht einen Augenblick länger in Spanien verweilen; glücklicherweise konnte er es ruhig verlassen, da die Stände von Aragon sich nach längerer Weigerung eben jetzt bequemten, seinen heranwachsenden Sohn als seinen Nachfolger anzuerkennen. Er eilte, um vor der Ankunft der türkischen Flotte in den diesseitigen Gewässern nach Italien zu gelangen.

Hier nun kam alles auf sein Verhältniß zum Papst an.

Man kann wohl erachten, daß dies, seitdem jene Wege, die der Papst empfohlen, verlassen und entgegengesetzte eingeschlagen worden, die in die größten Gefahren zu stürzen drohten, nicht sehr vertraulich sein konnte. Der Papst verheimlichte nicht, daß er den Ehrgeiz des Kaisers fürchte. Der französische Gesandte erstaunte, wie lebhaft noch im Jahre 1541 bei einem Gerücht, der Kaiser sei gestorben, am römischen Hofe der Wunsch hervortrat, daß es sich bestätigen möge[1]). Aber auch mit König Ferdinand war der Papst in Mißhelligkeiten: der Nuntius eilte zuweilen die Gespräche mit ihm abzubrechen, wenn sie zu bitter werden wollten[2]). „Seine Würde in Ehren", sagt Königin Maria in einem ihrer Briefe, „aber ich halte den Papst für so französisch, als ein Franzose sein könnte."

Zwar arbeitete Paul III unaufhörlich an der Herstellung des Friedens zwischen dem Kaiser und dem König: er schmiedete, wie ein Nuntius sagte, kein andres Eisen; aber die Art und Weise, wie er dies that, war den Kaiserlichen verhaßt. Er empfahl dem König wohl Verzichtleistung auf seine mailändischen Ansprüche. Wenn er aber hinzufügte, er für seine Person würde nichts lieber sehen, als daß Mailand an Frankreich gelange: für den apostolischen Stuhl, ja für ganz Italien, würde dies besser sein: so konnten diese Vorstellungen wohl das nicht wirken, was sie angeblich wirken sollten[3]).

Umsomehr setzte sich bei dem Kaiser die Meinung fest, der Papst hege eine unbillige Vorliebe für Frankreich.

Dazu kam unerwarteter Weise die Sache des Conciliums. In Regensburg, dann in Lucca war davon die Rede gewesen; doch schien alles noch in weitem Felde zu sein, als der Papst im Anfang

1) Monluc bei Ribier I, 557.

2) Ruppi il ragionamento. Lettera di Hieronymo Verallo al Cl Farnese.

3) Negotiato di lega e di pace fra l'imperatore Carlo V e Francesco re di Francia proposto di Monsr Ardinghello. (Bibl. Corsini zu Rom nr. 443.)

des Jahres 1542 auf einmal Ernst damit machte. Auf dem damaligen Reichstag in Speyer ließ er den versammelten Ständen eine ganze Reihe von Plätzen nennen, wohin es berufen werden könne. Auf den Wunsch der Mehrheit der Reichsstände, die sich, eben nachdem die Declaration von Regensburg bekannt geworden war, in unwilligen Aeußerungen über die Politik des Kaisers erging und in Widerspruch mit der protestantischen Minderheit stand, die überhaupt kein von dem Papst berufenes Concilium wollte, wurde Trient festgesetzt; bereits im Mai erging die Bulle der Berufung auf nächsten ersten November. Darin sah sich nun aber der Kaiser auf gleichem Fuß mit dem König von Frankreich behandelt; von ihren Streitigkeiten ward die Verzögerung hergeleitet, ohne daß zwischen ihnen ein Unterschied gemacht worden wäre. Er fand diese Fassung ungerecht, ja beleidigend. In einem Schreiben an den Papst gab er sie geradezu der ihm entgegengesetzten, französisch gesinnten Faction im Cardinalscollegium Schuld, durch welche der König alles ausrichten zu können sich rühme. Das Ausschreiben traf eben in die Zeit, in welcher jene französischen Angriffe auf die kaiserlichen Gebiete gemacht wurden, und da bald darauf eine Anmahnung zum Waffenstillstand unter Androhen kirchlicher Strafe folgte, so meinte der Kaiser, es sei darauf abgesehen, daß er die Plätze, die etwa in die Hände der Franzosen fallen würden, ihnen bis auf Weiteres überlassen werde. In der Ankündigung des Conciliums sah er unter diesen Umständen eine Feindseligkeit gegen sich und sein Haus, eine Begünstigung des Königs von Frankreich [1]). Das geschah aber in einem Augenblick, in welchem die Verbindungen Suleimans mit Franz I ohne alles Hehl hervortraten. Der Kaiser stellte vor, daß er die Christenheit gegen den Erbfeind vertheidige und sein Gegner eben mit diesem in Verbindung stehe: indem er eben nach Deutschland zu gehn und an dem Kriege in Ungarn Theil zu nehmen gedacht, habe ihn dieser ohne Verwarnung auf allen Seiten überfallen und bringe ihn in die größte Gefahr; er forderte den Papst auf, den König nicht länger zu behandeln wie der Vater im Evangelium den verlornen Sohn, was doch zu nichts führe, sondern zu thun, was er sich selber und dem apostolischen Stuhle schuldig sei, und sich ernstlich gegen ihn zu erklären [2]). Statt dessen schickte der Papst, festhaltend an seiner

1) Ich entnehme diese Notiz aus den Commentaires de Charles Quint p. 65.

2) L'empereur au Pape Paul 28. Août. Pap. d'ét. du Card. Gran-

Neutralität, einen Legaten, wie an den König so an den Kaiser, um den Frieden herzustellen. Der Kaiser gerieth in heftige Aufwallung: „Nicht auf unsrer Seite", antwortete er, „muß man den Frieden suchen; wir sind der betrogene, angegriffene, mißhandelte Theil; wir können nicht unterlassen, wozu unsre Pflicht uns zwingt." Er nöthigte den Legaten auf der Stelle zurückzugehn, und wiederholte nur sein voriges Gesuch[1]).

Um auch seinerseits den Papst seinen Unwillen fühlen zu lassen, verordnete er, daß fortan kein Fremder eine Pfründe in den spanischen Königreichen besitzen oder eine Pension daher ziehen solle[2]). Als er in Italien anlangte, ließ er dem Peter Ludwig Farnese, der ihm nach Genua entgegenkam, nur eine schlechte Aufnahme zu Theil werden. Eine neue Zusammenkunft in Bologna, die der Papst ihm antrug, schlug er ab; nur unmittelbar auf seinem Wege, etwa in Parma, wollte er sie annehmen. Den Cardinälen schien es nicht sehr ehrenvoll, darauf einzugehn. Das Motiv, das sie am Ende dazu bewog, bestand in der Betrachtung, daß sonst das Gerücht, als stehe der Papst schlecht mit dem Kaiser, allgemeinen Glauben finden werde[3]).

Ueberdies aber erhob sich auch ein Gedanke, der noch einmal sogar eine enge Vereinigung zwischen dem Papst und dem Kaiser möglich erscheinen ließ.

Der Vorschlag wurde gemacht, daß der Kaiser gegen eine bedeutende Geldsumme, die ihm zu seinen Kriegsunternehmungen besser als je zu Statten gekommen wäre, seinem Eidam, dem Enkel des Papstes, Ottavio Farnese, Mailand überlassen möge[4]). Eine ähnliche Abkunft traf der Kaiser so eben mit dem Herzog von Florenz, Cosimo Medici, dem die von den Spaniern noch besetzten Festungen

velle II, 634. Von demselben Datum und in verwandtem Sinn ist ein Schreiben an seinen Bruder, das bei Altmeyer 454 excerpirt ist.

1) Schreiben des Papstes vom 26. Aug. Antwort des Kaisers vom 29. Sept. 1542: Susmes circonvenuz, provocquez, assailliz, oultraigez, grevez, — ne pouvons (si ne voulons estre ennemys de nous mesmes et de noz roiaulmes) délaisser de faire ce que nous susmes tenuz. Pap. d'ét. de Gr. II, 647.

2) Sandoval II, 431.

3) Literae Sadoleti bei Rainaldus.

4) Panvinius sagt: Pontifici Mediolanensem principatum cupienti per ambages obtulit. Nach Granvella sollte es scheinen, als sei der Antrag von den Farnesen gekommen.

seines Landes gegen eine Zahlung von 150000 Scudi überliefert worden. Die päpstlichen Verwandten boten 300000 Sc. an. Ihre Gedanken gingen sehr ins Weite. Der Papst soll die Absicht gehabt haben, seine Enkelin mit dem Erben von Piemont zu vermählen[1]). Mit Parma und Piacenza hätte das Geschlecht der Farnesen das Herzogthum Mailand, Piemont und Savoyen verbunden.

Es ist unleugbar, daß bei der Zusammenkunft zwischen Papst und Kaiser, die am Ende in Bussetto, unfern Parma, Statt fand, 24. Juni 1543, hierüber unterhandelt worden ist: wir wissen es aus dem Munde Granvella's: aber man konnte sich nicht vereinigen.

Der Papst fürchtete die Ränke der Spanier: höchst verdächtig kam ihm der Vorbehalt der Schlösser von Cremona und Mailand vor, auf welchen auch die bestanden, welche die Sache am meisten beförderten: er glaubte, man werde ihn um sein Geld betrügen und dann verlachen.

Noch viel weniger aber konnte der Kaiser ernstlich darauf eingehn. Einer seiner geschicktesten Diener, Diego de Mendoza, führte ihm zu Gemüthe, daß seine Macht in Italien auf dem Besitz von Mailand beruhe, seine ganze Autorität in Gefahr gerathe, wenn er es aufgebe. Und wem wolle er es überlassen? Eben dem, der ihm unter allen Menschen den meisten Schaden gethan, der die Franzosen und demnach auch die Türken gegen ihn in die Waffen gebracht habe[2]).

Genug, man ging unvereint, ja unvertragen aus einander. Dem Kaiser machte es den bittersten Eindruck: den Osmanen gegenüber dieses gar nicht beizulegende, immer neu aufflammende weltliche und geistliche Zerwürfniß, und dazwischen alle diese auf den eigenen Vortheil gerichteten Bestrebungen von Machtvergrößerung, von denen er freilich selber nicht frei war. „Ich sehe wohl", rief er eines Tages aus, „wir müssen noch alle Türken werden, aber ich will der letzte sein."

Ein Gespräch mit dem Nuntius, der ihn begleitete, über neue

1) Dandolo (Rel. di Francia) versichert, man sei einmal in Frankreich sehr ungehalten gewesen über Unterhandlungen des Papstes zu Gunsten des Herzogs von Savoyen, „col quale gli voleva dar la nipote."

2) Bei Sandoval II, 433.

Begünstigungen, die den Franzosen gewährt worden, schloß er mit dem Wort, das die Summe seines Unmuths enthält: Geduld.

Wollte er in dem großen Kampfe, der ihm bevorstand, nicht allein stehn, so mußte er sich an eben Die wenden, gegen die er im Jahre 1540 die Waffen ergreifen zu müssen dachte, an England und die deutschen Protestanten.

Betrachten wir, in welchem Zustand er namentlich die Letzteren fand.

Siebentes Capitel.

Irrungen der protestantischen Fürsten; Unternehmung gegen Braunschweig 1542.

Indem sich die europäische Welt noch einmal in zwei große Parteien spaltete, alle alten Feindseligkeiten sich aufs neue gegen das Haus Oestreich entluden, — gewann eine Macht, wie die protestantische, die über stattliche Mannschaften zu verfügen hatte und auf deren Haltung der Friede in Deutschland beruhte, eine noch stärkere allgemeine Bedeutung, als sie ohnehin besaß.

Mochten die Evangelischen auch die Osmanen verabscheuen, — wie denn das Gefühl eines Gegensatzes der Christenheit gegen den Islam, durch Luther angeregt, in ihnen besonders lebendig war, — und aus reichsständischer Pflicht Annäherung an den König von Frankreich vermeiden, so kam ihnen doch in der Theilnahme von Dänemark, das zu ihrem Bunde gehörte, und von Cleve, dessen Rechte zum Theil auch sächsische Rechte waren, das antiöstreichische Interesse besonders nahe: durch diese entfernteren Bundesgenossen waren sie gleichsam schon mit ergriffen und verwickelt.

Welche politische Haltung sie annehmen würden, mußte nicht allein für die Vertheidigung des Kaisers, sondern, sei es nun daß sie sich seinen Gegnern oder ihm selber anschlossen, für den Fortgang ihrer eignen Angelegenheiten von durchgreifendem Einfluß werden.

Nun sehen wir aber hier nicht eine centralisirte Macht vor uns, deren Bewegungen von der Einheit Eines Willens ausgegangen wären; sondern mehrere gleich berechtigte und gleich starke Fürsten, unter denen Keiner ein anerkanntes Uebergewicht besaß, haben hier zu entscheiden. Wir müssen, um die Motive ihres Verfahrens, ihre

Lage überhaupt zu erkennen, den vornehmsten unter ihnen und deren Begegnissen einen Schritt näher treten.

Dann aber beginnen wir mit der Betrachtung, die sich uns wohl schon früher aufgedrängt, welche Schwierigkeit für die Durchführung der reformatorischen Gedanken, deren letztes Fundament ein religiös-moralisches war, darin lag, daß die Vorfechter desselben, an die man den Anspruch machte, diese Principien in ihrem Leben darzustellen, das doch keineswegs immer leisteten. Sie waren Kinder einer rohen mit Gewaltsamkeit und Fehde erfüllten Zeit: kräftige Naturen, aber ihrer Leidenschaften wenig Meister.

In den Zeiten, in denen wir stehen, war ein Ereigniß vorgekommen, welches diesen Widerstreit recht augenscheinlich zu Tage brachte.

Wir kennen den freudigen Landgrafen, seine unermüdliche, von innerem Leben getragene Thätigkeit, wie in seinem Lande so in den allgemeinen Angelegenheiten, die Kühnheit seiner Entschlüsse, die rasche Entschiedenheit, mit der er sie ausführte: wir wissen, wie er sich von der Wahrheit der neuen Lehre fast mit theologischer Gelehrsamkeit überzeugt hatte, wie fest er daran hielt, wie gewaltig er derselben dann nach allen Seiten hin Bahn eröffnete. Allein wir erinnern uns auch, daß er der Genossenschaft des Glaubens und der Politik, der er angehörte, durch übereiltes Zufahren, z. B. in den Packischen Händeln, zuweilen auch Schaden gethan, üble Nachrede zugezogen hat. Etwas weit Schlimmeres aber, ganz persönlicher Art, ereignete sich jetzt. Von sinnlich derber Natur, häufig auf Reisen und in Gesellschaften, wo man zu spielen und zu zechen liebte, niemals geübt sich selbst zu beherrschen, ohne Zweifel religiös ergriffen, aber darum noch nicht moralisch gebildet, wie er war, verfiel er dann und wann in grobe Ausschweifungen. Seine Gemahlin, mit der er sich in sehr frühen Jahren vermählt, erweckte ihm durch körperliche Uebelstände und unangenehme Gewohnheiten eher Widerwillen. Indem er ihr nun aber untreu wurde, fühlte er sich als ein guter evangelischer Christ in seinem Gewissen bedrängt: er glaubte sich der höchsten Versöhnung, die ihm die Kirche darbot, des Genusses der Eucharistie enthalten zu müssen, wie sehr er auch in seiner Seele darnach Verlangen trug; aber diese Entsagung machte seinen Zustand nur ärger. Er dachte oft, indem er das Schwert für die evangelische Kirche, für das Wort Gottes zog, wenn ihn eine Kugel treffe, fahre er doch zum Teufel.

In diesem Zustand lernte er am Hofe seiner Schwester zu

Rochlitz ein junges Fräulein kennen, Margaretha von der Saal, die seine ganze Neigung fesselte, aber von ihrer Mutter geleitet, seinen gesetzmäßigen Werbungen so vielen Widerstand leistete, daß er auf einen höchst außerordentlichen Gedanken gerieth[1]).

Wir erinnern uns, wie bei dem ersten Wiederbekanntwerden des alten Testamentes von Einigen die Verbindlichkeit der Monogamie bezweifelt wurde. Luther sprach sich dahin aus, daß diese Verbindlichkeit kraft der bürgerlichen Gesetze bestehe, wenn er sie auch allerdings durch keinen Spruch der Schrift als ein göttliches Gebot nachzuweisen vermöge. An einer Stelle in der Erklärung der Genesis, worin dies besonders mild ausgedrückt war, hielt jetzt der Landgraf fest. Sein Prediger und Beichtvater, Dionysius Melander, der selbst manche ungewöhnlichen Verhältnisse durchgemacht, bestärkte ihn darin, statt ihn abzuhalten. Genug, Philipp faßte den Gedanken, Margarethen in aller Form zu seiner zweiten Gemahlin zu machen.

Die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der er in dieser Sache verfuhr, mildert doch den Fehler wieder, den er beging.

Vor allem kam es auf die Einwilligung seiner Gemahlin Christine an. Sie gab dieselbe auf dem Schloß Spangenberg, am 11. December 1539, in einer förmlichen Urkunde, mit Vorbehalt, wie sich versteht, aller ihrer übrigen Rechte und der Rechte ihrer Kinder, die ihr denn Philipp feierlich gewährleistete.

Nicht weniger aber lag ihm an der Billigung seiner Glaubensgenossen; erst durch die Beistimmuug Luthers und Melanchthons, in deren Urtheil nach dem göttlichen Wort er die dispensirende Gewalt der alten Kirche sah, glaubte er in seinem Gewissen vollkommen sicher zu werden. Sie erschraken, wie man sich denken kann, als ihnen dieser unerwartete, unerhörte Antrag geschah: wohl sahen sie voraus, welch böser Ruf ihnen und ihrer Lehre aus einem solchen Zugeständniß entspringen werde; aber so dringend waren die Aufforderungen des Landgrafen, mit so ernstlichen Betheuerungen einer ganz unabänderlichen Nothwendigkeit verknüpft, und so gut berechnet auf Gesinnung und Stimmung der beiden Gelehrten, daß diese sich endlich, wiewohl nicht als vor der Welt, sondern als vor Gott, und nur unter der Bedingung des tiefsten Geheimnisses, zu einem Beichtrath entschlossen, in welchem sie zwar nochmals alle ihre Gegen-

1) Vgl. Seckendorf Excurs (de digamia Landgravii narratio accurata, III p. 277). Strobel Beiträge z. Lit. des 16. Jahrh. II.

gründe wiederholten, so daß ihre Schrift wie eine Abmahnung aussieht[1]), aber zuletzt doch ihre Einwilligung nicht versagten.

Nun war aber hiebei nicht allein von Religion und Moral, sondern auch von Recht die Rede. Erst kurz vorher war Bigamie in der peinlichen Halsgerichtsordnung als eins der schwersten Verbrechen verpönt worden[2]), und der Landgraf fürchtete, daß das Reichsgericht und der Kaiser in dieser seiner zweiten Ehe neuen Anlaß zu einem rechtlichen Verfahren gegen ihn finden würden. Um sich hiegegen zu sichern, ersuchte er den Churfürsten, ihr Vertheidigungsbündniß auf den Fall zu erstrecken, daß er um dieser Sache willen angegriffen werde; wogegen auch er ihn in allen Fällen, die noch nicht in dem schmalkaldischen Bündniß begriffen seien, unterstützen wolle. Erinnern wir uns, wie viel daran lag, daß der Landgraf die sächsischen Interessen in der clevisch-geldrischen Sache zu den seinen gemacht, dem Herzog von Cleve den Schutz des schmalkaldischen Bundes bewilligt hätte. Aber auch durch diese großartige Aussicht ließ sich der ordnungliebende, legale, gesetzte Churfürst nicht bewegen, den Vorschlag anzunehmen. Er bat vielmehr seinen Bundesgenossen, von einem Vorhaben abzustehn, welches ihre Kirche beschimpfen werde, sei ihm das aber schlechterdings nicht möglich, die Sache wenigstens in das tiefste Geheimniß zu begraben. Wofern er dies halte, habe er ja ohnehin nichts zu fürchten[3]).

Hierauf vollzog der Landgraf, im März 1540, die neue Ehe zu Rothenburg an der Fulda: wie er in dem Instrumente sagt, deshalb insgeheim und in aller Stille, „weil es ungewöhnlich sei, obwohl nicht unchristlich, noch unerlaubt, zwei Frauen zu haben."

Allein wie bald ward sein Geheimniß öffentlich bekannt. Und zwar nicht allein, weil Dinge dieser Art überhaupt nicht verschwiegen bleiben — das Gerücht ging dies Mal eher irre —, sondern zunächst, weil auch noch ein dritter Hof, der albertinische Herzog Heinrichs zu Dresden, sich um die Sache bekümmerte.

Es schien, als wollte man sich dort der Landgräfin annehmen, die eine Prinzessin dieser Linie war. Als die Mutter des Fräuleins

1) 10. Dec. 1539. De W. V, 236. C. Ev. III, 850.

2) Art. 121, nach den Canonisten und im Gegensatz gegen die Bambergische Constitution, welche Bigamie für nicht capital erklärt. Gerstlacher Handbuch der Reichsgesetze Bd. XI, II, p. 2669. Malblank Geschichte der P. Gerichts-Ordnung p. 207. Uebrigens hatte der Landgraf die P. HGO. schon 1535 selbst in seinem Lande eingeführt.

3) Seckendorf p. 279.

nach Sachsen zurückkam, ward sie von ihrem Gute an den Hof geholt und gleichsam peinlich befragt. Um ihre Ehre zu schützen, legte sie die Schriften vor, mit denen sich der Landgraf bei ihr selbst gerechtfertigt hatte. Hierauf erhob sich aber ein noch viel lauteres Geschrei, wie über das unerhörte, ärgerliche Beginnen des Landgrafen, so auch über den Churfürsten, den man für einverstanden hielt und dem man auch den Beirath der Theologen zur Last legte. Johann Friedrich war ganz erstaunt und entrüstet[1]). Er glaubte dort auch nach der geschehenen großen Veränderung wieder den üblen Willen wahrzunehmen, der unter der frühern Regierung vorgewaltet. Bittere Schriften wurden gewechselt: Botschafter gingen von einem Hoflager nach dem andern: Tagsatzungen wurden gehalten; der Landgraf erklärte endlich, das Geheimniß sei ihm unerträglich: er wolle und müsse desselben überhoben werden.

Melanchthon war auf der Reise nach Hagenau begriffen, als diese Dinge ins allgemeine Gespräch kamen. Er war nicht stark genug, um die Mißbilligung jenes Beichtraths, den er mit Luther ausgestellt, die er von allen Seiten vernahm, zu ertragen. Die schmerzlichen Gedanken, die er sich darüber machte, warfen ihn in Weimar aufs Krankenlager und man glaubte seine Genesung nur der kräftigen Zusprache, dem Gebete Luthers zu verdanken. Luther, aus stärkerem Stoffe gebildet, erhob sich auf einen Standpunkt, von welchem er die Sache ruhiger ansah. Es sei ein Unterschied, sagte er, was in den Nöthen des Gewissens vor Gott möge nachgegeben werden, und was in äußerlicher Ordnung auf Erden recht sei. Würde der Landgraf den Rathschlag offenbaren, so würde er sich aus göttlichem Gericht in menschliches begeben, wo ihm damit nicht geholfen werden könne. Er bat ihn um Gottes willen, seine Feder nicht rege zu machen[2]).

Was man nun aber auch sagen oder verschweigen mochte, so wurde die Sache überall ruchtbar. Im Sommer 1540 findet man ihrer schon in weiter Ferne in ganz gewöhnlichen Privatbriefen erwähnt.

Und wie hätte sie nun nicht den größten Anstoß erregen sollen!

1) Schreiben Johann Friedrichs an Philipp Dienstag Viti 1540. Seinen Räthen befiehlt er, dem Landgrafen keinen Beistand zu leisten: „Dieweil dies ein groß vast unerhort werk; hette es von den Theologen gerathen wer da wolt, so wäre es vor ein recht gegen der welt zu verteidingen unmüglich.“

2) Bei Rommel II, 414.

„Wer hat in langer Zeit", schreibt Joachim II, der eben mit der Abfassung seiner Kirchenordnung beschäftigt war, „jemals von einer thörichtern Sache gehört." Er meint, es müsse dem Teufel viel Arbeit gekostet haben, um dem Evangelium einen solchen Klotz in den Weg zu werfen[1]).

König Ferdinand soll gesagt haben, er sei eine Zeitlang der evangelischen Lehre sehr geneigt gewesen, doch habe diese Sache eine andere Meinung in ihm erweckt.

Und wer könnte die Wirkung ermessen, welche ein Aergerniß dieser Art, das aus der Partei hervorging, die in vorzüglichem Grade christlich zu sein behauptete, auf die Stimmung der Gemüther in aller Welt hervorgebracht hat?

Auch diejenigen Sachen aber, welche unmittelbar in die Augen fielen, waren für den Fortgang der Dinge von größter Bedeutung.

Die vornehmste war, daß der Landgraf, dem man sogar von dem Mittelpunkt seiner Partei her mit Kaiser und Reich drohte (hat doch Luther selbst einmal darauf provocirt), sich dem Kaiser annäherte.

Nicht als ob der erste Grund dazu aus dieser Angelegenheit entsprungen wäre: wir wissen, wie nach dem Frieden von Cadan ein besseres Vernehmen entstand und seitdem von Lunden und Königin Maria unterhalten wurde; doch um vieles enger schloß sich der Landgraf nunmehr dem Kaiser selbst an; er sagte, er müsse Mittel suchen, um Leib und Gut, Land und Leute zu retten. Bei der Zusammenkunft zu Worms, auf dem Reichstag von Regensburg zeigte er eine unerwartete Nachgiebigkeit, er fesselte endlich seine ganze Politik durch das engste Bündniß mit dem Kaiser.

In demselben Grade mußte nun aber auch sein Verhältniß zu anderen Bundesverwandten, namentlich zu Johann Friedrich, lockerer werden.

Johann Friedrich zeichnete sich eben durch die sittlich strenge Haltung, die er beobachtete, vor allen Zeitgenossen aus.

Nicht allein seiner Gemahlin hielt er unverbrüchliche Treue, sein Hof war überhaupt ein Muster von guter Zucht und Sittsamkeit; auch sein Feldlager wußte er in dieser Hinsicht in Ordnung zu halten.

2) Am Tag Johannis Baptistä 1540. (Dessauer Archiv.)

Nie ging ein unzüchtiges Wort aus seinem Munde; eine Unwahrheit hätte er um keinen Preis ausgesprochen: auf jede seiner Zusagen konnte man sich heilig verlassen. Wir lesen in dieser Zeit so viel von geheimen Ränken, hinterlistigen Umtrieben. In Johann Friedrich war kein Falsch. Er sagte nicht allein nichts, was er nicht dachte: er dachte auch nichts, was er nicht hätte sagen dürfen. Da uns eine große Zahl seiner geheimsten Briefschaften zu Handen gekommen, so können wir mit aller Zuverlässigkeit sagen, daß von jenen weitaussehenden Planen, die man ihm zuweilen Schuld gab, nie die Rede gewesen ist. Er war zufrieden, in seinem Land hin und her zu ziehen; von der Hofhaltung zu Weimar, wo er dann und wann fürstliche Nachbarn, seine Freunde, bei sich sah, und ihnen vielleicht ein Trinkgelag veranstaltete, immer aber mit der Rücksicht, daß er nicht des andern Morgens an der Arbeit gehindert würde, — nach einer seiner Bergstädte, wo bei seinem Einzug die schönsten Erzstufen aus neu eröffneten Kuxen vor ihm hergetragen wurden, wo er dann wohl die Einwohner, Männer und Frauen, Alte und Junge, zu sich einlud und ihnen ein ländliches Fest gab, — oder nach seiner Universität Wittenberg, die er zum Theil als seine eigne Schöpfung betrachtete, da er zuerst sie fester begründet, wo unter der Jugend, die aus aller Welt zusammenströmte, auch seine Söhne studirten und die von Melanchthon gegründete Disciplin durchmachten; er versäumte nicht, den feierlichen Redeübungen beizuwohnen, in denen sie ihre Kenntnisse darlegten. Hier befand er sich in dem Mittelpunkt der Thätigkeit des Jahrhunderts und seiner eignen[1]). Von hier war die Lehre ausgegangen, deren Tiefsinn und Kraft sein einfaches ehrliches Gemüth vollkommen durchdrungen hatte. Aufrichtiger als er konnte Niemand überzeugt sein, daß diese Lehre den Inhalt des göttlichen Wortes wiedergebe und die unerläßliche Pflicht erheische, sie zu bekennen. Er spottete der Beschuldigung, die Reformation der Kirche sei von seinen Vorfahren oder von ihm um der geistlichen Güter willen unternommen worden; er meinte, das würde heißen, die Schüssel zertrümmern, um sich des Löffels zu bemächtigen; so viele Widerwärtigkeiten habe man darüber bestanden und bestehe sie noch; allein es reue ihn nicht; aus der bekannten Lehre sei nun auch alles Gute hervorgegangen, wahrhafter Gottesdienst, Besserung des Volkes,

1) Vorwort zur Dotation der Universität bei Seckendorf III, § 50, p. 142, wo denn auch „der trefflichen Geschicklichkeit" Melanchthons gedacht wird.

auch Erkenntniß des Gehorsams gegen die Obrigkeit; der schmalkaldische Bund habe eine fortwährende Ausbreitung des Evangeliums ohne Krieg noch Blutvergießen hervorgebracht. Unaufhörlich arbeitete, schrieb er dafür[1]). In den Archiven finden sich eigenhändige Aufsätze von mehreren Bogen von ihm, welche zugleich in aller Weitläufigkeit damaliger Canzleiformen, so daß er von sich selbst nicht selten in der dritten Person mit dem Prädicat churfürstliche Gnaden redet, abgefaßt sind. Die Entwürfe seiner Räthe corrigirt er von Anfang bis Ende durch und bedeckt den Rand des Papieres mit seinen Zusätzen. Und man dürfte nicht etwa glauben, daß er hierin dem Rathe seiner Theologen, namentlich Luthers, zu viel gefolgt sei. Er ist von Ehrfurcht für seinen Doctor durchdrungen: ein Blatt von ihm sei ihm lieber als ganze Bogen von andern: sein Wort dringe ihm durch Mark und Bein; er läßt den Tadel nicht gelten, der nicht selten über seine Heftigkeit erhoben wurde, denn er werde wohl weiter sehen und mehr verstehen als andre. Aber in den Geschäften giebt er ihm vielleicht weniger Gehör, als gut gewesen wäre. Nicht selten ist Luther über das Verhalten, das am Hofe beliebt ward, mißvergnügt: „mir kommen Gedanken", sagt er einmal, „von denen ich wollte, sie kämen mir nicht"[2]). Hie und da habe ich sogar zu bemerken geglaubt, daß sich in Luther selbst eine ursprünglich richtige und reinere Auffassung durch die Einwirkung des Hofes trübte.

Was den Fürsten beschränkte, war der mancherlei nachbarliche Haber, in dem er befangen war. Einer Sinnesweise wie der seinen widerspricht es nicht, daß er, sehr entfernt, nach dem Fremden und Entlegenen zu trachten, doch seine Rechte und Ansprüche, die er freilich für unleugbar hielt, mit Eifersucht behauptete. Dem Grafen von Schwarzburg, der seine Herrschaften beim Reiche zu versteuern Miene macht, schickt er unverzüglich einen Drommeter nach Arnstadt und läßt ihm ungnädige Anzeigung thun; den Erfurtern, die ihm einen Abtrag versagen, läßt er dafür das Amt Großrudstedt mit bewaffnetem Volk entreißen. Nun geschah aber, daß Streitigkeiten dieser Art nur allzu oft und allzu nah mit der Religionssache in

1) Melanchthon soll gesagt haben, der Churfürst lese und schreibe täglich mehr als er und Aurifaber, welche für die arbeitsamsten unter den Wittenberger Professoren galten, zusammengenommen. So hörte Roger Asham von Joh. Sturm. (Waitz.)

2) Luther an Justus Jonas: Aula est sapiens, et gaudet se esse actricem: — olim et ipsi vellent sese fuisse spectatores — incipio unice gaudere, nos ab aula contemni et excludi. De W. IV, 627.

Berührung kamen. Wir wissen, wie Johann Friedrich mit seinen Nachbarn, Albrecht und Georg, die den alten Glauben in Norddeutschland aufrecht zu erhalten suchten, in mannichfaltige Händel über allerlei Besitzthümer, Ansprüche, Gerichtsbarkeiten, z. B. mit dem Letztern über das Burggrafthum zu Magdeburg und das Grävengeding in Halle verwickelt war. Von Heinrich von Braunschweig fürchtet er, er hege Gedanken wie seine Altvordern, Heinrich der Stolze und Heinrich der Löwe, und trachte nach der churfürstlichen Würde von Sachsen. Mit dem Churfürsten von Brandenburg war er auch dann noch in einer Art von Eifersucht, als derselbe dem Bekenntniß beigetreten. Unter anderm erregte jene Gesandtschaft an Luther im Jahre 1541 sein Mißfallen, einmal weil er nicht gern sah, daß der wenigstens nicht geliebte Nachbar, an dessen Festigkeit er nicht glaubte, sich an seinen Doctor wendete; sodann weil er, der Landesfürst, vorbeigegangen worden; er selbst kam mit seinem Canzler herbei, um der Antwort Luthers ihre Form zu geben. In dem Verhältniß zu König Ferdinand durchkreuzten sich unaufhörlich die Sachen der Religion und der Wahl. Es versteht sich, wenn die weltlichen Interessen mit den geistlichen in Widerstreit kommen, zögert Johann Friedrich keinen Augenblick, die erstern nachzusetzen; für ihn beginnt die Gefahr erst, wenn sie zusammenstimmen, ineinanderfallen: dann gewinnt auch das Geringste für ihn eine höhere Bedeutung und er hält es mit Hartnäckigkeit fest. Wer weiß nicht, wie oft kleine, nahe, dringende Rücksichten den Blick in großen Angelegenheiten beschränken? Es ist eine der Mangelhaftigkeiten in dem menschlichen Wesen überhaupt, daß sie zusammentreffen können. Wir werden Johann Friedrich noch einmal begegnen, wo in einem großartigen Unglück alle Schlacken von ihm weggeschmolzen sind und seine religiöse Gesinnung in voller Reinheit strahlt. Damals machte sein Verfahren wohl noch den Eindruck, als wolle er „über alle Augen halten, die er im Würfelspiel geworfen"[1]). Er zeigte sich reizbar, mißtrauisch, eigensinnig und durch kleine Verhältnisse in engem Gesichtskreise befangen; die Mittel, die er ergriff, entsprachen oft mehr seiner Stimmung, als daß sie auf die Erreichung des Zieles wohl berechnet gewesen wären.

Betrachten wir nur sein Verfahren in der wichtigsten seiner An-

1) Er führt wohl einmal selbst aus, wieso er sich nicht entziehen lassen könne, wozu er sich befugt halte. Ergründete Verantwortung bei Hortleder I, IV, 9, nr. 103.

gelegenheiten damaliger Zeit, der Wiederbesetzung des im Jahre 1541 erledigten Bisthums Naumburg.

Ein Fürst, wie sein Oheim, würde wohl verstanden haben, die Domherren zu einer ihm genehmen Wahl zu vermögen. Johann Friedrich hatte sie aber durch mannichfaltige Anmuthungen geistlicher und weltlicher Natur vorlängst verstimmt, und sie wählten Julius Pflug zum Bischof, von dem sie wohl wußten, daß er ihn nicht mochte. Julius Pflug war einer der gelehrtesten Edelleute Norddeutschlands: gebildet und gemäßigt; aber er hielt an dem Wesentlichen der katholischen Ueberzeugung fest. Johann Friedrich, der ihm Schuld gab, er habe Naumburg zu dem Nürnberger Bündniß bringen wollen, erklärte, daß er ihn nimmermehr dulden werde. Mit unumwundenen Worten ließ er ihn wissen: wer es nicht mit S. churf. Gnade und ihrer Confession halte, den könne S. Gnaden nur als ihren Widerwärtigen betrachten. Die Räthe Johann Friedrichs verhehlten ihm die Gefahr nicht, die er durch einen Schritt dieser Art auf sich ziehe. Das Reich, sagte ihm Brück, den auch Luther hiebei unterstützte[1]), habe sich die bisherigen Anordnungen, von denen nur der niedere Clerus und die Klostergeistlichkeit betroffen worden, gefallen lassen, aber etwas ganz anderes sei es, nun auch die höhere Geistlichkeit, einen Bischof anzugreifen: da werde sich alles entgegensetzen, was dem Papstthum noch anhänge[2]). Der Churfürst wandte ein, auch in Dänemark, Schweden, England und dem Herzogthum Preußen habe man Veränderungen vorgenommen, der Kaiser selbst habe in Lüttich und Utrecht etwas Aehnliches gethan; es gebe keinen Potentaten, der ihn darüber angreifen werde, und das Kammergericht fürchte er nicht. Er vergaß, daß sein landesherrliches Recht so unbestritten nicht war, daß man jetzt vor allem sich hüten mußte,

1) Schreiben Luthers 24. Jan. 1541. De W. V, 331.

2) Gregor Brück an den Churfürsten Sonntag nach Erhardi 1541: „denn wiewol der papstlich Hauf bis anher hat zugesehen, das man gemeyner Pfaffen, Mönche und Nonnen halber beruhrte Verordenungen vorgenommen, so lassen sich doch verdunken, man wolle nu dergleichen der bischove halber auch furnehmen, dem wollen sie nu wehren und kais. Mt. zu Hülfe nehmen, der Kaiser und die Pfaffen möchten leicht mit Confirmirung des Papsts ein bischof setzen." Der Churfürst erklärt diese Bedenklichkeiten für „etwas weitläufig, dazu auch kleinmüthig". Brück bleibt dabei, daß der Churfürst die Sache berge und dissimulire, bis zu seiner Zeit, die nicht fehlen könne; und behalte ihm der Pfaffen Untreu zu einer Ursach christlicher Reformation zu seiner Zeit. (W. A.)

die Majorität, die schon im Zerfallen begriffen war, wieder zu vereinigen. Die Wittenberger Theologen hätten wenigstens gewünscht, daß ein Reichsfürst, z. B. Georg von Anhalt, mit der geistlichen Verwaltung beauftragt worden wäre, und Luther gab demselben das beste Zeugniß; aber Johann Friedrich fürchtete die Verbindung, in welcher Fürst Georg mit Erzbischof Albrecht stehen könnte, und zog den Licentiaten Nicolaus von Amsdorf vor, dessen Sinnesweise der seinen ohnehin entsprach. Die weltliche Verwaltung nahm er selber an sich.

Und wäre nun der neue Bischof nur auch ernstlich zu durchgreifenden Verbesserungen unterstützt worden!

Luther beklagte sich, der Hof unternehme eine Sache kühnlich: ehe sie aber noch recht ins Geleise gekommen, wenn man nur die Welt aufs neue auf sich geladen habe, rege keiner die Hand.

Natürlich erfüllte Julius Pflug das Reich und den kaiserlichen Hof mit seinen Klagen, und es spann sich dort eine neue, weitaussehende Streitigkeit an. Aber auch in der Nähe zeigten sich widerwärtige Folgen. Der meißnische Adel fühlte sich in Pflug, der einem seiner vornehmsten Geschlechter angehörte, abermals beleidigt. In einer verwandten Angelegenheit brach gleich darauf ein Hader zwischen beiden Landschaften aus, der ernsthafter zu werden drohte als jemals ein andrer.

Bei der Erbtheilung der beiden Linien im Jahre 1485 war auch der Schutz und die Hoheit über die drei Bisthümer vertheilt worden: den Albertinern war Merseburg, den Ernestinern Naumburg zugefallen; Meißen sollte beiden gemeinschaftlich sein [1]).

Im Laufe der Zeit, bei der fortgehenden Ausbildung des Territorialstaats, war nun aber geschehen, daß auch von dem Stifte Meißen ein Theil sich mehr dem einen, ein andrer dem andern Fürstenthum anschloß. Namentlich erkannte das Amt Wurzen die Hoheit der Ernestiner. Sie hatten da das Geleite der Straßen, sie em-

1) Der Theilzettel sagt: das Bisthum Meißen „soll in unsers l. Bruders, unsrer und unser beider mannlicher ehlicher leibserben samptlichen schutz, schirm, vertaidung und handhabung seyn.“ Dies war durch den Grimmaischen Machtspruch bestätigt. (W. A.)

pfingen die Beschwerden über die bischöfliche Verwaltung; ihnen ward die Heeresfolge geleistet, wie z. B. im Bauernkriege: man beobachtete ihre Landesordnungen. Allein sie mußten, wie an vielen andern Stellen, auch hier Gegenwirkungen der in der Nähe mächtigern Albertiner erfahren, und zwar umsomehr, seitdem die Religionsspaltung ausgebrochen, wo sich dann der Bischof natürlicher Weise lieber an den katholischen Fürsten hielt: Herzog Georg hatte unter andern in den letzten Jahren die Türkensteuer auch von Wurzen eingebracht.

Nun war zwar nach dessen Ableben Herzog Heinrich unter dem Einfluß Johann Friedrichs eingesetzt und befestigt worden, — nach dem Tode Heinrichs im Jahre 1541 hatte sich Johann Friedrich auch um dessen Nachfolger Moritz ein großes Verdienst erworben. Auf Antrieb seiner Gemahlin und seines allvermögenden Ministers, Schönberg, hatte nemlich Heinrich ein Testament aufgesetzt, nach welchem das Land zwischen seinen beiden Söhnen getheilt werden sollte. Eine selbstsüchtige Politik würde hierin vielleicht die Gelegenheit gesehen haben, sich über die gesonderten und daher schwächeren Stammesvettern eine fortwährende Autorität zu sichern. In dem ehrlichen Johann Friedrich kam aber ein Gedanke dieser Art nicht auf: er trug vielmehr nach Kräften dazu bei, daß Moritz in den Besitz des ungetheilten Landes gelangte[1]). All das aber führte doch noch immer zu keinem vollständig guten Verhältniß: nicht einmal bei Heinrich, der z. B. sich der Ordnung des schmalkaldischen Bundes niemals ganz unterwerfen wollte; noch viel weniger aber bei Moritz, der die alten Räthe des Herzogs Georg wieder hervorzog, und nicht gemeint war, um vergangener Wohlthaten willen, wie groß sie auch sein mochten, momentane Beeinträchtigungen zu dulden, auch nur in geringen Dingen.

Als im Jahre 1542 eine neue Türkensteuer ausgeschrieben ward, versäumte der Bischof, wie er wohl schuldig gewesen wäre, die zur Einbringung derselben angeordnete ständische Versammlung des Ernestinischen Fürstenthums zu besuchen: auf die Anforderung Johann Friedrichs gab er nur ausweichende Antworten; jetzt aber war dieser sein Recht wenigstens in Wurzen geltend zu machen entschlossen: ohne erst bei seinem Vetter anzufragen, ließ er diesen Ort im März 1542

1) Schreiben Johann Friedrichs an Philipp Dienstag in Pfingsten. Es war ein Testament zu Gunsten Augusts gemacht worden: Johann Friedrich erzählt, er habe Moritz gewarnt, sich nach Dresden zu begeben, wo er leicht verleitet werden könnte, das Testament anzunehmen. (W. A.)

mit Truppen besetzen, die Stände des Amtes versammeln und sie von seinetwegen zur Zahlung der Steuer auffordern [1]).

Hierüber aber gerieth nun die Albertinische Landschaft in Feuer und Flamme. Mit einem Theile des Adels stand der verletzte Bischof in Verbindung; ein andrer war durch die Pflugsche Sache aufgeregt; jetzt glaubten die beleidigten alten Räthe eine Gelegenheit gefunden zu haben, um sich zu rächen; in dem jungen Fürsten erhob sich der leicht zu begreifende Ehrgeiz, nichts zu verlieren, was seine Vorweser besessen. Er forderte seine thüringischen, meißnischen und gebirgischen Mannschaften zusammen und erschien mit einer bedeutenden bewaffneten Schaar im Feld [2]).

Eine so drohende Demonstration hatte der Churfürst doch nicht erwartet. Auch er mahnte nun seine Landsassen auf, aus dem Amte Weimar allein 100 M. z. Pf., 1800 M. z. F., und stellte ein wenigstens nicht minder zahlreiches Heer dem Herzog entgegen. Es schien, als würden die beiden Vettern, beide evangelische Fürsten, unmittelbar an einander gerathen.

Ganz bestürzt war Luther, daß der alte Hader, der durch die Einführung der evangelischen Lehre gehoben zu sein geschienen, nun doch in aller seiner verhaltenen Wuth hervorbrach. Zwischen den kriegbereiten Schaaren ließ er, ihr Apostel, seinen mächtigen Friedensruf ertönen. „Der Satan suche aus diesem Funken ein Feuer aufzublasen, zur Freude der Feinde, zum Gelächter der Türken. Wie werde die Welt spotten, daß die Evangelischen, die ihr den Weg zum Himmel zu weisen vorgeben, eine so geringe Sache nicht in Frieden auszumachen verstehen. Bisher sei das Hofgericht nicht befragt, noch die Stände und Gelehrten des Landes, noch die erbvereinigten Fürsten: ohne Weiteres richte man Aufruhr an in einem Lande, dessen beide Fürsten unter zweier Schwestern Herzen gelegen, wo der Adel in vetterlicher, beinahe brüderlicher Verwandtschaft stehe, Bürger und Bauern gegen einander Söhne und Töchter gegeben und genommen. Er seinerseits trete zu dem Theile, der Friede und Recht anbiete; der könne sich fröhlich wehren und der Vergebung seiner Sünden gewiß sein; den Unfriedlichen und Rachgierigen dagegen kündige er

1) Ein Bedenken von Brück Montag nach Invocavit erörtert alle Verhältnisse. Nur mit Ungeduld hatte man dem Herzog Georg nachgesehen. „Die Meißner werden sich jetzo unterstehn, den Bischof ganz an sich zu ziehen."

2) Langenn, Moritz Herzog und Churfürst zu Sachsen S. 138.

trennen. Wäre die Declaration nicht so höchst zufriedenstellend ausgefallen, so würde Johann Friedrich und vielleicht mit ihm der schmalkaldische Bund trotz des hessischen Widerspruches sich doch wohl mit Cleve vereinigt haben.

Ueberhaupt machte dies Verhältniß zu Cleve jetzt den vornehmsten Gesichtspunkt der kaiserlichen Politik aus.

Darauf vor allem war auch der Vertrag berechnet, den der Kaiser am 24. Juli 1541 mit Joachim von Brandenburg schloß. Joachim sagte zu, in der Clevisch-Geldrischen Angelegenheit auf der Seite des Kaisers und von seinem Rathe zu sein, ihm zur Erwerbung der streitigen Lande durch seine Freunde und Unterthanen, oder auch in Person, Förderung und Beistand zu leisten; in der Sache der Wahl, die aufs neue in Anregung gebracht ward, oder wenn Werbungen zu Gunsten von Frankreich versucht werden sollten, versprach er, die Partei des Kaisers zu halten: er sicherte ihm ganz unumwunden seine „sondere Unterthänigkeit" zu. Dagegen entschloß sich der Kaiser auch seinerseits zu derjenigen Concession, an welcher dem Churfürsten jetzt bei weitem das Meiste lag. Er vergönnte ihm mit seiner Landschaft und seinen Unterthanen bei seiner Kirchenordnung zu bleiben, wie dieselbe jetzt im Brauche sei, bis zu einem künftigen Concilium oder bis die Reichsstände etwas Besseres bedacht haben würden. Hiedurch wurden die Absichten des Churfürsten, deren wir oben gedacht, erst vollständig erfüllt. Die in Brandenburg geschehene Religionsveränderung wurde von Seiten des Kaisers gewissermaßen legalisirt; statt das gute Vernehmen zu stören, diente sie vielmehr dazu, es zu befestigen. Mit Freuden verpflichtete sich der Churfürst, weder seine Kirchenordnung zu überschreiten, noch auch in den schmalkaldischen Bund zu treten.

Man hat den Protestanten oftmals vorgeworfen, daß sie die geistliche Reform um weltlicher Vortheile willen unternommen. Hier wenigstens, im Verhältniß zum Kaiser, zeigt sich das gerade Gegentheil. Für alle Opposition im Reiche, für die freie reichsfürstliche Stellung überhaupt gab es nie eine wichtigere Angelegenheit als die Clevische. Sie gaben ihre Theilnahme daran auf, um der geistlichen Concessionen willen, die ihnen gemacht wurden.

Darum war nun aber auch nach so vielem Wechsel der Versuche und Tendenzen das bleibende Resultat von allen doch eine weitere Befestigung der neuen Glaubensformen. In dem Gespräche hatten die Grundlehren, aus denen dieselben hervorgegangen, ohne alle Frage die Oberhand behalten. Die formelle Bestätigung der

brandenburgischen Kirchenordnung, die eben auf dieselben gebaut war, mußte als ein allgemeiner Vortheil angesehen werden. Die Declaration des Kaisers endlich übertraf alle Zugeständnisse, welche er bisher ertheilt, an Umfang und Werth: indem sie das Vergangene anerkannte, machte sie auch für die Zukunft zu weiteren Unternehmungen Raum. Daß in der Majorität so große Differenzen und Widersprüche hervortraten, daß sie nur noch mit Mühe zusammenhielt, verschaffte der Minorität auf der Stelle oder verhieß ihr doch für die Zukunft einen größeren Einfluß in allen Angelegenheiten des Reiches. Und in diesem Augenblicke erhoben sich dem Kaiser neue politische Verwickelungen, welche einer Macht wie der ihren eine verstärkte Bedeutung geben mußten. Ich weiß nicht, ob dies Einem von ihnen zum Bewußtsein gekommen ist: aber wir haben öfter beobachtet, daß es der Gang der Dinge nun einmal so mit sich brachte, und werden sogleich weiter davon hören.

Sechstes Capitel.

Erneuerung des osmanisch-französischen Krieges.

1541—1542.

Nachdem jene Combination eines Bundes mit Frankreich, welche die Aussicht auf eine Abkunft mit den Osmanen in sich schloß, aufgegeben war, ließ sich gar nichts anderes erwarten, als eine Erneuerung dieser Feindseligkeiten. Diese Gefahr, täglich unzweifelhafter eingehende Nachrichten von kriegerischen Regungen der Osmanen, erweckten die pacificatorischen Tendenzen, die der Kaiser am Reichstage kundgab. Eben darum hatte es für ihn ein so großes Interesse, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, welche ein eifriges und herzliches Anschließen der deutschen Fürsten an ihn, ihr Oberhaupt, möglich gemacht hätte. Dahin war es nun nicht gekommen: er hatte sich begnügen müssen, mit jedem der beiden Theile besondere Verträge zu treffen, durch welche sie nur zunächst vermocht wurden, sich nicht zu seinen Gegnern zu schlagen. Und ohne Zweifel war schon dies ein Gewinn; ob es aber in den schwierigen Zeiten, denen man entgegenging, auch ausreichen würde? Ob dies Nur-nicht-sich-entgegensetzen ihm genügen, ihm die Unterstützung verschaffen konnte, deren er bedurfte? Ob dabei nicht die gewaltigen Weltkräfte, mit denen er zu kämpfen hatte, das Uebergewicht über ihn davontragen würden? — Folgen wir den Ereignissen, die sich in einzelnen Schlägen, in entfernten Weltgegenden, entwickeln, aber doch zuletzt zusammenwirken.

Noch während des Reichstags zu Regensburg trafen die widerwärtigsten Nachrichten aus Ungarn ein.

Jener Vertrag, welchen Johann Zapolya mit den beiden östreichischen Brüdern geschlossen, kraft dessen selbst in dem Falle, daß ihm ein Sohn geboren würde, doch sein Land und sein Volk nach seinem Tode an Ferdinand fallen sollte, hatte die Erfolge nicht gehabt, die man in Ungarn erwartete: an wirksame Hülfe von Oestreich war nicht zu denken gewesen; dagegen hatte sich die Gefahr von Seiten der Türken gewaltig vermehrt. Man hatte Suleiman bei der Nachricht, die ihm erst spät zukam, in heftige Drohworte ausbrechen hören.

Aus den Briefen des Verantius vom Hofe Zapolyas erkennen wir die bedrängte Lage, in der man sich in der ersten Hälfte des Jahres 1540 daselbst befand. Das schon ganz erschöpfte Land ward mit neuen Lasten belegt, um ein paar hunderttausend Ducaten zum Geschenk an die Pforte bringen zu können; — man mußte sich entschließen, den Hospodar der Moldau, Peter, der hieher geflohen, nach Constantinopel auszuliefern, und fürchtete schon die Nachrichten, die er dort mittheilen werde; — noch mehr besorgte man von den Einflüsterungen des Hieronymus Laski, der von Oestreich dahin gesendet worden, und suchte sich schon wieder durch eine Gegenwirkung von Frankreich her dagegen sicherzustellen [1]); — indessen fragten die Siebenbürger nach, wo das Geld hingerathen, das sie bezahlt; ob sie auf Schutz gegen den Angriff der Türken, der ganz unabwendlich sei, würden rechnen können; — ein paar mächtige Woiwoden, deren Beweggründe man nicht genau sieht, erhoben dort endlich förmlichen Aufruhr [2]).

Indem dergestalt Gefahr von allen Seiten und innere Bewegung zusammentrafen, geschah fast zu gleicher Zeit, daß dem König Johann ein Sohn geboren wurde, er selber aber, auf seinem Kriegszug gegen die siebenbürgischen Woiwoden begriffen, unmittelbar nachdem er diese Nachricht empfangen hatte, dort im Felde umkam.

Doppelt berechtigt wie er war, säumte König Ferdinand nicht, seine Ansprüche geltend zu machen.

Auch erkannte ihn ein Theil der Magnaten, die sich bisher zu

1) Bei Katona XX, p. 1306. 1309 sq.

2) Scepperus behauptet in einem Bericht an den Kaiser (Bref recueil etc. 1542), ihr Sinn sei gewesen, dem Sultan Tribut zu zahlen und sich selber zu Herren aufzuwerfen.

Zapolya gehalten, an: namentlich Franz Frangepan, von dem wir eine Auseinandersetzung der Motive, die ihn dabei leiteten, übrig haben, Franz Bebek, Stephan Raskai, am eifrigsten Peter Peren, der bei der Nachricht von jenem Todesfall, wie man sagt, mit den Glocken läuten und Freudenfeuer anzünden ließ; auch die Siebenbürger, mit welchen Johann zuletzt gekämpft hatte, Mailath und Balassa.

Andere aber waren nicht so bereitwillig; am wenigsten die, in deren Vormundschaft das fürstliche Kind zurückgeblieben war, so daß ihr ganzer Ehrgeiz sich an die künftige Größe desselben knüpfte: Peter Petrowitzsch, Valentin Török und jener verschlagene Mönch, Bruder Georg, der so viel zur Gründung dieser Regierung beigetragen, sie großentheils geleitet hatte, und sie jetzt nicht wollte untergehen lassen. Sie erkannten mit der Mehrheit des Adels die Wittwe des Königs, Isabella, und ihr Kind als ihre Fürsten an.

Von Unterhandlungen, wie sie besonders von polnischen Gesandten versucht wurden, war da nicht viel zu erwarten.

Das wahre und einzige Mittel, Ungarn zu gewinnen, hätte darin bestanden, daß Ferdinand an der Spitze eines mächtigen Heeres daselbst eingerückt wäre, die Gegner mit Hülfe der Freunde erdrückt und sich stark genug gezeigt hätte, die Einen und die Andern vor den Türken zu beschützen. Unter der Bedingung dieses Schutzes versprach ihm Siebenbürgen Gehorsam: es regte sich selbst in der Moldau eine Partei, die ihn dann als König anerkannt hätte.

Wäre Deutschland mit seinen beiden Oberhäuptern wahrhaft einverstanden gewesen, so würde sich in diesem Momente der deutsche Einfluß in allen jenen Gebieten haben sichern lassen. Eine andre Rücksicht hob Franz Frangepan am Reichstag zu Regensburg hervor, die Nothwendigkeit, Deutschland in Ungarn zu vertheidigen. Allein weder die Größe jener Aussicht, noch die Bedeutung dieser Gefahr hinderten den Fürstenrath, in denselben Tagen, wo sich Suleiman bereits den ungarischen Grenzen näherte, die verglichenen Artikel zu verwerfen. Der Reichstag verstand sich überhaupt nur zu sehr mittelmäßigen Hülfleistungen.

Ferdinand selbst war kein Kriegsmann: sein Feldoberster, Wilhelm von Rogendorf, alt, unentschlossen und voll Mißtrauen gegen sich selbst[1]). Er trug Bedenken, die Stadt Ofen, die einst seinem

1) Er sagte selbst dem Herberstein, er sei „nunmals alt, gächzornig, vergessen, bei den Kriegsleuten verhaßt und zu solchen sachen ganz ungeschickt." Raittung Herbersteins bei Kovachich p. 251.

Herrn gehören sollte, jetzt aber von den Gegnern desselben vertheidigt wurde, von der nahen Anhöhe her, die er inne hatte, zu beschießen.

Und indessen erschien nun, von der andern Seite, der Sultan in Person im Felde, mit dem schlagfertigen in räuberischer Tapferkeit geübten siegreichen Heere, das seine Schlachten schlug.

Man warnte Rogendorf: „es komme das große Raubthier vom Orient, er möge sich davonmachen, ehe er verschlungen werde." Aber auch zurückzugehen konnte er sich aus Rücksicht auf die Nachtheile, die seinem Herrn daher entspringen würden, nicht entschließen.

Ein paar Paschas, dem Sultan voraneilend und von dem Bruder Georg mit Freuden in Ofen aufgenommen, trafen den Feldobersten noch in seinem Lager, und bedachten sich nicht lange, ihn anzugreifen. Man sagt, er sei eben niedergesessen, um seinem Herrn von der veränderten Lage der Dinge Meldung zu thun, als die osmanischen Kugeln bereits in sein Zelt schlugen. Eine davon traf ihn selbst; er ist an den Folgen der Wunde gestorben; sein ganzer Heerhaufe wurde vernichtet.

Das waren die einzigen Feinde, die Suleiman zu bekämpfen gehabt hätte: ihre Leichen schwammen ihm die Donau herab entgegen. Diejenigen, welche nicht gefallen, führte man als Gefangene sammt dem erbeuteten Geschütz vor sein Angesicht. Er bewunderte das Geschütz und behielt es zu seinem Gebrauch; die Gefangenen ließ er tödten; so gelangte er am 25. August 1541 vor Ofen.

Bruder Georg und dessen Anhang meinten wohl, er werde verfahren wie früher, den Sohn anerkennen wie den Vater, und ihnen die Regierung des Landes ferner überlassen.

Ihre Klugheit aber ward hier von ihren Wünschen irre geführt. Suleiman hatte Ungarn längst als sein Eigenthum, auch den König-Woiwoden nur als seinen Statthalter betrachtet. Daß dieser dennoch Gedanken an Selbständigkeit gehabt, hielt er für einen Treubruch und ein Verbrechen. Vergebens versprachen Bruder Georg und dessen Freunde, nach wie vor alles zu thun, was zu Diensten Seiner Majestät gereichte. Suleiman wußte besser, daß sie an der Politik Johanns den größten Antheil gehabt. Am 29. August 1541 erschienen auf sein Verlangen die ungarischen Edelleute aus Ofen mit dem jungen Prinzen in seinem Lager. Indem er ihnen erklärte, es sei nicht seine Meinung, eine feste Stadt wie Ofen in den Händen eines Weibes zu lassen, bemächtigten sich bereits seine Janitscharen derselben. Dann zog auch er daselbst ein, ließ die Kirche U. L.

Frauen zur Moschee weihen, setzte einen Pascha von drei Roßschweifen ein und ordnete ein völlig osmanisches Regiment an [1]). Die Königin und der Prinz mußten zufrieden sein, daß ihnen Siebenbürgen überlassen ward, wo indeß die Ferdinandeische Partei völlig unterdrückt worden war.

So gerieth der größte Theil von Ungarn endlich definitiv in die Hände der Türken. Die Barbarei machte eine Eroberung über die Welt der Cultur.

In diesem Augenblick hatte Carl V, der sich die Gefahr von Ungarn wohl nicht so nah und entscheidend dachte, den Plan wieder aufgenommen, in dessen Ausführung ihn die französischen Feindseligkeiten von 1536 gestört hatten: die Küste von Afrika von den Corsaren zu reinigen, die sich daselbst festsetzten. Namentlich fiel Algier unter einem Gefährten Chaireddins, Hassan Aga, den Spaniern nicht minder beschwerlich, als Tunis unter diesem selber. Unterwegs ließ sich auch mit dem Papst unterhandeln (wie denn eine Zusammenkunft, in der von der Eröffnung des Concils die Rede war, zu Lucca gehalten worden ist), die Ruhe von Italien überhaupt sichern. Der Kaiser hoffte Algier ohne Verzug zu erobern und im Glanze dieses neuen Sieges das nächste Frühjahr zu einem größern Unternehmen in Ungarn zu schreiten. Er hätte es für Zeitverlust gehalten, vorher nach Spanien zu gehn. Erst im Angesicht von Algier vereinigte er die italienisch-deutschen Streitkräfte, die er selbst herbeiführte, mit den spanischen, die von Yviça kamen, und zögerte nun keinen Augenblick, zum Angriff zu schreiten. Allein über seinem afrikanischen Unternehmen standen so ungünstige Gestirne, wie über dem ungarischen seines Bruders. Am 24. October war ein Theil seiner Truppen am Lande, und er forderte Hassan Aga auf, sich ihm zu ergeben. Der soll geantwortet haben: er habe nicht allein tapfere Leute in seiner Festung, sondern auch ein ungestümes Meer zur Seite. Und niemals ist wohl das Element einer Vertheidigung besser zu Hülfe gekommen. Den andern Tag, als erst ein kleiner Theil des Geschützes, das zum Angriff dienen sollte, an das Land gebracht, aber nicht einmal die Zelte aus den Schiffen geholt und aufgeschlagen waren, erhob sich ein Sturm, der die Schiffe auseinanderwarf,

1) Erzählung des Andreas von Kamora bei Bucholtz IX, 319.

und jener heftige, kalte, mit Hagel gemischte Regen, der dort den Eintritt der ungünstigen Jahreszeit bezeichnet[1]). Und indem erschienen die leichten maurischen Reiter, als hätten sie diesen Augenblick nur erwartet, im freien Felde und begannen ihre Angriffe. Da war an keine Behauptung der Position, die man weniger genommen als hatte nehmen wollen, zu denken: selbst die Hakenbüchsen waren unbrauchbar geworden; der Kaiser mußte sich zuerst nach dem Cap Matafus, ungefähr 15 Miglien entfernt, begeben, und da das Unwetter, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, anhielt, sich zur Rückkehr nach Europa entschließen[2]). Der Kaiser meinte, wäre ihm nur Zeit geblieben, die Landung vollständig zu bewerkstelligen, die Stadt würde er unfehlbar erobert haben. Seine Begleiter bestätigten dies, aber sie fügten hinzu, wäre der Feind nur ein wenig stärker gewesen, so würde von ihnen allen kein Mann entkommen sein. Auch die Rückreise wurde sehr schwer. In Bugia, wohin man nur mit Mühe gelangte, wurden feierliche Processionen gehalten, in denen der Kaiser selbst einherging, um von der Gottheit wenigstens die Möglichkeit zu erflehen, diese unheilvollen Gestade zu verlassen. Es dauerte bis zum 1. December, ehe Carl Carthagena erreichte. Hier gaben ihm nun aber die Anfälle der Corsaren, die Bewegungen der Franzosen und die Unterhandlungen mit den aragonesischen Cortes so viel Beschäftigung, daß die Theilnahme an den diesseitigen Angelegenheiten, die er versprochen und die er auch noch immer hoffen ließ, schwerlich mehr erwartet werden durfte.

Zunächst war Ferdinand ganz auf die deutschen Stände angewiesen, die sich im Anfang des Jahres 1542 in Speier versammelten.

Die Nachrichten aus Ungarn hatten dies Mal den größten Eindruck gemacht, da sie wohl geeignet waren, jedem Einzelnen seine eigene Gefahr in Erinnerung zu bringen[3]). Auch zeigte man sich

1) Ein Schreiben des Kaisers an Mendoza aus seiner Galeere 2. Nov. nel Golfo di Matafusa. Lettere di principi III, p. 74.

2) Relation de l'expédition d'Alger. P. d'ét. de Granv. II, p. 615. Ich benutzte noch die Briefe des Florentiners Bandini, der zugegen war.

3) Schon im October 1541 ward eine Versammlung der erbverbrüderten Fürsten von Sachsen, Hessen und Brandenburg gehalten, um über die Hülfe

auf dem Reichstag zu Speier — der venezianische Gesandte ist davon ganz überrascht — endlich einmal wieder eifrig und entschlossen. Ohne Bedenken ward die sehr ansehnliche Hülfe von 40000 M. z. F., 8000 M. z. Pf. verwilligt, mit der man unverzüglich einen Versuch machen wollte, die vorgedrungenen Barbaren wieder zurückzujagen. Churfürst Joachim II von Brandenburg sollte die Anführung übernehmen.

Jedoch dürfte man nicht glauben, daß mit dem Beschluß nun auch schon die Ausführung desselben gesichert gewesen wäre.

Die vorläufige Bedingung, ohne die überhaupt nicht daran zu denken gewesen wäre, ein allgemeiner Stillstand, bis fünf Jahre nach Ausgang des Krieges, genügte doch noch nicht ganz, um alles zu beruhigen. Die Protestanten vernahmen, der Kaiser habe bei seiner Zusammenkunft mit dem Papst die ihnen gegebene Declaration abgeleugnet. Auf ihr dringendes Gesuch bestätigte nun wohl König Ferdinand dieselbe auf die Zeit des Stillstandes: aber er bediente sich dabei eines Ausdruckes, der alle ihre Befürchtungen erweckte: sie solle so lange „in ihrem Werth bleiben". Sie ruhten nicht, bis diese höchst verfängliche Formel in die andere abgeändert worden war: sie solle so lange „währen". Und sogleich bekam auch die andre Partei einen Grund, sich zu beschweren. Auf den nächsten Juni war endlich die Revision des Kammergerichts festgesetzt worden; indem man nun die nähern Bestimmungen der hierauf anzuordnenden Reform besprach, erklärten die Protestanten, sie würden keinen Geistlichen in dem Gerichte dulden[1]). Die Katholischen fanden es unerträglich, daß die Protestanten nicht allein in dem Gerichte sitzen, sondern auch schon Andere davon ausschließen wollten. Der bitterste Hader erhob sich.

Was man da von einem eifrigen Zusammenwirken beider Parteien zu erwarten hatte, mag der Gedanke zeigen, welcher in diesem Augenblick auftauchte, ob es nicht gut sei, das protestantische Heer gradezu von dem katholischen zu trennen.

Außerdem aber erhob man bei einem Versuche, Ungarn wiederzuerobern, natürlich die Frage, wem zu Gute. Das Haus Oestreich

zu berathen, die einer dem andern leisten wolle, wenn etwa auch Böhmen in die Hände des Sultans falle und dieser Deutschland unmittelbar angreife. (Urk. im Berl. Arch.)

1) „Nachdem dies ein weltlich Gericht, daran nichts dann Prophan und Criminalsachen tractirt werden, daß hinfüro vermöge der Recht kein Pfaff oder Geistlicher zu dem Besitzstand gelassen werde."

auf allgemeine Kosten mit allgemeiner Anstrengung zu verstärken, war doch eigentlich Niemand gesonnen.

Eigenthümliche Klagen hatten die Städte. Entschiedener als je waren sie von Stimme und Session ausgeschlossen. Ein Antrag, den sie öfter gemacht, die Kosten eines Reichsheeres durch einen gemeinen Pfennig einzubringen, war zwar durchgegangen, aber unter Bestimmungen, die ihnen höchst unbequem fielen. Man blieb doch zugleich bei dem Anschlag von 1521 stehn, durch welchen sie überbürdet zu sein glaubten, und belastete die Gewerbe noch einmal so stark als anderes Einkommen[1]).

Diese Veränderung in der Steuer hatte den besonderen Nachtheil, daß ihre Einbringung, bei dem noch obwaltenden Mangel an administrativer Geschicklichkeit, sehr schwer von Statten ging.

Gewiß unsre Altvordern schlugen sich tapfer: aber in den Vorbereitungen des Krieges waren sie noch weit zurück. Alle diese fast selbständigen Gewalten verfuhren dabei nach dem Maß ihres guten Willens und ihrer Einsicht.

Als Joachim II im Juni 1542 vor Wien anlangte, fand er zwar stattliche Mannschaften, aber zugleich unbeschreibliche Mängel.

Da gab es Fähnlein, deren Dienstzeit schon abgelaufen war, als sie anlangten; andre führten das Geschütz nicht, das sie den Reichsabschieden nach hätten bei sich haben sollen; noch andern fehlte es an Pulver; aus den Niederlanden, Westphalen und Niedersachsen war Ende Juni noch Niemand eingetroffen[2]).

Um das Volk nur aus dem Lager zu bringen, mußte König Ferdinand aus eignen Mitteln 30000 G. darleihen.

In Speier hatte man es nicht an Vorkehrungen fehlen lassen: ein neuer Reichstag war im Sommer 1542 nach Nürnberg zusammenberufen, um dem Unternehmen die gehörige Unterstützung von innen her zu verschaffen. Aber wie sehr gebrach es doch in diesen Dingen an Sorgfalt! Unter anderm hatte man beschlossen, einen Ausschuß zur Correspondenz mit dem Feldhauptmann aufzustellen; als Joachims Briefe an denselben eingingen, war er noch gar nicht ernannt.

Am 5. August stand das Heer bei Comorn. Es belief sich zwar bei weitem nicht auf eine so große Anzahl, wie man ins Feld zu

1) Beschwerniß der erbaren frei und Reichsstett so ihn dem Bedenken der Churfürsten, Fürsten und Stände befunden, 17. Martii der königl. Mt. übergeben. In den Frankfurter Reichstagsacten.

2) Ein großes Convolut des Berliner Archivs enthält die hierauf bezüglichen Briefschaften.

stellen beabsichtigt hatte, aber doch auf 25—26000 M. z. F., 5000 M. z. Pf., womit sich auch schon etwas ausrichten ließ [1]). Churfürst Joachim meinte, es werde nun zu Ernst und Kriegshandlungen kommen, schien allen guten Muth dazu zu haben, und rückte vorwärts nach Gran.

Hier aber, in den letzten Wochen des August, den ersten des September, stiegen die Unordnungen ins Unerträgliche. Für die früheren Monate waren die meisten Fähnlein noch mit Geld von ihrer Heimath aus versehen worden: jetzt aber fing es an zu fehlen. Hans Schott, Hauptmann von der Wetterau, erklärte am 11. September, daß er schon 14 Tage, der Hauptmann von Cöln, daß er mit seinen Leuten schon den dreiunddreißigsten Tag unbesoldet sei. In ähnlicher Lage waren die sämmtlichen Truppen des Oberrheins. Herzog Ernst von Lüneburg forderte bereits die Heimkehr seiner Leute. Noch schlimmer glaubten Diejenigen daran zu sein, die von Hause nicht einmal Bescheid, geschweige denn Geld empfingen: wie die Westphalen. Ansteckende Krankheiten rissen ein, weil man keine Lebensmittel hatte und unzeitige Früchte brach. Schon sah man einzelne Knechte aus den Reihen treten, mit der Erklärung, sie würden ferner keine Wache thun, viel weniger sich mit dem Feinde schlagen. Bei dem Churfürsten ging zwar dann und wann einiges Geld ein, aber bei weitem nicht in hinreichenden Summen. Er war ganz entrüstet, als er vernahm, daß er, ohne seine Schuld in diese Rathlosigkeit versetzt, am Reichstag noch dazu getadelt werde. Vielmehr glaubte er sich beklagen zu müssen, daß man eine Sache, für die schon so viel aufgewendet worden, „so geringschätzig und unachtsam" behandle: mit beschriebenem Papier sei es nicht ausgerichtet: von der Luft könne man nicht leben: zurückziehen möge er nicht, weil dann Ungarn vollends türkisch werde, aber vorzurücken sei auch unmöglich: auf seine Aufforderung antwortete das Volk mit dem Geschrei nach Geld: er schäme sich vor den übrigen Nationen [2]). Wahrhaftig er hatte Grund dazu. Der venezianische Gesandte wenigstens

1) So schlägt Joachim das Volk selbst an. Schreiben vom 5. Aug. im Feldlager zu St. Johann.

2) Alle Schreiben Joachims (im Berliner Archiv) sind voll von diesen Klagen: z. B. 23. Aug. „daß wir solch groß Volk ohn Geld, Geschütz und andre nothdürftige Kriegsrüstung gegen diesen geschwinden Feind führen sollen, finden wir nit." Er meint, es sei eine so große Lust nicht, hier spazieren zu reiten: man möge ihm nicht spitzige Worte geben.

preist seine Signoria glücklich, daß ihre Geschäfte mit so viel mehr Ernst verwaltet würden als die deutschen.

Endlich, gegen Ende September, von Ferdinand aufs neue mit einer namhaften Summe unterstützt, rückte das Heer nach Pesth vor.

Joachim II hatte auf einige Unterstützung aus Ungarn gerechnet: er wunderte sich, daß sich Niemand für Ferdinand rege. Alexius Thurzo sagte ihm, die alten Wunden der früheren Feindseligkeit seien noch nicht vernarbt[1]). Wenigstens hätte das deutsche Heer erst einen entschiedenen Erfolg erfechten müssen.

Dazu war es aber in der That nicht fähig.

Im Felde war es Meister: einige Scharmützel fielen günstig genug aus; auch ward in den Befestigungen von Pesth Bresche geschossen. Als es nun aber (nachdem ein erster Versuch mißlungen) zum ernstlichen Sturm kommen sollte, weigerten sich die Landsknechte, denselben anzutreten. Sie fragten, ob man sie mit dem Sturm bezahlen wolle, und machten Miene, Kriegsräthe und Pfennigmeister mit ihren Wehren zu überziehen und in die Eisen zu schlagen: ja sie drohten, sich an dem obersten Feldhauptmann, dem Churfürsten, selbst zu vergreifen[2]).

Es mag sein, daß Joachim II keine besonderen militärischen Talente besaß: sein Charakter, wir wir ihn oben wahrnahmen, sollte dies fast von vornherein vermuthen lassen: unter diesen Umständen, bei diesen Mängeln hätte aber schwerlich auch der begabteste Anführer etwas ausgerichtet.

Nachdem er sich mit den Kriegsräthen noch einmal besprochen und eine Winterbesatzung angeordnet hatte, trat er den Rückzug an; die Unternehmung mußte als vollkommen gescheitert betrachtet werden.

Während dergestalt gegen die Osmanen eine Niederlage nach der andern erlitten wurde, war auch die andre Feindseligkeit, die französische, in volle Flammen ausgebrochen.

An den verschiedenen Hofhaltungen der östreichischen Geschwister hatte man, gleich nachdem jene Unterhandlungen des Jahres 1540 aufgegeben worden waren, den wiedererwachenden Haß der Fran-

1) Schreiben des Alexius Thurzo vom 26. Juli, Berl. Arch.

2) Schreiben des Churfürsten aus dem Lager gegen Ofen 27. Sept., 9. Oct. Die Nachrichten des Jovius sind ganz irrig.

zosen bemerkt. Schon im September dieses Jahres sagt Königin Maria in einem ihrer Briefe von ihnen, sie seien so sehr vom Satan besessen wie jemals [1]). Höchst widerwärtig waren dem Kaiser die Einwirkungen Franz' I auf den Zusammenkünften zu Worms und Regensburg gewesen: er schrieb demselben den Abfall des König-Woiwoden Johann in seinen letzten Tagen zu. Die unmittelbaren wechselseitigen Beziehungen zwischen Beiden waren jedoch noch immer freundschaftlicher Art.

Da ereignete sich, daß zwei französische Bevollmächtigte, der eine ein Italiener, Cesar Fregoso, welcher nach Venedig, der andre ein schon länger in französische Dienste übergetretener Spanier, Anton Rincone, welcher nach Constantinopel bestimmt war, als sie durch die Lombardei den Po hinabfuhren, und zwar ohne sicheres Geleit, mit Verbannten umgeben, von spanischen Truppen, die in Pavia garnisonirten, überfallen und ermordet wurden. Jedermann schrieb die That dem Marchese Guasto zu, der damals die kaiserlichen Truppen in Mailand befehligte; er selbst jedoch leugnete sie ab und erbot sich, Untersuchung und Urtheil dem Papst anheimzustellen [2]).

Dem König aber genügte das nicht. An allen Höfen erhob er die bittersten Klagen; die Ausdrücke, deren er sich bediente, ließen an seinem Entschluß, sich mit den Waffen Genugthuung zu verschaffen, nicht zweifeln. Während der Unternehmung von Algier hielt er sich noch ruhig: einem kaiserlichen Gesandten, der deshalb zu ihm geschickt worden war, hatte er dies ausdrücklich versprochen; gleich darauf aber begannen die ernstlichen Demonstrationen. Eine Stadt des Königs Ferdinand, Marano, ward im Namen des Königs von Frankreich überfallen und eingenommen. Aehnlichen Versuchen kam man in den Niederlanden und in Neapel auf die Spur. Die Küsten von Genua und die Gebirge von Navarra sahen sich zugleich bedroht. Fünf Armeen wurden in Frankreich ausgerüstet. Allenthalben erhoben sich Bundesgenossen des Königs.

Vor allem war, trotz jener Ermordung der Gesandten, mit den Osmanen abgeschlossen worden; man glaubte allgemein, ihre Flotte würde einer Unternehmung auf Spanien zu Hülfe kommen [3]).

1) Endiablés. Bei Bucholtz IV, 396.

2) Bei Bellay IX (Coll. univ. XX, p. 309 sq.) finden sich die zwischen Bellay und Guasto hierüber gewechselten Schriften. In Spanien meinte man, die beiden Gesandten haben nur gefangen genommen, nicht getödtet werden sollen.

3) Dandolo Relatione di 1542: Mi fu affermato da persona ben

Dann hatte sich, durch die Ansprüche, die der Kaiser zu Gunsten des pfälzischen Hauses auf Dänemark erhob, Christian III bewogen gefühlt, mit Frankreich in Bund zu treten. Im Jahre 1541 ward eine Uebereinkunft zwischen beiden Mächten, zunächst auf 10 Jahre, getroffen, worin Dänemark unter anderm versprach, den Sund für die Feinde von Frankreich zu schließen, die Franzosen dagegen wegen des daher zu erwartenden Ausfalls an den Zolleinnahmen sich zu einer doppelt so großen Hülfleistung anheischig machten, als die war, zu welcher sich die Dänen verpflichteten [1]).

Das Interesse Dänemarks war nicht minder das von Schweden. Bei der letzten Erhebung der schwedischen Bauern, behauptete wenigstens der kaiserliche Agent, sei der Wunsch derselben dahin gegangen, daß sich der Kaiser an ihre Spitze stellen möge. Gustav Wasa erbot sich, außer der gegenseitigen Unterstützung, welche man verabredete, ein Landheer und eine Flotte bereit zu halten, deren sich der König von Frankreich, zu welcher Unternehmung er immer wolle, bedienen könne. Franz I sagt ihm dafür „unsterblichen Dank" [2]).

Es war nicht möglich, worüber man eifrig unterhandelte, England in diesen Bund zu ziehen. Desto mehr nahm man Bedacht Schottland festzuhalten. „Dem allerchristlichsten König zu Ehren" versprach Gustav Wasa den Schotten mit 8000 M. zu Hülfe zu kommen, sobald sie von einer fremden Macht angegriffen werden sollten.

Endlich war der König auch mit dem Herzog von Cleve, obwohl dieser im Grunde ihm Geldern entrissen hatte, wegen seiner Opposition gegen den Kaiser in engen Bund getreten. Unmittelbar nachdem die Unterhandlungen des Kaisers sowohl mit Frankreich als mit Cleve abgebrochen worden waren, schon im Juni 1540, hatte der König dem Herzog Eröffnungen machen lassen [3]); es war nicht allein ein Bund zur Gegenwehr, sondern auch eine verwandtschaftliche Verbindung beider Häuser beschlossen worden; im April 1541 war dann der Herzog nach Frankreich gereist und hatte sich mit der Prinzessin

intelligente, che con questo fundamento si andarebbe a far la guerra in Ispagna, per lo ajuto che si avrebbe da tale armata del Turco. Kaiser Carl setzt dies in seinen Briefen voraus.

1) Fontainebleau 19. Nov. 1541. Du Mont IV, II, 216. Cragius 232.

2) Ligue offensive et défensive. Ibid. 230.

3) Instruction des Herzogs Wilhelm für Joh. Gogreff und Heinrich v. Wachtendonk, Düsseldorf 20. Juni 1540 (Archiv zu Düsseldorf).

Johanna von Navarra verlobt. Die Abrede war, daß der Erstgeborne aus dieser Ehe dereinst Navarra und Cleve vereinigen solle. Es läßt sich fragen, ob es den Franzosen damit vollkommen Ernst gewesen ist (wenigstens die Prinzessin leugnete später ihre Einwilligung ab), für den Augenblick aber war ihnen der Bund auf jeden Fall in hohem Grade erwünscht. Ohne Zweifel glaubten sie sich eine neue Einwirkung auf Deutschland versprechen zu können, da sie Gerechtsame verfochten, die mit den Interessen so vieler deutscher Fürsten, denen die Vermehrung der niederländischen Macht des Kaisers nicht angenehm sein konnte, zusammentrafen. Wir haben gesehen, wie viel Mühe, welche Concessionen es dem Kaiser kostete, die dahin zielenden Verbindungen entweder zu zerstören oder zu verhindern. Und noch war es ihm nicht völlig gelungen. Aber auch ohnedies war die clevische Allianz schon aus militärischen Rücksichten für Franz I von Wichtigkeit. Einem französischen Angriff auf die Niederlande konnte nur immer ein clevischer entgegen kommen. Der clevische Gesandte, Gogreff, zählte dem König die festen Plätze auf, von wo es leicht sein werde, die Niederlande anzugreifen: — Zütphen gegen Utrecht, Hardwik gegen Friesland und Holland: Tyel gegen Brabant: Sittard gegen Limburg. Dazu kam, daß der König nun ohne alle Mühe so viel Truppen aus Deutschland ziehen konnte, wie er nur wollte. Die holsteinische Reiterei, die ihm der König von Dänemark zuschickte, nahm ihren Weg durch Cleve[1]).

Leute, die sich damals am französischen Hofe aufhielten, behaupteten, es sei nicht eigentlich Kriegslust gewesen, was den König vermocht, im Juli 1542 zu den Waffen zu greifen: er würde vorgezogen haben, die Vergnügungen des Hofes zu genießen; aber nachdem er so oft gedroht, und nun diese großen Vorbereitungen gemacht hatte, habe er selbst nicht wieder zurückziehen können. Wie dem auch sei: es geschah[2]). Einen günstigeren Augenblick konnte er nicht finden.

Zwei französische Heere erschienen im Feld, von denen des eine unter dem Dauphin die spanischen Grenzen angriff und vor Perpignan lagerte, das andere unter dem Herzog von Orleans sich gegen

1) Joa. Servilii Geldrogallica conjuratio, alter Druck von 1542, wiederholt bei Freher III, 313. Er meint, wohl eigentlich von einem Geldroturco-gallischen Lärmen reden zu müssen; da würden aber immer noch die Dänen fehlen.

2) Dandolo Relatione di Francia 1542.

Luxemburg wandte. Sie richteten fürs Erste noch wenig aus. Dazu diente nun doch die Anwesenheit des Kaisers in Spanien, um alle Kräfte zur Vertheidigung der Grenzen zu vereinigen; Luxemburg ward genommen und wieder verloren. Das Meiste leistete noch Martin von Roßheim, der mit einer clevisch-dänisch-französischen Schaar in die Niederlande einbrach, und wenn er auch die großen Städte nicht einnahm, vor denen er erschien, doch einen allgemeinen Schrecken verbreitete.

Um vieles gefährlicher entwickelte sich nun aber der Krieg im nächsten Frühjahr.

In den nordischen Gewässern schlugen sich dänische und holländische Schiffe; die Dänen konnten nicht immer von den Küsten der Niederlande abgehalten werden. Das Scheitern einer Unternehmung, welche sie auf Walcheren machten, schreiben die Chronisten einer unmittelbaren göttlichen Hülfe zu. Indeß erneuerte Martin von Roßheim seine Unternehmungen; jetzt gelang es ihm, Amersfoort zu besetzen, eine treffliche Station für seine Plünderungszüge. Auf einer dritten Seite griff Franz I, nachdem sein Adel schon viele kleine glückliche Einfälle gemacht, Ende Mai 1543 die Niederlande an; neben manchen andern Plätzen eroberte er Landrecy, das er sogleich zu befestigen Sorge trug, so daß man es schon im Juli zu vertheidigen vermochte. Es konnte ihn wenig kümmern, wenn dagegen auch niederländische Schiffe zuweilen in die Garonne einliefen und etwa ein paar Glocken aus französischen Kirchen mit sich nach Seeland führten.

Zugleich hatte sich auch der ungläubige Verbündete des Königs, der Sultan Suleiman, zu einem neuen Angriff aufgemacht. Am 23. April verließ er Adrianopel, in aller jener Pracht, welche den Aufbruch zu einem heiligen Krieg bezeichnet, und erfüllt von den kühnsten Hoffnungen. „Ibrahim", sagte der Wesir Rustan den Gesandten König Ferdinands, „hat Wien mit dem Finger angerührt, ich will es mit beiden Händen ergreifen."

Es gab einen Punkt, wo sich diese Angriffe gleichsam die Hände boten. In Marseille wartete ein Heer, das man das von der Levante nannte, unter dem Herzog Enghien, nur auf die Ankunft der türkischen Flotte, um den noch unerobert Theil von Piemont, das feste Nizza, anzugreifen.

Unter diesen Umständen durfte der Kaiser nicht einen Augenblick länger in Spanien verweilen; glücklicherweise konnte er es ruhig verlassen, da die Stände von Aragon sich nach längerer Weigerung eben jetzt bequemten, seinen heranwachsenden Sohn als seinen Nachfolger anzuerkennen. Er eilte, um vor der Ankunft der türkischen Flotte in den diesseitigen Gewässern nach Italien zu gelangen.

Hier nun kam alles auf sein Verhältniß zum Papst an.

Man kann wohl erachten, daß dies, seitdem jene Wege, die der Papst empfohlen, verlassen und entgegengesetzte eingeschlagen worden, die in die größten Gefahren zu stürzen drohten, nicht sehr vertraulich sein konnte. Der Papst verheimlichte nicht, daß er den Ehrgeiz des Kaisers fürchte. Der französische Gesandte erstaunte, wie lebhaft noch im Jahre 1541 bei einem Gerücht, der Kaiser sei gestorben, am römischen Hofe der Wunsch hervortrat, daß es sich bestätigen möge[1]). Aber auch mit König Ferdinand war der Papst in Mißhelligkeiten: der Nuntius eilte zuweilen die Gespräche mit ihm abzubrechen, wenn sie zu bitter werden wollten[2]). „Seine Würde in Ehren", sagt Königin Maria in einem ihrer Briefe, „aber ich halte den Papst für so französisch, als ein Franzose sein könnte."

Zwar arbeitete Paul III unaufhörlich an der Herstellung des Friedens zwischen dem Kaiser und dem König: er schmiedete, wie ein Nuntius sagte, kein andres Eisen; aber die Art und Weise, wie er dies that, war den Kaiserlichen verhaßt. Er empfahl dem König wohl Verzichtleistung auf seine mailändischen Ansprüche. Wenn er aber hinzufügte, er für seine Person würde nichts lieber sehen, als daß Mailand an Frankreich gelange: für den apostolischen Stuhl, ja für ganz Italien, würde dies besser sein: so konnten diese Vorstellungen wohl das nicht wirken, was sie angeblich wirken sollten[3]).

Umsomehr setzte sich bei dem Kaiser die Meinung fest, der Papst hege eine unbillige Vorliebe für Frankreich.

Dazu kam unerwarteter Weise die Sache des Conciliums. In Regensburg, dann in Lucca war davon die Rede gewesen; doch schien alles noch in weitem Felde zu sein, als der Papst im Anfang

1) Monluc bei Ribier I, 557.

2) Ruppi il ragionamento. Lettera di Hieronymo Verallo al C[l] Farnese.

3) Negotiato di lega e di pace fra l'imperatore Carlo V e Francesco re di Francia proposto di Mons[r] Ardinghello. (Bibl. Corsini zu Rom nr. 443.)

des Jahres 1542 auf einmal Ernst damit machte. Auf dem damaligen Reichstag in Speyer ließ er den versammelten Ständen eine ganze Reihe von Plätzen nennen, wohin es berufen werden könne. Auf den Wunsch der Mehrheit der Reichsstände, die sich, eben nachdem die Declaration von Regensburg bekannt geworden war, in unwilligen Aeußerungen über die Politik des Kaisers erging und in Widerspruch mit der protestantischen Minderheit stand, die überhaupt kein von dem Papst berufenes Concilium wollte, wurde Trient festgesetzt; bereits im Mai erging die Bulle der Berufung auf nächsten ersten November. Darin sah sich nun aber der Kaiser auf gleichem Fuß mit dem König von Frankreich behandelt; von ihren Streitigkeiten ward die Verzögerung hergeleitet, ohne daß zwischen ihnen ein Unterschied gemacht worden wäre. Er fand diese Fassung ungerecht, ja beleidigend. In einem Schreiben an den Papst gab er sie geradezu der ihm entgegengesetzten, französisch gesinnten Faction im Cardinalscollegium Schuld, durch welche der König alles ausrichten zu können sich rühme. Das Ausschreiben traf eben in die Zeit, in welcher jene französischen Angriffe auf die kaiserlichen Gebiete gemacht wurden, und da bald darauf eine Anmahnung zum Waffenstillstand unter Androhen kirchlicher Strafe folgte, so meinte der Kaiser, es sei darauf abgesehen, daß er die Plätze, die etwa in die Hände der Franzosen fallen würden, ihnen bis auf Weiteres überlassen werde. In der Ankündigung des Conciliums sah er unter diesen Umständen eine Feindseligkeit gegen sich und sein Haus, eine Begünstigung des Königs von Frankreich[1]). Das geschah aber in einem Augenblick, in welchem die Verbindungen Suleimans mit Franz I ohne alles Hehl hervortraten. Der Kaiser stellte vor, daß er die Christenheit gegen den Erbfeind vertheidige und sein Gegner eben mit diesem in Verbindung stehe: indem er eben nach Deutschland zu gehn und an dem Kriege in Ungarn Theil zu nehmen gedacht, habe ihn dieser ohne Verwarnung auf allen Seiten überfallen und bringe ihn in die größte Gefahr; er forderte den Papst auf, den König nicht länger zu behandeln wie der Vater im Evangelium den verlornen Sohn, was doch zu nichts führe, sondern zu thun, was er sich selber und dem apostolischen Stuhle schuldig sei, und sich ernstlich gegen ihn zu erklären[2]). Statt dessen schickte der Papst, festhaltend an seiner

1) Ich entnehme diese Notiz aus den Commentaires de Charles Quint p. 65.

2) L'empereur au Pape Paul 28. Août. Pap. d'ét. du Card. Gran-

Neutralität, einen Legaten, wie an den König so an den Kaiser, um den Frieden herzustellen. Der Kaiser gerieth in heftige Aufwallung: „Nicht auf unsrer Seite", antwortete er, „muß man den Frieden suchen; wir sind der betrogene, angegriffene, mißhandelte Theil; wir können nicht unterlassen, wozu unsre Pflicht uns zwingt." Er nöthigte den Legaten auf der Stelle zurückzugehn, und wiederholte nur sein voriges Gesuch[1]).

Um auch seinerseits den Papst seinen Unwillen fühlen zu lassen, verordnete er, daß fortan kein Fremder eine Pfründe in den spanischen Königreichen besitzen oder eine Pension daher ziehen solle[2]). Als er in Italien anlangte, ließ er dem Peter Ludwig Farnese, der ihm nach Genua entgegenkam, nur eine schlechte Aufnahme zu Theil werden. Eine neue Zusammenkunft in Bologna, die der Papst ihm antrug, schlug er ab; nur unmittelbar auf seinem Wege, etwa in Parma, wollte er sie annehmen. Den Cardinälen schien es nicht sehr ehrenvoll, darauf einzugehn. Das Motiv, das sie am Ende dazu bewog, bestand in der Betrachtung, daß sonst das Gerücht, als stehe der Papst schlecht mit dem Kaiser, allgemeinen Glauben finden werde[3]).

Ueberdies aber erhob sich auch ein Gedanke, der noch einmal sogar eine enge Vereinigung zwischen dem Papst und dem Kaiser möglich erscheinen ließ.

Der Vorschlag wurde gemacht, daß der Kaiser gegen eine bedeutende Geldsumme, die ihm zu seinen Kriegsunternehmungen besser als je zu Statten gekommen wäre, seinem Eidam, dem Enkel des Papstes, Ottavio Farnese, Mailand überlassen möge[4]). Eine ähnliche Abkunft traf der Kaiser so eben mit dem Herzog von Florenz, Cosimo Medici, dem die von den Spaniern noch besetzten Festungen

velle II, 634. Von demselben Datum und in verwandtem Sinn ist ein Schreiben an seinen Bruder, das bei Altmeyer 454 excerpirt ist.

1) Schreiben des Papstes vom 26. Aug. Antwort des Kaisers vom 29. Sept. 1542: Susmes circonvenuz, provocquez, assailliz, oultraigez, grevez, — ne pouvons (si ne voulons estre ennemys de nous mesmes et de noz roiaulmes) délaisser de faire ce que nous susmes tenuz. Pap. d'ét. de Gr. II, 647.

2) Sandoval II, 431.

3) Literae Sadoleti bei Rainaldus.

4) Panvinius sagt: Pontifici Mediolanensem principatum cupienti per ambages obtulit. Nach Granvella sollte es scheinen, als sei der Antrag von den Farnesen gekommen.

seines Landes gegen eine Zahlung von 150000 Scudi überliefert worden. Die päpstlichen Verwandten boten 300000 Sc. an. Ihre Gedanken gingen sehr ins Weite. Der Papst soll die Absicht gehabt haben, seine Enkelin mit dem Erben von Piemont zu vermählen[1]). Mit Parma und Piacenza hätte das Geschlecht der Farnesen das Herzogthum Mailand, Piemont und Savoyen verbunden.

Es ist unleugbar, daß bei der Zusammenkunft zwischen Papst und Kaiser, die am Ende in Bussetto, unfern Parma, Statt fand, 24. Juni 1543, hierüber unterhandelt worden ist: wir wissen es aus dem Munde Granvella's: aber man konnte sich nicht vereinigen.

Der Papst fürchtete die Ränke der Spanier: höchst verdächtig kam ihm der Vorbehalt der Schlösser von Cremona und Mailand vor, auf welchen auch die bestanden, welche die Sache am meisten beförderten: er glaubte, man werde ihn um sein Geld betrügen und dann verlachen.

Noch viel weniger aber konnte der Kaiser ernstlich darauf eingehn. Einer seiner geschicktesten Diener, Diego de Mendoza, führte ihm zu Gemüthe, daß seine Macht in Italien auf dem Besitz von Mailand beruhe, seine ganze Autorität in Gefahr gerathe, wenn er es aufgebe. Und wem wolle er es überlassen? Eben dem, der ihm unter allen Menschen den meisten Schaden gethan, der die Franzosen und demnach auch die Türken gegen ihn in die Waffen gebracht habe[2]).

Genug, man ging unvereint, ja unvertragen aus einander. Dem Kaiser machte es den bittersten Eindruck: den Osmanen gegenüber dieses gar nicht beizulegende, immer neu aufflammende weltliche und geistliche Zerwürfniß, und dazwischen alle diese auf den eigenen Vortheil gerichteten Bestrebungen von Machtvergrößerung, von denen er freilich selber nicht frei war. „Ich sehe wohl", rief er eines Tages aus, „wir müssen noch alle Türken werden, aber ich will der letzte sein."

Ein Gespräch mit dem Nuntius, der ihn begleitete, über neue

1) Dandolo. (Rel. di Francia) versichert, man sei einmal in Frankreich sehr ungehalten gewesen über Unterhandlungen des Papstes zu Gunsten des Herzogs von Savoyen, „col quale gli voleva dar la nipote."

2) Bei Sandoval II, 433.

Begünstigungen, die den Franzosen gewährt worden, schloß er mit dem Wort, das die Summe seines Unmuths enthält: Geduld.

Wollte er in dem großen Kampfe, der ihm bevorstand, nicht allein stehn, so mußte er sich an eben Die wenden, gegen die er im Jahre 1540 die Waffen ergreifen zu müssen dachte, an England und die deutschen Protestanten.

Betrachten wir, in welchem Zustand er namentlich die Letzteren fand.

Siebentes Capitel.

Irrungen der protestantischen Fürsten; Unternehmung gegen Braunschweig 1542.

Indem sich die europäische Welt noch einmal in zwei große Parteien spaltete, alle alten Feindseligkeiten sich aufs neue gegen das Haus Oestreich entluden, — gewann eine Macht, wie die protestantische, die über stattliche Mannschaften zu verfügen hatte und auf deren Haltung der Friede in Deutschland beruhte, eine noch stärkere allgemeine Bedeutung, als sie ohnehin besaß.

Mochten die Evangelischen auch die Osmanen verabscheuen, — wie denn das Gefühl eines Gegensatzes der Christenheit gegen den Islam, durch Luther angeregt, in ihnen besonders lebendig war, — und aus reichsständischer Pflicht Annäherung an den König von Frankreich vermeiden, so kam ihnen doch in der Theilnahme von Dänemark, das zu ihrem Bunde gehörte, und von Cleve, dessen Rechte zum Theil auch sächsische Rechte waren, das antiöstreichische Interesse besonders nahe: durch diese entfernteren Bundesgenossen waren sie gleichsam schon mit ergriffen und verwickelt.

Welche politische Haltung sie annehmen würden, mußte nicht allein für die Vertheidigung des Kaisers, sondern, sei es nun daß sie sich seinen Gegnern oder ihm selber anschlossen, für den Fortgang ihrer eignen Angelegenheiten von durchgreifendem Einfluß werden.

Nun sehen wir aber hier nicht eine centralisirte Macht vor uns, deren Bewegungen von der Einheit Eines Willens ausgegangen wären; sondern mehrere gleich berechtigte und gleich starke Fürsten, unter denen Keiner ein anerkanntes Uebergewicht besaß, haben hier zu entscheiden. Wir müssen, um die Motive ihres Verfahrens, ihre

Lage überhaupt zu erkennen, den vornehmsten unter ihnen und deren Begegnissen einen Schritt näher treten.

Dann aber beginnen wir mit der Betrachtung, die sich uns wohl schon früher aufgedrängt, welche Schwierigkeit für die Durchführung der reformatorischen Gedanken, deren letztes Fundament ein religiös-moralisches war, darin lag, daß die Vorfechter desselben, an die man den Anspruch machte, diese Principien in ihrem Leben darzustellen, das doch keineswegs immer leisteten. Sie waren Kinder einer rohen mit Gewaltsamkeit und Fehde erfüllten Zeit: kräftige Naturen, aber ihrer Leidenschaften wenig Meister.

In den Zeiten, in denen wir stehen, war ein Ereigniß vorgekommen, welches diesen Widerstreit recht augenscheinlich zu Tage brachte.

Wir kennen den freudigen Landgrafen, seine unermüdliche, von innerem Leben getragene Thätigkeit, wie in seinem Lande so in den allgemeinen Angelegenheiten, die Kühnheit seiner Entschlüsse, die rasche Entschiedenheit, mit der er sie ausführte: wir wissen, wie er sich von der Wahrheit der neuen Lehre fast mit theologischer Gelehrsamkeit überzeugt hatte, wie fest er daran hielt, wie gewaltig er derselben dann nach allen Seiten hin Bahn eröffnete. Allein wir erinnern uns auch, daß er der Genossenschaft des Glaubens und der Politik, der er angehörte, durch übereiltes Zufahren, z. B. in den Packischen Händeln, zuweilen auch Schaden gethan, üble Nachrede zugezogen hat. Etwas weit Schlimmeres aber, ganz persönlicher Art, ereignete sich jetzt. Von sinnlich derber Natur, häufig auf Reisen und in Gesellschaften, wo man zu spielen und zu zechen liebte, niemals geübt sich selbst zu beherrschen, ohne Zweifel religiös ergriffen, aber darum noch nicht moralisch gebildet, wie er war, verfiel er dann und wann in grobe Ausschweifungen. Seine Gemahlin, mit der er sich in sehr frühen Jahren vermählt, erweckte ihm durch körperliche Uebelstände und unangenehme Gewohnheiten eher Widerwillen. Indem er ihr nun aber untreu wurde, fühlte er sich als ein guter evangelischer Christ in seinem Gewissen bedrängt: er glaubte sich der höchsten Versöhnung, die ihm die Kirche darbot, des Genusses der Eucharistie enthalten zu müssen, wie sehr er auch in seiner Seele darnach Verlangen trug; aber diese Entsagung machte seinen Zustand nur ärger. Er dachte oft, indem er das Schwert für die evangelische Kirche, für das Wort Gottes zog, wenn ihn eine Kugel treffe, fahre er doch zum Teufel.

In diesem Zustand lernte er am Hofe seiner Schwester zu

Rochlitz ein junges Fräulein kennen, Margaretha von der Saal, die seine ganze Neigung fesselte, aber von ihrer Mutter geleitet, seinen gesetzmäßigen Werbungen so vielen Widerstand leistete, daß er auf einen höchst außerordentlichen Gedanken gerieth[1]).

Wir erinnern uns, wie bei dem ersten Wiederbekanntwerden des alten Testamentes von Einigen die Verbindlichkeit der Monogamie bezweifelt wurde. Luther sprach sich dahin aus, daß diese Verbindlichkeit kraft der bürgerlichen Gesetze bestehe, wenn er sie auch allerdings durch keinen Spruch der Schrift als ein göttliches Gebot nachzuweisen vermöge. An einer Stelle in der Erklärung der Genesis, worin dies besonders mild ausgedrückt war, hielt jetzt der Landgraf fest. Sein Prediger und Beichtvater, Dionysius Melander, der selbst manche ungewöhnlichen Verhältnisse durchgemacht, bestärkte ihn darin, statt ihn abzuhalten. Genug, Philipp faßte den Gedanken, Margarethen in aller Form zu seiner zweiten Gemahlin zu machen.

Die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der er in dieser Sache verfuhr, mildert doch den Fehler wieder, den er beging.

Vor allem kam es auf die Einwilligung seiner Gemahlin Christine an. Sie gab dieselbe auf dem Schloß Spangenberg, am 11. December 1539, in einer förmlichen Urkunde, mit Vorbehalt, wie sich versteht, aller ihrer übrigen Rechte und der Rechte ihrer Kinder, die ihr denn Philipp feierlich gewährleistete.

Nicht weniger aber lag ihm an der Billigung seiner Glaubensgenossen; erst durch die Beistimmuug Luthers und Melanchthons, in deren Urtheil nach dem göttlichen Wort er die dispensirende Gewalt der alten Kirche sah, glaubte er in seinem Gewissen vollkommen sicher zu werden. Sie erschraken, wie man sich denken kann, als ihnen dieser unerwartete, unerhörte Antrag geschah: wohl sahen sie voraus, welch böser Ruf ihnen und ihrer Lehre aus einem solchen Zugeständniß entspringen werde; aber so dringend waren die Aufforderungen des Landgrafen, mit so ernstlichen Betheuerungen einer ganz unabänderlichen Nothwendigkeit verknüpft, und so gut berechnet auf Gesinnung und Stimmung der beiden Gelehrten, daß diese sich endlich, wiewohl nicht als vor der Welt, sondern als vor Gott, und nur unter der Bedingung des tiefsten Geheimnisses, zu einem Beichtrath entschlossen, in welchem sie zwar nochmals alle ihre Gegen-

1) Vgl. Seckendorf Excurs (de digamia Landgravii narratio accurata, III p. 277). Strobel Beiträge z. Lit. des 16. Jahrh. II.

gründe wiederholten, so daß ihre Schrift wie eine Abmahnung aussieht[1]), aber zuletzt doch ihre Einwilligung nicht versagten.

Nun war aber hiebei nicht allein von Religion und Moral, sondern auch von Recht die Rede. Erst kurz vorher war Bigamie in der peinlichen Halsgerichtsordnung als eins der schwersten Verbrechen verpönt worden[2]), und der Landgraf fürchtete, daß das Reichsgericht und der Kaiser in dieser seiner zweiten Ehe neuen Anlaß zu einem rechtlichen Verfahren gegen ihn finden würden. Um sich hiegegen zu sichern, ersuchte er den Churfürsten, ihr Vertheidigungsbündniß auf den Fall zu erstrecken, daß er um dieser Sache willen angegriffen werde; wogegen auch er ihn in allen Fällen, die noch nicht in dem schmalkaldischen Bündniß begriffen seien, unterstützen wolle. Erinnern wir uns, wie viel daran lag, daß der Landgraf die sächsischen Interessen in der clevisch-geldrischen Sache zu den seinen gemacht, dem Herzog von Cleve den Schutz des schmalkaldischen Bundes bewilligt hätte. Aber auch durch diese großartige Aussicht ließ sich der ordnungliebende, legale, gesetzte Churfürst nicht bewegen, den Vorschlag anzunehmen. Er bat vielmehr seinen Bundesgenossen, von einem Vorhaben abzustehn, welches ihre Kirche beschimpfen werde, sei ihm das aber schlechterdings nicht möglich, die Sache wenigstens in das tiefste Geheimniß zu begraben. Wofern er dies halte, habe er ja ohnehin nichts zu fürchten[3]).

Hierauf vollzog der Landgraf, im März 1540, die neue Ehe zu Rothenburg an der Fulda: wie er in dem Instrumente sagt, deshalb insgeheim und in aller Stille, „weil es ungewöhnlich sei, obwohl nicht unchristlich, noch unerlaubt, zwei Frauen zu haben."

Allein wie bald ward sein Geheimniß öffentlich bekannt. Und zwar nicht allein, weil Dinge dieser Art überhaupt nicht verschwiegen bleiben — das Gerücht ging dies Mal eher irre —, sondern zunächst, weil auch noch ein dritter Hof, der albertinische Herzog Heinrichs zu Dresden, sich um die Sache bekümmerte.

Es schien, als wollte man sich dort der Landgräfin annehmen, die eine Prinzessin dieser Linie war. Als die Mutter des Fräuleins

1) 10. Dec. 1539. De W. V, 236. C. Ev. III, 850.

2) Art. 121, nach den Canonisten und im Gegensatz gegen die Bambergische Constitution, welche Bigamie für nicht capital erklärt. Gerstlacher Handbuch der Reichsgesetze Bd. XI, II, p. 2669. Malblank Geschichte der P. Gerichts-Ordnung p. 207. Uebrigens hatte der Landgraf die P. HGO. schon 1535 selbst in seinem Lande eingeführt.

3) Seckendorf p. 279.

nach Sachsen zurückkam, ward sie von ihrem Gute an den Hof geholt und gleichsam peinlich befragt. Um ihre Ehre zu schützen, legte sie die Schriften vor, mit denen sich der Landgraf bei ihr selbst gerechtfertigt hatte. Hierauf erhob sich aber ein noch viel lauteres Geschrei, wie über das unerhörte, ärgerliche Beginnen des Landgrafen, so auch über den Churfürsten, den man für einverstanden hielt und dem man auch den Beirath der Theologen zur Last legte. Johann Friedrich war ganz erstaunt und entrüstet[1]). Er glaubte dort auch nach der geschehenen großen Veränderung wieder den üblen Willen wahrzunehmen, der unter der frühern Regierung vorgewaltet. Bittere Schriften wurden gewechselt: Botschafter gingen von einem Hoflager nach dem andern: Tagsatzungen wurden gehalten; der Landgraf erklärte endlich, das Geheimniß sei ihm unerträglich: er wolle und müsse desselben überhoben werden.

Melanchthon war auf der Reise nach Hagenau begriffen, als diese Dinge ins allgemeine Gespräch kamen. Er war nicht stark genug, um die Mißbilligung jenes Beichtraths, den er mit Luther ausgestellt, die er von allen Seiten vernahm, zu ertragen. Die schmerzlichen Gedanken, die er sich darüber machte, warfen ihn in Weimar aufs Krankenlager und man glaubte seine Genesung nur der kräftigen Zusprache, dem Gebete Luthers zu verdanken. Luther, aus stärkerem Stoffe gebildet, erhob sich auf einen Standpunkt, von welchem er die Sache ruhiger ansah. Es sei ein Unterschied, sagte er, was in den Nöthen des Gewissens vor Gott möge nachgegeben werden, und was in äußerlicher Ordnung auf Erden recht sei. Würde der Landgraf den Rathschlag offenbaren, so würde er sich aus göttlichem Gericht in menschliches begeben, wo ihm damit nicht geholfen werden könne. Er bat ihn um Gottes willen, seine Feder nicht rege zu machen[2]).

Was man nun aber auch sagen oder verschweigen mochte, so wurde die Sache überall ruchtbar. Im Sommer 1540 findet man ihrer schon in weiter Ferne in ganz gewöhnlichen Privatbriefen erwähnt.

Und wie hätte sie nun nicht den größten Anstoß erregen sollen!

1) Schreiben Johann Friedrichs an Philipp Dienstag Viti 1540. Seinen Räthen befiehlt er, dem Landgrafen keinen Beistand zu leisten: „Dieweil dies ein groß vast unerhort werk; hette es von den Theologen gerathen wer da wolt, so wäre es vor ein recht gegen der welt zu verteidingen unmüglich.“

2) Bei Rommel II, 414.

„Wer hat in langer Zeit", schreibt Joachim II, der eben mit der Abfassung seiner Kirchenordnung beschäftigt war, „jemals von einer thörichtern Sache gehört." Er meint, es müsse dem Teufel viel Arbeit gekostet haben, um dem Evangelium einen solchen Klotz in den Weg zu werfen [1]).

König Ferdinand soll gesagt haben, er sei eine Zeitlang der evangelischen Lehre sehr geneigt gewesen, doch habe diese Sache eine andere Meinung in ihm erweckt.

Und wer könnte die Wirkung ermessen, welche ein Aergerniß dieser Art, das aus der Partei hervorging, die in vorzüglichem Grade christlich zu sein behauptete, auf die Stimmung der Gemüther in aller Welt hervorgebracht hat?

Auch diejenigen Sachen aber, welche unmittelbar in die Augen fielen, waren für den Fortgang der Dinge von größter Bedeutung.

Die vornehmste war, daß der Landgraf, dem man sogar von dem Mittelpunkt seiner Partei her mit Kaiser und Reich drohte (hat doch Luther selbst einmal darauf provocirt), sich dem Kaiser annäherte.

Nicht als ob der erste Grund dazu aus dieser Angelegenheit entsprungen wäre: wir wissen, wie nach dem Frieden von Cadan ein besseres Vernehmen entstand und seitdem von Lunden und Königin Maria unterhalten wurde; doch um vieles enger schloß sich der Landgraf nunmehr dem Kaiser selbst an; er sagte, er müsse Mittel suchen, um Leib und Gut, Land und Leute zu retten. Bei der Zusammenkunft zu Worms, auf dem Reichstag von Regensburg zeigte er eine unerwartete Nachgiebigkeit, er fesselte endlich seine ganze Politik durch das engste Bündniß mit dem Kaiser.

In demselben Grade mußte nun aber auch sein Verhältniß zu anderen Bundesverwandten, namentlich zu Johann Friedrich, lockerer werden.

Johann Friedrich zeichnete sich eben durch die sittlich strenge Haltung, die er beobachtete, vor allen Zeitgenossen aus.

Nicht allein seiner Gemahlin hielt er unverbrüchliche Treue, sein Hof war überhaupt ein Muster von guter Zucht und Sittsamkeit; auch sein Feldlager wußte er in dieser Hinsicht in Ordnung zu halten.

2) Am Tag Johannis Baptistä 1540. (Dessauer Archiv.)

Nie ging ein unzüchtiges Wort aus seinem Munde; eine Unwahrheit hätte er um keinen Preis ausgesprochen: auf jede seiner Zusagen konnte man sich heilig verlassen. Wir lesen in dieser Zeit so viel von geheimen Ränken, hinterlistigen Umtrieben. In Johann Friedrich war kein Falsch. Er sagte nicht allein nichts, was er nicht dachte: er dachte auch nichts, was er nicht hätte sagen dürfen. Da uns eine große Zahl seiner geheimsten Briefschaften zu Handen gekommen, so können wir mit aller Zuverlässigkeit sagen, daß von jenen weitaussehenden Planen, die man ihm zuweilen Schuld gab, nie die Rede gewesen ist. Er war zufrieden, in seinem Land hin und her zu ziehen; von der Hofhaltung zu Weimar, wo er dann und wann fürstliche Nachbarn, seine Freunde, bei sich sah, und ihnen vielleicht ein Trinkgelag veranstaltete, immer aber mit der Rücksicht, daß er nicht des andern Morgens an der Arbeit gehindert würde, — nach einer seiner Bergstädte, wo bei seinem Einzug die schönsten Erzstufen aus neu eröffneten Kuxen vor ihm hergetragen wurden, wo er dann wohl die Einwohner, Männer und Frauen, Alte und Junge, zu sich einlud und ihnen ein ländliches Fest gab, — oder nach seiner Universität Wittenberg, die er zum Theil als seine eigne Schöpfung betrachtete, da er zuerst sie fester begründet, wo unter der Jugend, die aus aller Welt zusammenströmte, auch seine Söhne studirten und die von Melanchthon gegründete Disciplin durchmachten; er versäumte nicht, den feierlichen Redeübungen beizuwohnen, in denen sie ihre Kenntnisse darlegten. Hier befand er sich in dem Mittelpunkt der Thätigkeit des Jahrhunderts und seiner eignen[1]). Von hier war die Lehre ausgegangen, deren Tiefsinn und Kraft sein einfaches ehrliches Gemüth vollkommen durchdrungen hatte. Aufrichtiger als er konnte Niemand überzeugt sein, daß diese Lehre den Inhalt des göttlichen Wortes wiedergebe und die unerläßliche Pflicht erheische, sie zu bekennen. Er spottete der Beschuldigung, die Reformation der Kirche sei von seinen Vorfahren oder von ihm um der geistlichen Güter willen unternommen worden; er meinte, das würde heißen, die Schüssel zertrümmern, um sich des Löffels zu bemächtigen; so viele Widerwärtigkeiten habe man darüber bestanden und bestehe sie noch; allein es reue ihn nicht; aus der bekannten Lehre sei nun auch alles Gute hervorgegangen, wahrhafter Gottesdienst, Besserung des Volkes,

1) Vorwort zur Dotation der Universität bei Seckendorf III, § 50, p. 142, wo denn auch „der trefflichen Geschicklichkeit" Melanchthons gedacht wird.

auch Erkenntniß des Gehorsams gegen die Obrigkeit; der schmalkaldische Bund habe eine fortwährende Ausbreitung des Evangeliums ohne Krieg noch Blutvergießen hervorgebracht. Unaufhörlich arbeitete, schrieb er dafür[1]). In den Archiven finden sich eigenhändige Aufsätze von mehreren Bogen von ihm, welche zugleich in aller Weitläufigkeit damaliger Canzleiformen, so daß er von sich selbst nicht selten in der dritten Person mit dem Prädicat churfürstliche Gnaden redet, abgefaßt sind. Die Entwürfe seiner Räthe corrigirt er von Anfang bis Ende durch und bedeckt den Rand des Papieres mit seinen Zusätzen. Und man dürfte nicht etwa glauben, daß er hierin dem Rathe seiner Theologen, namentlich Luthers, zu viel gefolgt sei. Er ist von Ehrfurcht für seinen Doctor durchdrungen: ein Blatt von ihm sei ihm lieber als ganze Bogen von andern: sein Wort dringe ihm durch Mark und Bein; er läßt den Tadel nicht gelten, der nicht selten über seine Heftigkeit erhoben wurde, denn er werde wohl weiter sehen und mehr verstehen als andre. Aber in den Geschäften giebt er ihm vielleicht weniger Gehör, als gut gewesen wäre. Nicht selten ist Luther über das Verhalten, das am Hofe beliebt ward, mißvergnügt: „mir kommen Gedanken", sagt er einmal, „von denen ich wollte, sie kämen mir nicht"[2]). Hie und da habe ich sogar zu bemerken geglaubt, daß sich in Luther selbst eine ursprünglich richtige und reinere Auffassung durch die Einwirkung des Hofes trübte.

Was den Fürsten beschränkte, war der mancherlei nachbarliche Hader, in dem er befangen war. Einer Sinnesweise wie der seinen widerspricht es nicht, daß er, sehr entfernt, nach dem Fremden und Entlegenen zu trachten, doch seine Rechte und Ansprüche, die er freilich für unleugbar hielt, mit Eifersucht behauptete. Dem Grafen von Schwarzburg, der seine Herrschaften beim Reiche zu versteuern Miene macht, schickt er unverzüglich einen Drommeter nach Arnstadt und läßt ihm ungnädige Anzeigung thun; den Erfurtern, die ihm einen Abtrag versagen, läßt er dafür das Amt Großrudstedt mit bewaffnetem Volk entreißen. Nun geschah aber, daß Streitigkeiten dieser Art nur allzu oft und allzu nah mit der Religionssache in

1) Melanchthon soll gesagt haben, der Churfürst lese und schreibe täglich mehr als er und Aurifaber, welche für die arbeitsamsten unter den Wittenberger Professoren galten, zusammengenommen. So hörte Roger Asham von Joh. Sturm. (Waitz.)

2) Luther an Justus Jonas: Aula est sapiens, et gaudet se esse actricem: — olim et ipsi vellent sese fuisse spectatores — incipio unice gaudere, nos ab aula contemni et excludi. De W. IV, 627.

Berührung kamen. Wir wissen, wie Johann Friedrich mit seinen Nachbarn, Albrecht und Georg, die den alten Glauben in Norddeutschland aufrecht zu erhalten suchten, in mannichfaltige Händel über allerlei Besitzthümer, Ansprüche, Gerichtsbarkeiten, z. B. mit dem Letztern über das Burggrafthum zu Magdeburg und das Grävengeding in Halle verwickelt war. Von Heinrich von Braunschweig fürchtet er, er hege Gedanken wie seine Altvordern, Heinrich der Stolze und Heinrich der Löwe, und trachte nach der churfürstlichen Würde von Sachsen. Mit dem Churfürsten von Brandenburg war er auch dann noch in einer Art von Eifersucht, als derselbe dem Bekenntniß beigetreten. Unter anderm erregte jene Gesandtschaft an Luther im Jahre 1541 sein Mißfallen, einmal weil er nicht gern sah, daß der wenigstens nicht geliebte Nachbar, an dessen Festigkeit er nicht glaubte, sich an seinen Doctor wendete; sodann weil er, der Landesfürst, vorbeigegangen worden; er selbst kam mit seinem Canzler herbei, um der Antwort Luthers ihre Form zu geben. In dem Verhältniß zu König Ferdinand durchkreuzten sich unaufhörlich die Sachen der Religion und der Wahl. Es versteht sich, wenn die weltlichen Interessen mit den geistlichen in Widerstreit kommen, zögert Johann Friedrich keinen Augenblick, die erstern nachzusetzen; für ihn beginnt die Gefahr erst, wenn sie zusammenstimmen, ineinanderfallen: dann gewinnt auch das Geringste für ihn eine höhere Bedeutung und er hält es mit Hartnäckigkeit fest. Wer weiß nicht, wie oft kleine, nahe, dringende Rücksichten den Blick in großen Angelegenheiten beschränken? Es ist eine der Mangelhaftigkeiten in dem menschlichen Wesen überhaupt, daß sie zusammentreffen können. Wir werden Johann Friedrich noch einmal begegnen, wo in einem großartigen Unglück alle Schlacken von ihm weggeschmolzen sind und seine religiöse Gesinnung in voller Reinheit strahlt. Damals machte sein Verfahren wohl noch den Eindruck, als wolle er „über alle Augen halten, die er im Würfelspiel geworfen"[1]. Er zeigte sich reizbar, mißtrauisch, eigensinnig und durch kleine Verhältnisse in engem Gesichtskreise befangen; die Mittel, die er ergriff, entsprachen oft mehr seiner Stimmung, als daß sie auf die Erreichung des Zieles wohl berechnet gewesen wären.

Betrachten wir nur sein Verfahren in der wichtigsten seiner An-

1) Er führt wohl einmal selbst aus, wieso er sich nicht entziehen lassen könne, wozu er sich befugt halte. Ergründete Verantwortung bei Hortleder I, IV, 9, nr. 103.

gelegenheiten damaliger Zeit, der Wiederbesetzung des im Jahre 1541 erledigten Bisthums Naumburg.

Ein Fürst, wie sein Oheim, würde wohl verstanden haben, die Domherren zu einer ihm genehmen Wahl zu vermögen. Johann Friedrich hatte sie aber durch mannichfaltige Anmuthungen geistlicher und weltlicher Natur vorlängst verstimmt, und sie wählten Julius Pflug zum Bischof, von dem sie wohl wußten, daß er ihn nicht mochte. Julius Pflug war einer der gelehrtesten Edelleute Norddeutschlands: gebildet und gemäßigt; aber er hielt an dem Wesentlichen der katholischen Ueberzeugung fest. Johann Friedrich, der ihm Schuld gab, er habe Naumburg zu dem Nürnberger Bündniß bringen wollen, erklärte, daß er ihn nimmermehr dulden werde. Mit unumwundenen Worten ließ er ihn wissen: wer es nicht mit S. churf. Gnade und ihrer Confession halte, den könne S. Gnaden nur als ihren Widerwärtigen betrachten. Die Räthe Johann Friedrichs verhehlten ihm die Gefahr nicht, die er durch einen Schritt dieser Art auf sich ziehe. Das Reich, sagte ihm Brück, den auch Luther hiebei unterstützte[1]), habe sich die bisherigen Anordnungen, von denen nur der niedere Clerus und die Klostergeistlichkeit betroffen worden, gefallen lassen, aber etwas ganz anderes sei es, nun auch die höhere Geistlichkeit, einen Bischof anzugreifen: da werde sich alles entgegensetzen, was dem Papstthum noch anhänge[2]). Der Churfürst wandte ein, auch in Dänemark, Schweden, England und dem Herzogthum Preußen habe man Veränderungen vorgenommen, der Kaiser selbst habe in Lüttich und Utrecht etwas Aehnliches gethan; es gebe keinen Potentaten, der ihn darüber angreifen werde, und das Kammergericht fürchte er nicht. Er vergaß, daß sein landesherrliches Recht so unbestritten nicht war, daß man jetzt vor allem sich hüten mußte,

1) Schreiben Luthers 24. Jan. 1541. De W. V, 331.

2) Gregor Brück an den Churfürsten Sonntag nach Erhardi 1541: „denn wiewol der papstlich Hauf bis anher hat zugesehen, das man gemeyner Pfaffen, Mönche und Nonnen halber beruhrte Verordenungen vorgenommen, so lassen sich doch verdunken, man wolle nu dergleichen der bischove halber auch furnehmen, dem wollen sie nu wehren und kais. Mt. zu Hülfe nehmen, der Kaiser und die Pfaffen möchten leicht mit Confirmirung des Papsts ein bischof setzen." Der Churfürst erklärt diese Bedenklichkeiten für „etwas weitläufig, dazu auch kleinmüthig". Brück bleibt dabei, daß der Churfürst die Sache berge und dissimulire, bis zu seiner Zeit, die nicht fehlen könne; und behalte ihm der Pfaffen Untreu zu einer Ursach christlicher Reformation zu seiner Zeit. (W. A.)

die Majorität, die schon im Zerfallen begriffen war, wieder zu vereinigen. Die Wittenberger Theologen hätten wenigstens gewünscht, daß ein Reichsfürst, z. B. Georg von Anhalt, mit der geistlichen Verwaltung beauftragt worden wäre, und Luther gab demselben das beste Zeugniß; aber Johann Friedrich fürchtete die Verbindung, in welcher Fürst Georg mit Erzbischof Albrecht stehen könnte, und zog den Licentiaten Nicolaus von Amsdorf vor, dessen Sinnesweise der seinen ohnehin entsprach. Die weltliche Verwaltung nahm er selber an sich.

Und wäre nun der neue Bischof nur auch ernstlich zu durchgreifenden Verbesserungen unterstützt worden!

Luther beklagte sich, der Hof unternehme eine Sache kühnlich: ehe sie aber noch recht ins Geleise gekommen, wenn man nur die Welt aufs neue auf sich geladen habe, rege keiner die Hand.

Natürlich erfüllte Julius Pflug das Reich und den kaiserlichen Hof mit seinen Klagen, und es spann sich dort eine neue, weitaussehende Streitigkeit an. Aber auch in der Nähe zeigten sich widerwärtige Folgen. Der meißnische Adel fühlte sich in Pflug, der einem seiner vornehmsten Geschlechter angehörte, abermals beleidigt.

In einer verwandten Angelegenheit brach gleich darauf ein Hader zwischen beiden Landschaften aus, der ernsthafter zu werden drohte als jemals ein andrer.

Bei der Erbtheilung der beiden Linien im Jahre 1485 war auch der Schutz und die Hoheit über die drei Bisthümer vertheilt worden: den Albertinern war Merseburg, den Ernestinern Naumburg zugefallen; Meißen sollte beiden gemeinschaftlich sein [1]).

Im Laufe der Zeit, bei der fortgehenden Ausbildung des Territorialstaats, war nun aber geschehen, daß auch von dem Stifte Meißen ein Theil sich mehr dem einen, ein andrer dem andern Fürstenthum anschloß. Namentlich erkannte das Amt Wurzen die Hoheit der Ernestiner. Sie hatten da das Geleite der Straßen, sie em-

1) Der Theilzettel sagt: das Bisthum Meißen „soll in unsers l. Bruders, unsrer und unser beider mannlicher ehlicher leibserben samptlichen schutz, schirm, vertaidung und handhabung seyn." Dies war durch den Grimmaischen Machtspruch bestätigt. (W. A.)

pfingen die Beschwerden über die bischöfliche Verwaltung; ihnen ward die Heeresfolge geleistet, wie z. B. im Bauernkriege: man beobachtete ihre Landesordnungen. Allein sie mußten, wie an vielen andern Stellen, auch hier Gegenwirkungen der in der Nähe mächtigern Albertiner erfahren, und zwar umsomehr, seitdem die Religionsspaltung ausgebrochen, wo sich dann der Bischof natürlicher Weise lieber an den katholischen Fürsten hielt: Herzog Georg hatte unter andern in den letzten Jahren die Türkensteuer auch von Wurzen eingebracht.

Nun war zwar nach dessen Ableben Herzog Heinrich unter dem Einfluß Johann Friedrichs eingesetzt und befestigt worden, — nach dem Tode Heinrichs im Jahre 1541 hatte sich Johann Friedrich auch um dessen Nachfolger Moritz ein großes Verdienst erworben. Auf Antrieb seiner Gemahlin und seines allvermögenden Ministers, Schönberg, hatte nemlich Heinrich ein Testament aufgesetzt, nach welchem das Land zwischen seinen beiden Söhnen getheilt werden sollte. Eine selbstsüchtige Politik würde hierin vielleicht die Gelegenheit gesehen haben, sich über die gesonderten und daher schwächeren Stammesvettern eine fortwährende Autorität zu sichern. In dem ehrlichen Johann Friedrich kam aber ein Gedanke dieser Art nicht auf: er trug vielmehr nach Kräften dazu bei, daß Moritz in den Besitz des ungetheilten Landes gelangte[1]). All das aber führte doch noch immer zu keinem vollständig guten Verhältniß: nicht einmal bei Heinrich, der z. B. sich der Ordnung des schmalkaldischen Bundes niemals ganz unterwerfen wollte; noch viel weniger aber bei Moritz, der die alten Räthe des Herzogs Georg wieder hervorzog, und nicht gemeint war, um vergangener Wohlthaten willen, wie groß sie auch sein mochten, momentane Beeinträchtigungen zu dulden, auch nur in geringen Dingen.

Als im Jahre 1542 eine neue Türkensteuer ausgeschrieben ward, versäumte der Bischof, wie er wohl schuldig gewesen wäre, die zur Einbringung derselben angeordnete ständische Versammlung des Ernestinischen Fürstenthums zu besuchen: auf die Anforderung Johann Friedrichs gab er nur ausweichende Antworten; jetzt aber war dieser sein Recht wenigstens in Wurzen geltend zu machen entschlossen: ohne erst bei seinem Vetter anzufragen, ließ er diesen Ort im März 1542

1) Schreiben Johann Friedrichs an Philipp Dienstag in Pfingsten. Es war ein Testament zu Gunsten Augusts gemacht worden: Johann Friedrich erzählt, er habe Moritz gewarnt, sich nach Dresden zu begeben, wo er leicht verleitet werden könnte, das Testament anzunehmen. (W. A.)

mit Truppen besetzen, die Stände des Amtes versammeln und sie von seinetwegen zur Zahlung der Steuer auffordern[1]).

Hierüber aber gerieth nun die Albertinische Landschaft in Feuer und Flamme. Mit einem Theile des Adels stand der verletzte Bischof in Verbindung; ein andrer war durch die Pflugsche Sache aufgeregt; jetzt glaubten die beleidigten alten Räthe eine Gelegenheit gefunden zu haben, um sich zu rächen; in dem jungen Fürsten erhob sich der leicht zu begreifende Ehrgeiz, nichts zu verlieren, was seine Vorweser besessen. Er forderte seine thüringischen, meißnischen und gebirgischen Mannschaften zusammen und erschien mit einer bedeutenden bewaffneten Schaar im Feld[2]).

Eine so drohende Demonstration hatte der Churfürst doch nicht erwartet. Auch er mahnte nun seine Landsassen auf, aus dem Amte Weimar allein 100 M. z. Pf., 1800 M. z. F., und stellte ein wenigstens nicht minder zahlreiches Heer dem Herzog entgegen. Es schien, als würden die beiden Vettern, beide evangelische Fürsten, unmittelbar an einander gerathen.

Ganz bestürzt war Luther, daß der alte Hader, der durch die Einführung der evangelischen Lehre gehoben zu sein geschienen, nun doch in aller seiner verhaltenen Wuth hervorbrach. Zwischen den kriegbereiten Schaaren ließ er, ihr Apostel, seinen mächtigen Friedensruf ertönen. „Der Satan suche aus diesem Funken ein Feuer aufzublasen, zur Freude der Feinde, zum Gelächter der Türken. Wie werde die Welt spotten, daß die Evangelischen, die ihr den Weg zum Himmel zu weisen vorgeben, eine so geringe Sache nicht in Frieden auszumachen verstehen. Bisher sei das Hofgericht nicht befragt, noch die Stände und Gelehrten des Landes, noch die erbvereinigten Fürsten: ohne Weiteres richte man Aufruhr an in einem Lande, dessen beide Fürsten unter zweier Schwestern Herzen gelegen, wo der Adel in vetterlicher, beinahe brüderlicher Verwandtschaft stehe, Bürger und Bauern gegen einander Söhne und Töchter gegeben und genommen. Er seinerseits trete zu dem Theile, der Friede und Recht anbiete; der könne sich fröhlich wehren und der Vergebung seiner Sünden gewiß sein; den Unfriedlichen und Rachgierigen dagegen kündige er

1) Ein Bedenken von Brück Montag nach Invocavit erörtert alle Verhältnisse. Nur mit Ungeduld hatte man dem Herzog Georg nachgesehen. „Die Meißner werden sich jetzo unterstehn, den Bischof ganz an sich zu ziehen.“

2) Langenn, Moritz Herzog und Churfürst zu Sachsen S. 138.

an, daß sie, wenn sie im Krieg umkommen, ewig verdammt sein werden." Er wandte sich an die Mannschaften im Felde und forderte sie auf, den unfriedfertigen Fürsten zu verlassen[1]).

Und in diesem Augenblick erschien auch bereits Landgraf Philipp, der noch nicht versöhnt, weder mit Johann Friedrich noch mit Luther, doch unmöglich den Ausbruch einer Fehde unter seinen nächsten Verbündeten und Freunden dulden konnte. Hatte Luther die großen Verhältnisse vor Augen gestellt, gegen welche die Irrung anstieß, so lag dem Landgrafen das Amt ob, diese selber nun in ihren kleinen Beziehungen auszutragen. Es ward ihm schwer genug: er sagt einmal, er sei dabei lebendig im Fegfeuer; aber endlich gelang es ihm doch. Es ward eine Abkunft geschlossen, nach welcher Wurzen dem Bischof zurückgegeben, aber dessen Verpflichtnng, seine Türkensteuer zur Hälfte dem einen, zur Hälfte dem andern Fürsten zu überliefern, ausdrücklicher als jemals festgestellt ward. Beiden Linien sollte die Hoheit im Bisthum gemeinschaftlich zustehn: sie sollten beide (worüber viel gestritten ward) in den verschiedenen Aemtern desselben den freien Durchzug haben; im Amt Wurzen sollte die Visitationsordnung des Churfürsten, im übrigen Stifte die des Herzogs beobachtet werden[2]).

Man sieht wohl, die Abkunft war dem Churfürsten sehr günstig. Nun habe derselbe doch, sagt Melchior von Osse, einen Fuß ins Land Meißen gesetzt; wären nur die Veranlasser dieser Unlust um eine Spanne kürzer gemacht worden: da sie wohl dafür gesorgt, daß das nicht geschehen, so werde noch mancher Widerwille im Hause Sachsen erfolgen.

Fürs Erste war jedoch die Beilegung dieser Händel, zumal da die Unterhandlungen dazu beigetragen hatten, das Vertrauen zwischen Johann Friedrich und Philipp wieder herzustellen, ein großes Glück.

1) 7. April de W. V, 456. Bei allem Eifer drückt sich Luther doch sehr gemäßigt aus, wenn man sich erinnert, daß er im Grunde den Meißnischen Adel, „genus hominum superbia luxu libidine avaritia usura impietate perditissimum", für den eigentlichen Urheber des Krieges hielt. S. Briefe vom 7. 12. 13. 19. April bei de W. und Auszug des Briefes vom 12. bei Langenn p. 141.

2) Vertrag Wurzen halber Montag nach Ostertag 1542 im Weim. Arch.; bei Du Mont IV, II, 226.

Während es sich anließ, als würden zwei der mächtigsten evangelischen Fürsten unter einander handgemein werden, kamen auf der andern Seite die alten Feindseligkeiten der reichsständischen Mehrheit, die so lange gedroht, wenigstens an Einem Punkte wirklich zum Ausbruch.

Durch den Widerspruch, der immer stärker wurde, war das Kammergericht nur um so heftiger gereizt worden. Die Beisitzer desselben, die mit den Priestern in Speier zusammenlebten, mit ihnen aßen und tranken und eben so viel Anstoß gaben wie sie, waren zwar nicht etwa sehr eifrige Gläubige; sie meinten: glauben möge jeder, was er wolle, allein auf den Rechtspunkt komme es an in der Welt; aber nur um so mehr schalten sie auf die protestantischen Fürsten, auf das, was sie deren Kirchenraub nannten; sie gedachten ihrer nie ohne Schmähungen [1]). Wir erinnern uns der Klagen, welche Herzog Heinrich wider die Stadt Goßlar anhängig gemacht, weil sie ein paar Klöster in ihrer Nähe hatte niederreißen lassen, aus denen er sie leicht hätte angreifen können. Ihrer Vertheidigung und Gegenklage, den Einreden der Protestanten und den kaiserlichen Inhibitionen zum Trotz ward doch am Ende die Acht gegen Goßlar ausgesprochen. Während des Gespräches zu Worms ward sie dort an den Kirchthüren angeschlagen. Herzog Heinrich war entschlossen, ein Urtel zu vollstrecken, das ihm die erwünschteste Gelegenheit gab, sich an den verhaßten Nachbarn, mit denen er schon so lange haderte, zu rächen.

Die Protestanten hatten nicht gesäumt, sich der Stadt anzunehmen. Sie wären 1541 nicht nach Regensburg gekommen, hätte der Kaiser die Acht nicht suspendirt [2]). Die sonst günstige Erklärung über die Suspension der Processe, die der damalige Abschied enthielt, genügte ihnen gleichwohl noch nicht: in der Declaration mußte ausdrücklich festgesetzt werden, daß damit auch die gegen Goßlar ausgesprochene Acht suspendirt sein solle. Mit der Erneuerung der Declaration im Jahre 1542 ward auch dieser Artikel erneuert; ja Ferdinand ging damals sogar noch einen Schritt weiter: um alle Ausrede abzuschneiden, erklärte er, die Aufschiebung solle auf die ganze Dauer der Declaration die Kraft einer Lossprechung haben.

Wie von jeher suchten die Protestanten auch jetzt an der kaiser-

1) Pro reformatione camerae imperialis 1542, eine Beschwerdeschrift über die Mängel des Gerichtes, im Berliner Archiv. Sie sagen: „man soll an den Teufel glauben und nur den Pfaffen das Ihre nicht nehmen."

2) Confirmation der Suspension der Goßlarischen Acht. Hortleder I, IV, 38. Du Mont IV, II, 227.

lichen und königlichen Macht einen Rückhalt gegen die Beschlüsse der Majorität und die in ihrem Sinne erfolgenden Gerichtssprüche.

Allein Herzog Heinrich meinte nicht sich darum kümmern zu müssen. Schon vom Reichstag zu Regensburg schrieb er in sein Land, die kaiserliche Suspension laufe wider die Ordnungen des Reiches und könne ihn nicht binden; er befahl seinem Großvogt, einem Stechau, sich kein Mandat irren zu lassen, möge es nun vom kaiserlichen Hofe oder vom Kammergericht kommen [1]). Demgemäß verfuhr er, als er zurückgekehrt, auch selber. Herzog Heinrich hat später, nach seinem Unglück, auch bessere Zeiten gehabt, damals aber schien er nichts zu kennen, als seine Begierden und Wünsche. Ihm machte es nicht so viel Scrupel, wie seinem hessischen Nachbar, seiner Gemahlin untreu zu werden: einem jungen Hoffräulein derselben ließ er in Gandersheim Vigilien und Seelmessen halten, indeß lebte sie auf dem hohen Schloß zu Staufenburg und empfing Jahre lang seinen regelmäßigen Besuch. Den eignen Bruder hat er 12 Jahre lang gefangen gehalten und ihm am Ende nur gegen den nachtheiligsten Vertrag die Freiheit zurückgegeben. Auch im täglichen Leben war er nicht gewohnt Rücksicht zu nehmen. Ich finde Bemerkungen darüber, daß er beim Churfürsten von Brandenburg eintritt, während dieser speist, und sich das nicht hindern läßt, ein Zwiegespräch mit ihm zu suchen: daß er beim Gelag, wenn ihm ein älterer Fürst nicht mit gleich starken Zügen Bescheid im Trunke thut, gleichsam beleidigt aufsteht. Auch in öffentlichen Dingen weiß er nur von sich selber, niemals von den Andern. Wenn er um sich sah, so konnte ihm nicht entgehn, daß er jetzt weder bei dem Kaiser, noch bei seinen nähern Verbündeten auf Hülfe rechnen dürfe. Der Stellvertreter des Erzbischof Albrecht in Magdeburg hat ihn sogar gewarnt und ihm lediglich friedliche Rathschläge ertheilt. Er mußte sich besinnen, daß der allvermögende bairische Rath, über den er sich wegwerfend ausgedrückt, sein Freund nicht war. Erwägungen dieser Art aber lagen nicht in seiner Sinnesweise. Trotzend auf das Recht, das ihm durch das Urtel zu Theil geworden, schritt er gegen Goßlar täglich gewaltsamer vor [2]). Die Besitzthümer derselben, die in seinem Gebiete

1) Schreiben Heinrichs Mittwoch nach Dorotheä. Hortleder I, IV, 46, p. 877.

2) Sein Plan zeigt sich schon in folgender Stelle eines Briefes an Held, Nov. 1540: „wiewohl wir . . wohl vertrauwen, die Statt Goßlar in 4 Wochen zu erobern, wann wir ihnen allein die Zufuhr verlegten, denn sie haben weder Leut noch zu fressen darinnen.“

lagen, zog er ein; die Bauern auf diesen Gütern mußten das Getreide ausdreschen und das Korn in die Hauptorte seiner Gerichte führen [1]); ihre Renten und Zinsen mußten in seinen Aemtern gezahlt werden. Auch von andern Seiten schnitt er ihnen die Zufuhr ab; er ließ Holz in ihren Forsten schlagen; wehe dem, der sich außerhalb der Mauern betreten ließ! In ein ähnliches Verhältniß setzte er sich zu gleicher Zeit gegen Braunschweig, obwohl er hier größeren Widerstand fand. Wenn er die Eichen des Stadtforstes fällen ließ, kamen ihm die Bürger wohl darin zuvor, daß sie das Holz nach Hause fahren ließen. Wenn er sich an braunschweigischen Bauern vergriff, so setzte die Stadt dagegen fürstliche Bediente fest. Schon ließ er auch hier die gewohnten Straßen verlegen und befahl in seinen Dörfern, Gräben zum Kriegsgebrauch zu ziehen [2]). Die Stadt entschuldigt das Ausbleiben ihrer Gesandten zuweilen mit der Leibesgefahr, womit ihr ungnädiger Herr einen Jeden bedrohe, der das Weichbild verlasse.

Es leuchtet ein, daß die beiden Städte in Gefahr waren, Goßlar in einer sehr nahen und dringenden, in die Hände des Herzogs zu fallen. Vergebens schickte König Ferdinand seine Abgeordneten, Eberhard von Freiberg und Dr. Knoller, um ihn zu warnen. Er antwortete, er werde die ergangene Acht vollstrecken, und sollte er darüber Güter und Vermögen zusetzen.

Das entspricht doch dem Gedanken des rechtlichen Krieges, welcher 1530 gefaßt worden, aus welchem die Verbindungen von Halle und von Nürnberg hervorgegangen waren; jetzt wurde eigentlich der erste ernstliche Versuch gemacht, ihn auszuführen, ein im Sinne der Majorität erfolgtes Urtel durch offene Gewalt zu vollstrecken.

Eben hiegegen aber war der schmalkaldische Bund geschlossen worden. Auf dem Reichstag zu Speier gaben die Bundesverwandten den beiden Oberhauptleuten Vollmacht, wofern der Herzog den königlichen Befehlen keine Folge leiste, der Stadt Goßlar zu Hülfe zu kommen und sie im Namen Aller zu entledigen [3]).

1) Klagschrift von Goßlar: „welches sich über 1000 Scheffel Korns, unser Stadt Maßen, der drei und vierthalb auf ein Fuder einsmals kunnen geladen und gefurt werden, thut erstrecken."

2) Tobias Olfen Geschichtsbücher der Stadt Braunschweig S. 21.

3) „Wird von den Stenden eracht, wo die Puncten gemeldter Urkunth (Versicherung von Speier) dero von Goßlar wirklich Volge geleistet und gehalten werde, das denen von Goßlar damit geholfen und sie irer beschwerungen erledigt seyn sollen; im Fallh aber do der Stat Goßlar das alles . .

Nach Beilegung jener Wurzener Irrungen hatten diese wieder freie Hand und konnten die Sache ernstlich ins Auge fassen.

Dazu dienten nun doch die Verbindungen des Landgrafen, daß von keiner Seite Widerstand zu erwarten war. Leonhard von Eck hatte ein Geschenk desselben angenommen und ihm dafür das Wort gegeben, daß sein Herr dem Braunschweiger nicht zu Hülfe kommen sollte. Granvella hatte ihm gesagt: Herzog Heinrich verrechne sich, wenn er, auf den Beutel des Kaisers zählend, Krieg anfangen wolle; würde er eine oder die andere Stadt vergewaltigen, so werde ihm der Kaiser dann mit nichten beistehn. Worte, die fast eine Ermuthigung in sich schließen, den Herzog zu züchtigen.

Die Frage konnte nur sein, ob man einfach den beiden Städten Hülfe zuschicken oder dem Feinde selbst mit aller Gewalt zu Leibe gehn sollte.

Ohne Zweifel wäre das Erste dem bisher eingehaltenen Systeme bei weitem angemessener gewesen: man wäre nicht über die Grenzen der Vertheidigung hinausgeschritten; man hätte nicht den Verdacht auf sich geladen, als wolle man auch diesseit das Recht des Stärkeren geltend machen und dem Kaiser gewissermaßen in sein Amt fallen. Dagegen aber zog man in Betracht, daß eine Hülfe dieser Art nicht vermögen werde, die Ueberlegenheit des Herzogs zu brechen, daß sie nur den Städten zur Last fallen und ihr Verderben vollenden dürfte [1]). Ist es wohl überhaupt ausführbar, sowie man zur Anwendung der Gewalt schreitet, dieselbe so streng in bestimmte Schranken einzuschließen? Nicht allein jene Streitschriften, sondern auch Mordbrennereien, die in den evangelischen Ländern auf eine erschreckende Weise überhand nahmen und in Folge der freilich auf der Tortur erpreßten Geständnisse auf Herzog Heinrich zurückgeführt wurden, hatten eine heftige Erbitterung hervorgebracht. Genug, nach

nit erfolgen, oder Herzog Heinrich nit pariren, sondern nichtsdestoweniger mit der Execution der vermeinten Acht wider den nächsten Regensburgischen, den hiesigen speirischen Abschied, kaiserl. Declaration und der kaiserl. Commissarien Urkunth und Versicherung fürfahren, . . so ist von inen Stenden geschlossen, daß die von Goßlar auf solchen Fallh die Oberhauptleute ersuchen, welche sich dann vermöge der Einnung und Verfassung dermassen halten sollen, wie sich in Craft derselben gebürt, und dadurch die von Goßlar irer zugefügten Beschwerden durch Hülfe und Beistand entlediget und nicht verlassen werden."

1) Lauze I, p. 484: „wen sie schon denselben Stedten weitern zusatz vberschickten, wurden sie sich doch nur selbs, on allen nutz der Stedte bekriegen, als dardurch die Stedte mehr verderbet den gerettet wurden."

wiederholten Berathungen zu Eisenach erklärten die beiden Hauptleute, sie seien entschlossen, Frieden an dem Friedbrecher zu suchen und mit hinreichender Macht, denn eine geringe Anzahl könne nicht helfen, auf Sonnabend Mariä Magdalenä im Felde zu erscheinen.

Der Landgraf brachte 13 Fähnlein oberländische, 4 Fähnlein niederdeutsche Landsknechte, der Churfürst überhaupt 15 Fähnlein Knechte aus beiden Landesarten zusammen; jeder hatte 2000 Reiter; sie vereinigten sich bei Gandersheim. Indessen hatte man zu Braunschweig nicht allein ein paar tausend Mann zu Roß und Fuß geworben: der Rath erinnerte die Bürgerschaft, daß sie jetzt zu ewigem Nachruhm ihre Freiheit mit ihren Händen erkämpfen könne: eine gute Anzahl Bürger und Bürgersöhne hatten hierauf die Waffen ergriffen und erschienen in drei Haufen im Feld. Auch Goßlar fehlte nicht. Alle zusammen mochten eine Masse von 20000 M. bilden[1].

Wie hätte Herzog Heinrich einem so überlegenen, ihn zugleich im Innern seines Landes und von den Grenzen her bedrängenden Feinde eigentlichen Widerstand entgegensetzen können? Seine Hoffnung beruhte allein darauf, daß seine festen Häuser, vor allem Wolfenbüttel, wohin er die Getreuesten seiner Ritterschaft und einen Theil der Mannschaften von Städten und Dörfern[2]) versammelt hatte, sich so lange behaupten würden, bis er ihnen Hülfe bringe. Um diese herbeizuholen, verließ er selbst mit seinem Sohne das Land.

Nach dem ersten Bezeigen und Anschein zu urtheilen, mußte man glauben, wenigstens das feste Wolfenbüttel würde sich auf das Tapferste vertheidigen. Dem Trompeter, der die Aufforderung brachte, antwortete die Besatzung, er möge über drei Jahre wieder nachfragen; der Hausmann vom Thurm empfing die Heranrückenden mit der Melodie eines Schimpfliedes[3]). Als man in der Nähe zu schanzen begann, machten die Belagerten einen Ausfall, der ihnen sehr gut gelang und einen nicht geringen Schrecken unter den Bundestruppen verbreitete: sollte die Schanze vollendet werden, so mußte der Landgraf persönlich daran Theil nehmen. Ueberhaupt zeigte sich Philipp ebenso geschickt wie unermüdlich. Er schlich sich wohl in einem Bauerkittel bis hart an die Feste, um die schwächsten Stellen der Mauer zu beobachten: dahin ließ er dann das schwere Geschütz, das er bis einen Steinwurf weit herangebracht, mit aller Kraft wir-

1) Schärtlin p. 57. Chyträus 455. Tobias Olfen p. 32.

2) Lichtenstein Beitrag zur Gesch. des schmalk. Bundes p. 20.

3) „Hat dich der schimpf gerauwet, so zeuch nu wiederum heim."

ken. Jener Thurm, von dem er so spöttisch begrüßt worden, ward zuerst niedergeschossen, und hierauf boten sich die niederdeutschen Knechte zum Sturme an. Dazu brauchte es jedoch nicht zu kommen. Die Eroberung des ganzen Landes, auch der übrigen Festen, die Entfernung des Landesfürsten und der Ernst des Angriffs machten allmählig so viel Eindruck bei der Besatzung, daß sie sich zu freiwilliger Uebergabe entschloß. Am 13. August zogen die Evangelischen triumphirend in die Feste ein. Eine Fahne ward aufgesteckt, auf welcher die Wappen der verbündeten Fürsten, Grafen und Städte vereinigt waren. Der Hofprediger des Landgrafen hielt die erste evangelische Predigt zu Wolfenbüttel, zu der er den Text vom ungerechten Haushalter wählte[1]).

Und wie sehr hatte sich der Herzog getäuscht, wenn er irgendwoher Hülfe herbeizuführen hoffte. An dem eben versammelten Reichstag von Nürnberg war man vielmehr unwillig über ihn, daß er diese Unruhen veranlaßt. Die königlichen Räthe sagten, es sei ihm nach seinen Thaten geschehen. Der König selbst, dessen ganze Seele mit der Unternehmung gegen die Osmanen beschäftigt war, wünschte nur, daß die Protestanten nicht weiter schreiten und andere Stände angreifen möchten: da sie ihm dies versprachen und zugleich sich erboten, wegen ihrer Kriegsübung vor Kaiser und Reich Rede zu stehen, so gewährte er ihnen dagegen der Röm. Kais. Majestät, seine eigne und des Reiches Sicherheit[2]).

Man mußte erwarten, daß das Kammergericht sich hiebei nicht beruhigen, daß es dem Herzog nicht immer an Freunden fehlen werde. Um so enger schlossen sich die Protestanten an einander.

Unmittelbar nach dem Kriegszug fand eine Versammlung des schmalkaldischen Bundes zu Braunschweig Statt. Obgleich die Mitglieder nicht ohne Ausnahme das Verfahren der beiden Hauptleute gebilligt hatten, wie man denn namentlich in Nürnberg auch ungleiche Reden vernommen, so waren doch jetzt Alle einverstanden: Alle zeigten sich davon durchdrungen, daß es kein andres Mittel gegeben habe, die Städte zu schützen; sie verflichteten sich sämmtlich, diese Sache gleichmäßig mit den beiden Fürsten zu vertreten und durchzuführen.

Darauf kam es nun vor allem andern an. Es war das große protestantische Interesse.

1) Bünting. Rehtmeier II, 901.

2) Königl. Mt. Versicherung 24. August 1542. Hortleder I, iv, c. 43.

Es konnte noch nicht genügen, blos die Execution eines Urtels gehemmt und den Versuch einer solchen mit Waffengewalt verhindert zu haben: des Gerichtes selbst, von welchem diese Entscheidung ausgegangen und das jetzt mit noch gefährlichern drohte (die Revision, welche beschlossen gewesen, war in dem Momente, wo sie beginnen sollte, inhibirt worden), mußte man sich endlich einmal und auf immer entledigen.

Am 4. December erließen der Churfürst und der Landgraf eine Erklärung zugleich für sich selbst und im Namen „der hochgebornen Fürsten, wohlgebornen Grafen und ehrbaren Städte" ihrer Verständniß, worin sie auf den Grund der Regensburger Declaration ausführten, daß dem Kammergericht keine rechtmäßige Gerichtsbarkeit gegen sie oder ihre Mitverwandten zustehe[1]).

Am 31. Januar 1543 ward ein abermaliger Reichstag zu Nürnberg hauptsächlich der Türkenhülfe wegen eröffnet. Die Protestanten beantworteten die königliche Proposition mit einer ausführlichen Eingabe, worin sie sich über die neuen Bedrohungen beschwerten, mit denen sie das Kammergericht, aller königlichen Zusage zum Trotz, heimsuche; entweder vollkommene Freiheit ihrer Lehre, oder wenn diese ja nicht bewilligt werden wolle, doch einen festen Rechtszustand forderten; endlich in aller Form auf die Auflösung des Kammergerichts und eine Besetzung desselben mit neuen Mitgliedern antrugen; sie erklärten, unerledigt dieser Sachen würden sie sich in keine Berathung einlassen[2]).

Natürlich aber widersetzte sich die alte Majorität diesen Forderungen mit gewohnter Hartnäckigkeit. Es wäre den Protestanten besonders darauf angekommen, wenigstens der Declaration in dem Reichsabschiede gedacht zu sehen, und der König säumte nicht, es in Antrag zu bringen, aber gegen dieses Actenstück waltete grade die heftigste Aufregung ob. Leonhard von Eck soll gesagt haben, die Welt müsse vergehn, oder alles unter die Herrschaft der Türken gerathen, ehe diese Declaration als ein Gesetz in Deutschland betrachtet werden könne.

Der Abschied, den König Ferdinand am Ende auswirkte, war sonst nicht ungünstig: die Visitation des Kammergerichts ward darin aufs neue festgesetzt; der Herzog von Braunschweig ward ersucht, seine Sache bis zur Ankunft des Kaisers anstehn zu lassen; das in

1) Bei Hortleder, Lünig, du Mont.
2) In den Frankfurter Reichstagsacten.

Speier angenommene Gebot des Friedens ward erneuert. Aber alles dies konnte die Protestanten nicht beruhigen. Landgraf Philipp erinnerte, ein Friedensgebot auf fünf Jahre beweise am besten, daß man keinen beständigen Frieden wolle; keine Visitation und Reform des Kammergerichts könne zum Ziele führen, wenn man die jetzigen Beisitzer beibehalte; die Frist in Herzog Heinrichs Sache sei nur eine Henkersfrist. So dachten sie, wenn nicht alle, doch die Mehrzahl. Sie verwarfen den Reichsabschied und nahmen ihre Stellung als Minorität und Opposition wieder vollständig ein.

In dieser Lage waren die Protestanten: zwar noch keineswegs zu den Rechten gelangt, die sie in Anspruch nahmen; unter sich nicht eben einig, von allerlei Tadel nicht frei; aber gewaltig vorgeschritten und vorschreitend, militärisch mächtig und siegreich, in einer Haltung, die den Gegnern Respect einflößte und ihren Forderungen einen großen Nachdruck gab: als Kaiser Carl nach Deutschland zurückkam und aus der allgemeinen Lage der europäischen Angelegenheiten auch für sie die Frage entsprang, welche Politik sie in Bezug darauf befolgen würden. Es war vielleicht die wichtigste, die ihnen jemals vorgelegt worden ist.

Achtes Capitel.

Kriegszüge des Kaisers in den Jahren 1543, 44. Reichstag zu Speier 1544.

Im Sommer des Jahres 1543 war die Lage des Kaisers und der ganzen burgundisch-östreichischen Macht höchlich gefährdet.

Auf der einen Seite wälzte sich das osmanische Heer nach den Ueberresten des christlichen Ungarns daher; am Tage St. Lorenz, 10. August, fiel Gran in die Hände Suleimans: zuvor hatten die türkischen Geschütze das goldene Kreuz vom Münster herabgeworfen. Indessen waren die Niederlande zugleich von den Franzosen und einer clevisch-dänischen Schaar unter Martin von Roßheim angefallen: jene nahmen Luxemburg und Hennegau in Besitz, diese plünderten Brabant. Schon empfand man es dort, daß der König von Dänemark allen Unterthanen des Kaisers den Sund verschloß [1]). Zu gleicher Zeit beherrschte eine vereinigte türkisch-französische Flotte die entferntesten Gewässer des Mittelmeeres; am 20. August eroberte sie die Stadt Nizza.

Es leuchtet ein, daß der Kaiser nur in Deutschland die Unterstützung finden konnte, deren er bedurfte, um zugleich Ober-Ungarn, die Niederlande und Ober-Italien zu behaupten.

Wie nun aber dann, wenn die Protestanten, die schon wieder von dem Kammergericht mit Citationen heimgesucht wurden und einen Reichsabschied hatten verwerfen müssen, sich ihm hiebei widersetzten? Die Verbindungen, in denen sie standen, hätten sie wohl dazu veranlassen können.

1) Hubert, Thomas Leodius p. 250: quodsi clauso mari baltico a vandalicis civitatibus frumenta non conveherentur, pereundum fame.

Als Christian III im Jahre 1538 in den schmalkaldischen Bund trat, war er mit der Zusage einer Unterstützung für den Fall, daß er um der Religion willen angegriffen werde, nicht zufrieden; konnte er auch die übrigen Bundesgenossen nicht weiter bringen, so ruhte er doch nicht, bis wenigstens Sachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt und Mansfeld in jedem Falle Hülfe versprachen, möge die Ursache des Krieges eine weltliche oder eine geistliche sein[1]). Diesen Beistand nahm er jetzt allen Ernstes in Anspruch.

Es hing damit zusammen, daß Gustav Wasa in Schweden, der vor dem Jahre durch einen Bauernaufruhr, welcher von dem Kaiser gebilligt worden, in nicht geringe Gefahr gerathen war, unter Voraussetzung einer ähnlichen Hülfe in den schmalkaldischen Bund zu treten wünschte.

Der Herzog von Cleve war wenigstens unter der Hand von seinem Schwager, dem Churfürsten von Sachsen, bereits unterstützt worden. Am 22. Februar 1543 empfing nun Herzog Wilhelm das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Hierauf brachte der Churfürst die Aufnahme desselben in den schmalkaldischen Bund förmlich in Antrag: denn gewiß werde er dem göttlichen Worte nun auch weiter Raum geben, und auf keinen Fall dürfe man ihn dem Hasse der Papisten überlassen[2]).

Hätte man es wohl den Protestanten verargen können, wenn sie sich dieser natürlichen Verbündeten angenommen, und, ohne darum auf entlegene Beziehungen einzugehn, die Gunst der Umstände benutzt hätten, um den festen Frieden, den sie immer gefordert, ohne Rücksicht auf Kammergericht oder Concil, sich endlich definitiv zu verschaffen? Hätte nicht vielleicht ihr Interesse das wirklich erheischt?

Wenigstens im Jahre 1540 waren sie auf diesem Wege gewesen. Zwischen Dänemark, Cleve und den protestantischen Fürsten war über einen Bund verhandelt worden, der sie alle vereinen sollte[3]).

Indessen es geschah nicht, und zwar aus folgenden Gründen.

1) Urkunde gedruckt in der Vorrede zu Cragius (Ausgabe von 1737, p. 65).

2) Schreiben des Churfürsten Dienstag nach Fabiani. W. A.

3) Damit wird es zusammenhängen, wenn Franz I im Jahre 1542 dem König von England von seinem Bunde „avec les ducs de Saxe et de Cleve, les rois de Danemarc, Swede et Escosse Nachricht giebt, zu der sich auch Heinrich VIII gesellen möge.

Vor allem: der Fürst, von dem bisher der Antrieb zu jeder entschiedenen Thätigkeit ausgegangen, Landgraf Philipp, war durch seinen Vertrag von 1541 gefesselt. Er hatte sich darin nicht nur verpflichten lassen, den Herzog von Cleve selber anzugreifen, ausdrücklich aber hatte er versprochen, ihn nicht zu unterstützen. Wohlmeinend und in aller Güte, aber unbedingt wies er den Antrag des Churfürsten, Cleve in den Bund aufzunehmen, zurück. Und auch das dänische Verhältniß hatten die Kaiserlichen bei jenem Vertrage nicht übersehen. Der Landgraf hatte auf alle Bündnisse in zeitlichen Sachen, in denen der Kaiser nicht namentlich ausgenommen sei, Verzicht geleistet: ausdrücklich auf das, was er mit dem Herzog von Holstein habe, „der sich nennt König von Dänemark." Für ihn also gab es schon keine Wahl mehr. Unermeßlichen Einfluß hat doch jene Doppelehe gehabt. Daß die Freundschaft mit Sachsen sich dadurch lockerte und keine andere Sicherheit zu finden war, hatte den Vertrag von 1541 zwar nicht allein, aber zum großen Theil veranlaßt.

Bei dem Churfürsten von Sachsen und den übrigen Ständen kam nun aber dem Kaiser zu Statten, daß er mit dem Papste entzweit war. In Memmingen, wohin ihn sein Weg dies Mal führte, nahm er erst jetzt die Huldigung an. „Als der Eid verlesen ward", sagt der protestantische Berichterstatter, „merkte ich auf, ob man die Heiligen nennen würde; aber man nannte sie nicht, sondern allein Gott den Allmächtigen; da habe ich viele Leute vor Freuden weinen sehen" [1]). War das Begehren der Protestanten auf dem Reichstag zurückgewiesen worden, so wußte man doch sehr wohl, daß die Schuld nicht an den kaiserlichen Ministern lag, die vielmehr mit den leitenden Abgeordneten der Majorität, z. B. dem Doctor Jonas von Mainz, in offenem Zwiespalt lebten [2]). Granvella hatte die bestimmtesten Versicherungen gegeben: „deß solle man gewiß sein, daß die Personen, aus denen das Kammergericht bestehe, davonkommen und nicht dabei bleiben sollten. Wohl werde das den Kaiser bei Vielen mit neuem Unglimpf beladen, aber man solle ihn für einen verlogenen Mann halten, wenn es nicht geschehe" [3]).

1) Schreiben von Eucharius Ungelt von Tyssenhausen an den Churf. von Sachsen im Weim. Arch.

2) Aus der Correspondenz des Dr. Jonas mit Albrecht von Mainz (im Magdeburger Provinzialarchiv) ergiebt sich, daß der Gesandte heftiger war als der Herr, und oft seine Hitze und Ungeschicklichkeit entschuldigt.

3) Burkhard an den Churfürsten von Sachsen 19. März 1543. (W. A.)

Ein besonderer Zufall bewirkte, daß man dem Kaiser und seinem Minister in diesem Augenblicke größeres Vertrauen schenkte als jemals bisher. Aus den Papieren des Herzogs Heinrich, die man in Wolfenbüttel gefunden und eifrig durchsuchte, ergab sich unwidersprechlich, daß Granvella und der Kaiser demselben immer friedliche Rathschläge gegeben. Man forschte nicht nach, welche Motive in jedem Augenblick dazu mitgewirkt, man nahm an, daß die wahre Gesinnung des Kaisers in diesen Briefen sich darlege, Mäßigung und Friedfertigkeit den Grundcharakter seiner Politik ausmachen.

Und auch die allgemeinen Verhältnisse trugen zu dieser Stimmung bei. Die Lage der Dinge in Ungarn, die Bedrängnisse Ferdinands erweckten das Mitleiden der Stände. Am Reichstag hatten sie die Türkenhülfe, die man ihnen ansann, abgelehnt, aber was sie dort nicht hatten bewilligen wollen, haben sie dann aus freiem Antriebe geleistet.

Endlich beging der Herzog von Cleve, dessen enge Verbindung mit Frankreich sich ohnehin keines Beifalls erfreute, so eben eine Handlung, die ihm die Gunst auch seiner wärmsten Freunde raubte.

Noch einmal war, hauptsächlich aus Rücksicht für den Churfürsten, dem Herzog ein Stillstand bewilligt worden, bis zwei Monate nach der Ankunft des Kaisers[1]), in welcher Zeit noch ein friedlicher Austrag versucht werden sollte, unter der einzigen Bedingung der Rückgabe von Sittard. Der Herzog, durch sein bisheriges Glück und, wie es scheint, ausdrückliche Zusagen der Franzosen verführt[2]), verweigerte diese Bedingung und wies den Stillstand von sich.

Nichts konnte den Wünschen des Kaisers besser entgegenkommen.

Wenn er überlegte, welchen von seinen Feinden er zuerst angreifen solle, so stellte sich ihm vor allen der Herzog von Cleve dar. Keiner war ihm so verhaßt, als der Blutsverwandte und Reichsvasall, der ihm ein Land vorzuenthalten wagte. Der hielt doch immer das Reich in Aufregung; er verschaffte Franz I die Hülfe deutscher Waffen; er machte einen Angriff von Dänemark zu Lande allererst möglich, und unterbrach das Gedeihen, die Ruhe und auch die Leistungen der Niederlande. Granvella sagte: „und wenn der Kaiser auf der andern Seite die Türken daherziehen sähe, würde er sich doch zuerst gegen Cleve wenden.“ Gegen diesen Feind nun ließen ihm nunmehr die deutschen Fürsten freie Hand.

1) Schreiben der sächsischen Räthe 21. April 1543.

2) „confirmatus Franci pecunia et literis“: Pontus Heuterus XI, xx.

Der Churfürst von Sachsen versuchte höchstens noch einmal eine Fürbitte. Er bekam die Antwort, wenn er je den Herzog unterstützt habe, so solle das vergessen sein: aber nun möge er sich auch nicht weiter in die Sache mischen, dann werde er einen gnädigen Kaiser haben, der sich als ein Bruder gegen ihn zu halten gedenke[1]).

Am 12. August fragte der sächsische Vicecanzler Burkhard bei Granvella an, ob es kein Mittel gebe, den Krieg zu vermeiden. Granvella erwiederte, er habe so eben auf einen neuen Antrag bei dem Herzog abermal eine abschlägliche Antwort bekommen: es gebe kein Mittel weiter, der Würfel sei gefallen: die Sache müsse mit den Waffen ausgefochten werden.

Und so eröffnete der Kaiser seinen Kriegszug.

Er hatte 4000 Spanier, alte, krieggeübte Truppen, und eben so-viel Italiener mit sich gebracht; bei den deutschen Kriegsleuten hatte sein Name von jeher einen guten Klang: als jetzt die Werbetrommel gerührt ward, sammelten sich die Landsknechte rasch zu seinen Fahnen: junge Edelleute sah man wider den Willen ihrer Väter Dienste nehmen: eine ganze Anzahl der Stände ließ sich bereit finden, Geschütz und Pulver herzugeben: Pfalzgraf Wolfgang trug kein Bedenken, gegen Einen aus der Mitte der Fürsten in Person einige Fähnlein herbeizuführen; mit einem Heere von 35000 M. zog der Kaiser den Rhein hinunter.

Vom 17. bis 20. August finden wir ihn in Bonn. Einen ganz neuen Eindruck machten die Italiener und Spanier, von denen ihre Hauptleute selber sagten, daß sie nicht zu zähmen seien, mit den zerrissenen und zerschossenen Fahnen, Zeugen ihrer alten Dienste, unter welchen sie einherzogen. Mit der Pracht der Herren wetteiferte dies Mal der Kaiser selbst. Er soll gelächelt haben, wie er sich zu Pferd erblickte, wie dies ganz in Eisen und goldenem Schmuck. Man sah ihn freudig wie im Fluge die Reihen durcheilen: alles anordnen, bessern: dem Hans von Hilchen gab er mit eigener Hand die Rennfahne: so rückte er nach dem Clevischen vor[2]).

Der Herzog zählte auf die Hülfe des Königs von Frankreich. Allein jetzt erfuhr er, wie so mancher andre Verbündete dieser Macht, wie falsch seine Politik gewesen war. König Franz dachte wenig an die Versprechungen, die er gegeben; statt ihm zu Hülfe zu kommen,

1) Francisci Burkhardi Relation was er uf habende sonderliche Instruction bei Hern Granvel ausgerichtet habe. (W. A.)

2) Veit Diedrich und Hedio bei Voigt p. 181. 308.

wollte er den Augenblick benutzen, um wie das Land so auch die Stadt Luxemburg, auf die er selber Ansprüche machte, zu erobern.

Die Folge war, daß der Herzog von Cleve in die nämliche ungünstige Lage gerieth, in welcher wir so eben Heinrich von Braunschweig gesehen; seine einzige Sicherheit bestand in seinen Festungen. Namentlich hatte er Düren mit doppeltem Graben, zwischen beiden einen mächtigen Wall bis zur Höhe der Mauern, befestigt: er hielt es für unbezwinglich.

Dem Geschütz aber widerstanden diese Befestigungen so wenig wie einst die Ebernburg oder wie Wolfenbüttel, und bald konnte Carl V zum Sturm schreiten lassen. Die Besatzung wehrte sich mannhaft genug: an den gefährlichsten Stellen sah man den tapfern Befehlshaber Vlaten selber in dem vordersten Haufen der Vertheidiger, mit seinem breiten Schlachtschwert, das er mit beiden Händen schwang, und viermal ward der Feind zurückgetrieben; endlich aber errang die wetteifernde Wuth der Spanier und Italiener den Sieg; Vlaten ward unter den Ruinen eines zusammenstürzenden Hauses begraben; die Wälle wurden erstiegen, die Festung genommen, die Stadt aufs Entsetzlichste geplündert und verheert. In dem Schrecken, den dies verbreitete[1]), ergaben sich Jülich, Ruremonde, Orkelen.

Der Herzog war in seinem Schloß zu Düsseldorf, als er die Nachricht von dem Falle von Düren empfing. Es bezeichnet die Unselbständigkeit seiner jugendlichen Regierung recht eigen, daß er hierauf in die untere Stube hinunterging, um den daselbst versammelten Räthen Vorwürfe zu machen, daß sie ihn nicht besser geleitet. Wir sehen: nicht aus ihm selber war der Gedanke der Unternehmungen gekommen, an die er sich wagte; er war nicht fähig, in dem Sturme auszudauern, den sie über ihn herbeigezogen. Im Geleite einiger Freunde und Nachbarn, die bei dem Kaiser in Gnaden standen, begab er sich in das Feldlager desselben vor Venlo, that fußfällig Abbitte und schloß einen Vertrag, worin er auf Geldern und Zütphen, sowie auf seine Verbindungen mit Frankreich und Dänemark Verzicht leistete[2]). Seine alten Lande behielt er; aber mit der großartigen Stellung, die er in den letzten Jahren eingenommen,

1) Sepulveda XXII, 21 erzählt, man habe gesagt, der Kaiser führe eine neue Menschenrace mit sich, mit langen Krallen und hervorstehenden Eberzähnen, „cui commento locum fecerat Hispanorum agilitas.“ In deutschen Schriften finde ich davon nichts.

2) Vertrag bei Teschenmacher 7. Sept. 1543.

war es vorüber. Mehr als er fühlte das seine Mutter Maria, durch welche Jülich an Cleve gekommen und das Land groß geworden war, eine Frau von starker Gesinnung und hochstrebendem Selbstgefühl, voll von Antheil für die politische und religiöse Opposition, in der ihr Sohn und ihr Schwiegersohn von Sachsen gegen die beiden Oberhäupter der Christenheit begriffen waren; das Unglück brach ihr Herz: sie starb, als sie die Bedingungen des Vertrags von Venlo erfahren hatte[1]).

Auf diese Weise gelangte der Kaiser endlich doch in Besitz eines Landes, nach welchem seine Vorfahren und er selbst so lange gestrebt. In Venlo versammelten sich die vier Freiherren, die Ritterschaft nach ihren vier Quartieren, die Abgeordneten der Städte; nachdem sie der Herzog von der ihm geleisteten Pflicht befreit, sprachen sie ihn von den Zusagen und Verträgen los, durch die er sich ihnen verbunden. Dagegen nahm sie der Kaiser, als rechter Erbe und Herr, kraft der Belehnungen, die seinen Voreltern von dem römischen Reich geschehen, in seine Unterthänigkeit auf und gelobte, die Lande bei ihren Keuren und Gerechtigkeiten, die Stände bei ihren Freiheiten, Rechten, Brief und Siegel zu handhaben[2]). Zu seinem Verweser ernannte er den Prinzen von Oranien, Statthalter in Holland.

Der Kaiser glaubte es als einen Beweis seiner Gnade betrachten zu dürfen, daß er dem Herzog seine übrigen Länder auch nur wieder zurückgab. Die Protestanten mußten zusehen, daß der mächtige Fürst, der schon auf dem besten Wege war, ganz zu ihnen überzutreten, jetzt im Gegentheil verpflichtet wurde, nicht allein keine neuen Veränderungen in der Religion zu versuchen, sondern auch die schon geschehenen wieder zurückzunehmen.

Und nun, des unbequemsten seiner Feinde entledigt, säumte der Kaiser nicht, gegen den mächtigsten derselben, den König von Frankreich, der ihn in diese Gefahren gebracht, den alten Kampf zu erneuern.

Er hatte dabei das Glück, wie in den Tagen seiner Jugend, England auf seine Seite zu ziehen.

Alle Motive der Politik zu entwickeln, die König Heinrich VIII seit jener Zeit befolgt hatte, wo der Kaiser im Bund mit Frankreich

1) Cognitis pactionis hujus legibus, concepto animi dolore, e vita velut indignabunda excedens humanis valedixit. Ubbo Emminus 832. Der englische Gesandte Wotton sagt: out of his wittes for spyte and anger of the lost of her country. State papers IX, p. 498.

2) Tractaet van Verzoening, bei Du Mont IV, II, 264.

und dem Papst ihn anzugreifen einen Augenblick Miene gemacht, würde uns zu weit von unsern Angelegenheiten entfernen: hier bemerken wir nur, daß der für Deutschland so wichtige Augenblick, in welchem jene Combination aufgegeben ward, nothwendig auch für König Heinrich VIII maßgebend wurde.

Er zuerst, denn nun brauchte er keinen deutschen Verbündeten mehr, hatte den Herzog von Cleve fallen lassen; die mit dessen Schwester erst eingegangene Ehe hatte er unmittelbar nachher wieder aufgelöst, wie denn bei ihm auf eine Weise, die ohne Beispiel ist, religiöse, politische und matrimoniale Angelegenheiten in einander greifen und einander bedingen. Indem er sich hierauf, wenigstens in Bezug auf das Dogma, den Katholiken wieder anschloß, ließ er sich auch geneigt finden, das Andenken seiner spanischen Gemahlin, Catharina, wiederherzustellen, ihre Tochter Maria als erbberechtigt anzuerkennen: er näherte sich überhaupt dem Kaiser. Den Franzosen dagegen konnte er nicht verzeihen, daß sie seinen Absichten auf Schottland widerstrebten; Geldforderungen und Grenzstreitigkeiten gab es immer: genug, er entschloß sich, mit dem Kaiser noch einmal gemeinschaftliche Sache zu machen. Dem Wortlaut ihrer Allianz nach sollte es scheinen, als hätten sie ihre alten, halb Frankreich umfassenden Ansprüche von den Zeiten der englisch-burgundischen Kriege noch einmal mit einander auszuführen beabsichtigt.

Noch im Jahre 1543 unterstützten die Engländer den Kaiser von Calais und Guines her, doch kam es in diesem Jahre zu nichts Entscheidendem; vielmehr behaupteten sich die Franzosen in Luxemburg, das sie indeß eingenommen; vergebens erschien der Kaiser vor Landrecy. Wollte er im nächsten Jahre mehr ausrichten, so mußte er sich noch besser vorbereiten und noch mehr Verbündete suchen.

Wie sehr er diese Nothwendigkeit fühlte, zeigt am besten, daß er sich zu einer Abkunft mit Dänemark entschloß. Leicht konnte ihm dies doch in Wahrheit nicht werden. Er gab einen Gedanken auf, den er so viele Jahre daher gehegt, im Norden eine Regierungsveränderung zu Gunsten seiner Nichten und des pfälzischen Hauses hervorzubringen. In dem officiellen, zur Bekanntmachung bestimmten Vertrage behielt er zwar deren Rechte vor, allein er fügte demselben eine geheime Erklärung bei, worin er versprach, für Christiern oder dessen Töchter niemals die Waffen zu ergreifen[1]. Hatte doch bisher

1) Cragius 263: pacem illibatam fore, sine respectu Christierni (II) aut filiarum. Quorum causa bellum directe vel indirecte (ut habent verba obligationis) nunquam inceptandum.

jede Feindseligkeit nur immer zum Nachtheil seiner Niederländer geführt. Daß der Sund denselben geschlossen war, kam dem Handel von Lübeck zu Gute: die Rücksicht auf Amsterdam, das hierüber nicht wenig eifersüchtig geworden und durch seinen Rathspensionarius an dem kaiserlichen Hof Vorstellungen machen ließ, war wohl nicht der geringste Bestimmungsgrund des Kaisers. Aber überdies war er dadurch auch jeder feindlichen Einwirkung von Norden her entledigt.

Noch bei weitem mehr jedoch, vielleicht der ganze Erfolg des Unternehmens hing davon ab, ob es ihm gelingen würde, die deutschen Reichsstände zur Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zu überreden.

An und für sich hatte sich der König von Frankreich noch nicht als Reichsfeind gezeigt. Der Krieg, in dem er mit dem Kaiser begriffen war, beruhte auf den alten Streitigkeiten seines Hauses mit den burgundischen, indem beide schon so oft die Entscheidung durch die Waffen versucht hatten.

Auch griff der Kaiser die Sache nicht von dieser Seite an. In der Proposition, mit der er den neuen Reichstag zu Speier (20. Februar 1544) eröffnete, forderte er zunächst eine beharrliche Hülfe wider die Osmanen[1]); aber indem er nun vorstellte, wie seine Absicht, den Erbfeind persönlich anzugreifen, bisher allezeit durch die Verbindung gehindert worden, in welcher Franz I mit demselben gestanden, kam er auf seinen zweiten Antrag, auf den er den größten Nachdruck legte, daß ihn das Reich gegen diesen König unterstützen, demselben den Krieg ankündigen möge.

Es war doch einen Augenblick die Frage, ob er damit durchdringen würde.

Der päpstliche Legat Farnese war im Reich und machte vielmehr den Vorschlag, daß von Seiten der Stände eine Vermittelung zwischen Kaiser und König versucht werden möge: bei einigen eifrig katholischen Ständen fand er damit Eingang[2]).

1) Der König legte an diesem Reichstag seine besondere Proposition vor, über die Nothwendigkeit der beharrlichen Türkenhülfe: beide in den Frankf. u. Weim. AA.

2) Herzog Ludwig von Baiern wollte den Gesandten dahin instruirt wissen, daß sie gesonnen seien, sich an die Kirche zu halten, daß ihnen die Zögerung des Kaisers, mit Frankreich Friede zu machen, sehr zuwider sei. Herzog Wilhelm war nicht ganz dieser Meinung. Stumpf 258. Naves sagt dem sächsischen Gesandten, „solche des Papsts List und Practica gienge dem Kaiser sehr zu Gemüthe." Aus den Commentaires Carl's V ergiebt sich so viel, daß

Und sollten wohl die Protestanten geneigt sein, den Kaiser, der mehr als einmal durch seine Feindseligkeiten gegen Frankreich verhindert worden war, sie mit Krieg zu überziehen, jetzt gegen diese Macht zu unterstützen? Mußten sie nicht fürchten, daß ein Sieg über dieselbe späterhin ihnen zum Verderben gereichen, der Kaiser, sowie er die Hände frei habe, sich wider sie wenden werde?

Wir haben schon bemerkt, sie fürchteten den Kaiser nicht mehr. Sie fühlten sich gewissermaßen auch im Verhältniß zum Papst als seine Verbündeten. Der Vicecanzler Naves sagte ihnen, wohl müsse der Kaiser gemach thun, weil er von Pfaffen umgeben und mit diesen auch so mancher weltliche Fürst verbunden sei; aber in seinen Sinn komme nicht, Jemanden der Religion halber zu beleidigen. Immer mehr, fügte er vertraulich hinzu, werde die Hinterlist des Papstes dem Kaiser bekannt: das sei wohl eine Veranstaltung Gottes, um sein Wort zu fördern. Mit Freuden ergriff der sächsische Abgeordnete Burkhard diese Aussicht. Die Welt schien ihm der Zerstörung des Papstthums entgegenzureifen. Johann Friedrich ließ dem Kaiser Ergebenheit und alle guten Dienste anbieten, wenn er sich in Sachen der Religion so zeige, wie man erwarte. Dies Mal entschloß er sich, wie der Landgraf, in Person an dem Reichstag zu erscheinen. Wenn es bisher immer das Verfahren der Protestanten gewesen war, vor aller Berathschlagung über geforderte Hülfe auf eine Erledigung der Streitfragen über Frieden und Recht zu dringen, so zeigten sie jetzt gleich im Beginn das gute Vertrauen, mit dem sie erfüllt waren, auch dadurch, daß sie an jenen Berathungen Theil nahmen, nur unter dem Vorbehalt, daß man darüber nicht abschließe, ohne auch die übrigen Artikel erledigt zu haben.

Hiebei aber gegen Frankreich anzugehn, dazu bewog sie nicht sowohl Nationalhaß, zu dem sie keinen Grund noch Anlaß hatten, als der Widerwille, welchen die Verbindung dieser Macht mit den Osmanen, ihr gemeinschaftliches Unternehmen auf Nizza hervorgerufen. Mit ihrem Widerstand gegen den Papst meinten die Protestanten nicht etwa sich von der Einheit der Christenheit abzusondern; vielmehr hielten sie an diesem Gedanken, in dem Gegensatz wider die Osmanen, mit allem Eifer fest. Hatten die Franzosen zuweilen die religiöse Meinung als Abfall bezeichnet, so gaben die

der Kaiser auf die geschehenen „Friedensanträge" nicht den mindesten Werth legte, er erklärt sie für não mais que palavras sem algua mostra de bõa conclusao.

Deutschen ihrem politischen Betragen diese Anklage zurück. In allen Briefwechseln dieser Zeit findet man Ausrufungen gegen den allerchristlichsten König, der türkisch geworden: man behauptete wohl, er habe mit Erlaubniß des Papstes bei Marseille eine Moschee gebaut. Joachim II beantwortete diese Anträge des päpstlichen Nepoten, die auch an ihn gelangt waren, damit, daß er den Papst aufforderte, vor allem den König von Frankreich zu züchtigen, ihm den Titel des Allerchristlichsten zu entreißen und sich mit dem Kaiser und Reich gegen die Türken zu verbünden. Die Ausdrücke der Verträge, die der Kaiser mit England und Dänemark schloß, die Entschuldigungen selbst, welche die Franzosen in Italien wie in Deutschland vortrugen, zeigen, wie ganz allgemein diese Stimmung war. Wenn nun der Kaiser den Ständen vorstellte, dem König zu Leibe zu gehn, der mit den Türken im Bunde stehe, sei ohne Zweifel eben so gut wie ein Kriegszug gegen diese selbst, so fand er damit allgemeinen Beifall. Jene Vermittelungsanträge wurden verworfen. Die Stände faßten den Beschluß, man müsse den König von Frankreich, sie sagten nicht etwa, zur Einsicht bringen, zur Trennung von den Osmanen nöthigen, sondern man müsse ihn strafen, „damit jeder andre Potentat sich ähnlicher unchristlicher Handlungen enthalte."

Unter diesen Umständen hatten die Bewilligungen keine Schwierigkeit.

Der Kaiser forderte eine Defensivhülfe, mit welcher er 24000 M. z. F. und 4000 M. z. Pf. 8 Monate lang (vom 1. Mai an) im Feld erhalten könne.

Die Stände fragten, nach welcher Seite hin er diese Hülfe zunächst zu verwenden gedenke, ob gegen die Türken oder gegen die Franzosen. Der Kaiser sprach den Wunsch aus, daß seinem Bruder 8000 M. z. F., 1000 z. Pf. gegen die Türken, und ihm 16000 M. z. F. und 3000 M. z. Pf. gegen die Franzosen bewilligt werden möchten. Diese letztern Mannschaften denke er mit eignem Volk dergestalt zu vermehren, daß er hoffen dürfe, etwas Rechtes auszurichten, um später unverhindert von andern Seiten den Osmanen begegnen zu können. Bemerken wir wohl, daß er sein Wort verpfändete, nach geendigtem französischen Kriege die Osmanen anzugreifen[1]). Schon ward auf die Ernennung des Oberbefehlshabers in dem nächsten Türkenkriege Bedacht genommen.

1) Antwort auf die Duplica 29. März. Dahin hatte von Anfang König Ferdinand gezielt. Lettere de Ferdinand à l'empereur 18. Oct. 1543.

Die Stände bewilligten die ganze Summe der Hülfsgelder, die der Kaiser gefordert, auf 6 Monate. Sie stellten die Art der Verwendung derselben dem Kaiser und dem König vollkommen anheim: sie machten nur die eine Erinnerung, daß man nicht vernachlässigen möge, die Grenzen in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Namentlich die Städte fürchteten einen Einfall der Franzosen in die obern Lande.

Hierauf kam man an die Frage, wie die bewilligte Steuer einzubringen sei: ob durch den gemeinen Pfennig, wie die Städte vorschlugen, oder durch den alten Anschlag, was dies Mal den Fürsten besser gefiel, vorausgesetzt daß ihnen das Recht verbliebe, wie gegen die Türken so auch gegen deren Anhänger die Hülfe der Unterthanen in Anspruch nehmen zu können. Der Kaiser, vielleicht in Erinnerung, welche Nachtheile die Einsammlung des gemeinen Pfennigs vor zwei Jahren veranlaßt hatte, entschied sich für die alten Anschläge.

Das hatte nun aber wieder die Schwierigkeit, daß dieselben so vielfältig bestritten, die Matrikel so unrichtig war. Wir erinnern uns, wie oft darüber Streitigkeiten ausgebrochen waren, wie viel Abzüge noch Maximilian sich hatte gefallen lassen müssen. Jetzt aber war alles voll Eifers. Es ward beschlossen, zur Deckung des Ausfalls die bewilligten Subsidien nicht auf 6, sondern sogleich auf $7\frac{3}{4}$ Monat auszuschreiben.

So weit war man gekommen, und wollte zur Berathung über die beharrliche Hülfe fortschreiten: als die Protestanten nun auch ihre Sache wieder in Anregung brachten und den Kaiser ersuchten, zunächst die Artikel Friedens und Rechtens auszumachen.

Am beschwerlichsten war ihnen alle die letzten Jahre die Weigerung der übrigen Stände gefallen, die Declarationen, die der Kaiser zu ihren Gunsten erließ, anzuerkennen. Noch im letzten Herbst, als man abermals eine Revision des Kammergerichts vornahm, war alles daran gescheitert, daß die Protestanten eine Verpflichtung der Beisitzer auf die Declaration von 1541 forderten und die Gegner davon nichts wissen wollten. Zu der Herstellung eines legalen Zustandes gehörte es wesentlich, daß diese Ausflucht abgeschnitten, ihrer Berechtigungen in dem Reichsabschied ganz ausdrücklich gedacht würde[1]). Wir werden uns nicht wundern, wenn das auch dies

1) „Nach stattlicher Umfrage im Beisein fast aller Stände" (Ausdruck des Frankfurter Gesandten) ward dieser Beschluß 24. April gefaßt. In der Schrift „so die Protestation und Einungsverwandten Stände Kaiserl. Mt.

Mal nicht vollständig erreicht ward; aber auf jeden Fall machte doch die Majorität eine ungemeine Concession. Sie erklärte, sie müsse es geschehen lassen, wenn der Kaiser aus seiner Machtvollkommenheit Ordnung gebe, sie wisse ihm hierin kein Maß zu setzen. Das will nicht sagen, sie habe davon keine Notiz genommen: sie kannte die Entwürfe, welche über alle einzelnen Punkte hin und her geschickt worden. Wenn sie dieselben nicht in aller Form zu den ihren machte, so gab sie doch auch auf, ihnen zu widerstreben.

So geschah, daß in dem Reichsabschied von 1544 alles vermieden ward, was an die Wiederherstellung der bischöflichen Jurisdiction erinnert hätte; den Protestanten ward nachgelassen, aus den geistlichen Gütern die Dienste in ihren Kirchen und Schulen zu bestreiten; überhaupt wurden die Verträge, welche sie über die geistlichen Güter geschlossen hätten oder noch schließen möchten, anerkannt. Einige Hauptartikel der Declaration von 1541 kamen wörtlich in den Abschied. Wir können sagen: der Zustand der von der Hierarchie getrennten Landeskirchen erhielt im Allgemeinen die Bestätigung des Reiches.

Auf entsprechende Weise wurden die Irrungen über das Kammergericht entschieden. Mit einer Wiederholung der Suspension der die Confessionsverwandten betreffenden Processe und Achten war man jetzt nicht zufrieden. Wie die Protestanten immer gefordert, eine ganz neue Einrichtung des Kammergerichts ward in Aussicht gestellt: zwar nicht in dem Umfang, den sie in Antrag gebracht, namentlich nicht dergestalt, daß von den alten Beisitzern Keiner wieder gewählt werden sollte, was der Lage der Dinge hinwiederum nicht entsprochen haben würde; allein doch so, daß sie sehr zufrieden sein konnten. Am nächsten Reichstag sollten von allen dazu befugten Ständen aufs Neue Kammergerichtsbeisitzer präsentirt werden, ohne Rücksicht, ob sie den Eid zu Gott und den Heiligen, oder zu Gott und dem Evangelium schwören würden. Und damit eine vollkommen gleiche Grundlage des Rechts bestände, sollten in Zukunft die Satzungen des geschriebenen gemeinen Rechts in Hinsicht der Religion so wenig wie die frühern Abschiede Anwendung finden[1]).

Friedens und Rechtens halber eingereicht" 26. April, ersuchen sie ihn vor aller weitern Handlung die Artikel Friedens und Rechtens gemäß der Declaration dergestalt zu erledigen, daß sie in den Abschied kommen.

1) Parificantur per hoc, klagt ein altgläubiger Glossator, bona et personae Lutheranorum per omnia catholicis, nec ad illas poenas contra haereticos adornatas procedi poterit.

In der That darin lag alles, was sie billigerweise fordern konnten: Rechtsgleichheit in Hinsicht der Gesetze sowohl, wie der Richter.

Und daran knüpft sich, daß auch die braunschweigische Sache auf eine Weise, mit welcher beide Theile zufrieden sein konnten, erledigt ward. Herzog Heinrich trug in einer Versammlung des Nürnberger Bundes, wie nicht anders zu erwarten war, auf unverweilte Herstellung an. Er hatte da aber nicht einmal die Mehrheit der Stimmen für sich, geschweige den Kaiser, der sein Unglück ihm selber Schuld gab. Aber auch den Protestanten erklärte Carl, es würde Seiner Hoheit schlecht anstehn, die Verjagung eines Reichsfürsten aus seinen Lehen zu dulden. Sie willigten ein, das Land ihm selbst, dem Kaiser, 'zur Sequestration zu überlassen; sie machten nur die Bedingung, daß die Religion daselbst in dem Stande bleibe, wie sie nunmehr sei.

Bei dieser gegenseitigen Nachgiebigkeit in Streitfragen von zugleich so umfassendem und so nahem Interesse eröffnete sich noch einmal die Aussicht auf eine allgemeine friedliche Entwickelung der Dinge. Was man hier fast unerwartet erreicht hatte, schien den Weg zu einem allgemeinen Verständniß zu bahnen.

Der Kaiser kündigte die Absicht an, auf dem nächsten Reichstage den Entwurf einer christlichen Reformation den Ständen vorzulegen. Die Protestanten erwiederten, daß sie nicht versprochen haben wollten, einen solchen Entwurf alsdann sogleich zu dem ihren zu machen. Der Kaiser gab nach, daß von allen Ständen ähnliche Entwürfe einer Reform, d. i. einer gemeinschaftlichen Anordnung der religiösen Angelegenheiten im Reiche, eingebracht würden.

Ein Zugeständniß, doppelt wichtig durch die näheren Bestimmungen, mit denen es in den Reichsabschied kam. Der Kaiser verweist darin die Vergleichung des Zwiespaltes auf ein „gemeines freies christliches Concilium". Ob er dabei nicht einige für den Augenblick verhaltene Gedanken hegte, ist eine andre Frage: aber so viel wenigstens leuchtet ein, daß dies die Ausdrücke sind, in denen die Protestanten immer ein Concil gefordert hatten. Und noch mehr. Sollte ein solches Concilium nicht demnächst zu Stande kommen, so erklärt sich der Kaiser „zu deutscher Nation Wohlfahrt" entschlossen, für nächsten Herbst oder Winter einen Reichstag, vornehmlich in Sachen der Religion, zu berufen und ihn selbst zu besuchen. Da sollen die Stände mit den Reformationsentwürfen, die sie indeß verfassen lassen, erscheinen, gleichwie auch er thun will; nach ihrer Maßgabe werde man über eine freundliche Vergleichung der Religion

verhandeln, und zunächst wenigstens bestimmen, wie es in den streitigen Artikeln bis zu wirklicher Vollziehung eines Conciliums gehalten werden solle.

So kam man doch wieder bei jenem Gedanken an, der immer die Summe der nationalen Entwürfe in sich enthielt, die Streitigkeiten unter sich selber auszutragen. Mit einer gewissen Nothwendigkeit tritt er ein, so oft sich ein Mißverständniß zwischen Papst und Kaiser hervorthut. Die Protestanten hätten nichts Besseres gewünscht, als unter dem Vortritt des Kaisers durch allgemeine Vereinbarung das Joch des Papstes abzuschütteln und sich in nationalen Kriegszügen zu versuchen.

Zwischen den Oberhäuptern der Protestanten und dem kaiserlichen Hause hatte noch niemals ein so gutes Verhältniß obgewaltet. Die alten Zwistigkeiten zwischen dem kaiserlichen Hause und Sachsen über das Kloster Dobrilug, die Königswahl, die clevisch-jülichschen Heirathspacten wurden vollkommen beigelegt; daß die letztern, natürlich ohne Beziehung auf Geldern, anerkannt wurden, führte bei der Annäherung zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Cleve, welche auf den Krieg gefolgt, zu dem Gedanken, auch Sachsen wieder mit dem Haus Oestreich in eine Familienverbindung zu bringen. Es war von einer Vermählung zwischen einem Sohne Johann Friedrichs und einer Tochter König Ferdinands die Rede, jedoch nur unter der Bedingung, daß vorher die Vergleichung der Religion zu Stande gebracht worden sei. Bemerken wir den Zusatz: „durch die Reichsstände, mit Wissen und Willen des Kaisers“: bei jeder Gelegenheit wiederholt man die Modalitäten, unter denen man es zu einer Vergleichung will kommen lassen. Johann Friedrich war voller Genugthuung; man sah ihn sein Erzamt mit aller Zufriedenheit und Hingebung ausüben; prächtig hielt er Hof.

Noch eine glänzendere Stellung aber hatte dies Mal der Landgraf. In der Berathung über die Türkenhülfe hatte er ein Feuer, eine Beredsamkeit entwickelt, zu der ihn sonst nur die Angelegenheiten seines Glaubens, seiner Partei entflammten. Der Bischof von Augsburg sagte, er scheine vom heiligen Geist inspirirt zu sein. Seine Glaubensgenossen dagegen priesen ihn, daß er ungehindert durch die Nähe des Kaisers in der Kirche des Franciscanerklosters die evangelische Predigt erschallen ließ, an der immer mehrere Tausende Theil nahmen. Er hielt den glänzendsten, gastfreiesten Hof: wenn er zu Tafel ging, bliesen die Trompeten, damit Reich und Arm kommen und sich an seinem Tische satt essen könne. Er ist bei den Deutschen,

sagt der florentinische Gesandte, wie ihr Gott angesehen[1]). Und auch ihm schien die Erfüllung seiner liebsten Wünsche zu nahen. An der Spitze eines deutschen Heeres gegen die Osmanen vorzudringen, ihnen, wie er sagte, „Gräcia und Thracia" zu entreißen, war die Summe seines Ehrgeizes, die er sich selber kaum gestand. Der Kaiser, höchlich zufrieden, sagte ihm, in dem bevorstehenden Kriege gegen Franz I ernenne er ihn nicht zum Anführer, um ihn nicht mit dem König vollends zu verfeinden: in dem nächsten Türkenkriege aber solle der Landgraf Feldoberster sein, an seiner, des Kaisers, Statt. Der Landgraf wandte bescheidentlich ein, daß er einer so großen Unternehmung nicht gewachsen sein werde. „Du hast", versetzte der Kaiser, „bisher für dich und Andere glückliche Kriege geführt: so, denke ich, wirst du auch mir dienen". Insgeheim mit Freuden vertraute der Landgraf seinen Freunden an, welch einen gnädigen Herrn er am Kaiser habe[2]).

Indessen war man auch über die Offensivhülfe gegen die Türken zum Schluß gekommen: der Kaiser entschied, daß sie durch den gemeinen Pfennig aufgebracht werden solle. Der Abschied giebt an, wie auch die Geistlichen, ferner der Adel in Schwaben, Franken und am Rhein, endlich diejenigen Städte, die sonst mit den Reichsanschlägen nicht belegt worden, dazu herbeizuziehen seien. Denn Niemand, weder hohen noch niedern Standes, sollte verschont, Keiner vor dem Andern beschwert werden. Der Kaiser wiederholte sein Erbieten, aus seinen und seines Bruders Erbkönigreichen und Landen dazu eine ansehnliche Hülfe zu stellen.

Der Krieg, den man gegen Frankreich unternahm, ward nur als der erste Theil eines Türkenkriegs betrachtet.

Für den Kaiser freilich war er auch an und für sich sehr dringend. Wir wissen, welchen Vortheil die Franzosen in den Niederlanden behaupteten. Noch in Speier liefen Nachrichten von einem bedeutenden Verlust ein, welchen der Marchese Guasto gegen den tapfern französischen Adel, den die Anwesenheit eines jungen muthigen Prinzen, des Herzogs von Enghien, mit doppelter Schlachtbegier erfüllte[3]), bei Cerisole in Piemont erlitten hatte. Der Kaiser sah, daß er schon deshalb, um Italien zu retten, die Franzosen in ihrer Heimath beschäftigen müsse.

1) Finalmente da questi Alemani è tenuto lor iddio.

2) Lauze Hessische Chronik p. 536.

3) Vieilleville Mémoires: Coll. univ. XXVIII, 276.

Im Jahr 1540 war der Kaiser gekommen, um mit Frankreich und dem Papst im Bunde England und die deutschen Protestanten anzugreifen: im Jahr 1544 zog er mit Engländern und Protestanten wider Frankreich, das mit dem Papst in dem besten Vernehmen stand.

Das Heer, das der Kaiser ins Feld führte, war dies Mal fast durchaus ein deutsches. Es bestand aus 3300 oberdeutschen Reitern, welche die älteste und die jüngste Waffe, den Streithammer und das Pistol, zugleich führten, 4 großen Regimentern oberdeutschen Fußvolks, das größte unter Graf Wilhelm von Fürstenberg, zusammen über 20,000 M. stark, und einer stattlichen Schaar niederdeutscher Truppen, 2000 M. z. Pf., 5500 M. z. F. Italiener waren nicht viel zugegen; dagegen fanden sich gegen 4000 alte und 2400 neugeworbene Spanier[1]).

Mit diesem Heere konnte der Kaiser im Juni 1544 den Weg unmittelbar nach Frankreich einschlagen, da es noch im Mai dem Grafen Wilhelm gelungen war, Luxemburg zu erobern.

König Franz hatte vernehmen lassen, er werde den Kaiser wie in der Provence, so in der Champagne weniger durch Waffen als durch Hunger bekämpfen.

Um so sorgfältigere Vorkehrungen traf der Kaiser, um dies Mal nicht einem ähnlichen Schicksal zu unterliegen. Der Churfürst von Trier beförderte die Herbeischaffung der Lebensmittel auf dem Rhein und besonders die Mosel aufwärts mit aller Ergebenheit. Ein spanischer Beamter, der die Leitung der ganzen Zufuhr hatte, Francisco Duarte, erwarb sich einen gewissen Namen dabei. Die Vertheilung unter die einzelnen Haufen besorgte der Großmarschall, Sebastian Schärtlin. In Pont a Mousson und St. Michel wurden große Bäckereien errichtet, welche täglich 50000 Brode lieferten.

Und nur mit großer Vorsicht rückte der Kaiser vorwärts. Er wollte nicht wieder feste Plätze in seinem Rücken lassen, wie einst in Piemont; ohne viel Mühe nahm er Commercy, Ligny; dann griff er St. Dizier an.

St. Dizier, schon an sich fest, war vor kurzem von einem bolognesischen Baumeister, Marino, mit neuen Bollwerken versehen worden, und wurde jetzt von einer tapfern Besatzung unter einem entschlossenen Anführer, Grafen Sanxerre, vertheidigt.

1) Antonii de Musica commentarius rerum gestarum apud S. Digerium bei Mencken. Vergl. Bellay XXI, 188. Schärtlin p. 72.

Da der erste Sturm mißlang, den die Spanier mit einer Art von Tollkühnheit unter den ungünstigsten Umständen unternahmen, mußte sich der Kaiser zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Laufgräben wurden gezogen, große Bollwerke errichtet, um die Stadt von einer gewissen Höhe aus beschießen zu können: Tyroler Bergknappen, die sich in einem madruzzischen Fähnlein befanden, unterminirten die Mauern: was denn alles viel Zeit kostete: Graf Salm bereitete die Anwendung einer neuen Art von glühenden Kugeln vor [1]); endlich im Anfang August war alles zu einem entscheidenden Anfall reif; da erschien ein Parlamentär der Besatzung. Ob es wahr ist, daß der Anführer derselben durch einen falschen Brief seines Königs, den ihm der jüngere Granvella in die Hände spielte, dazu bewogen worden ist? Wenigstens damals ward es von sonst wohlunterrichteten Personen behauptet. Außer Gewalt und besonders Geduld hätte man noch List anwenden müssen, um die kleine Festung zu erobern. Am 17. August zog die Besatzung mit allen Ehren aus.

Schon einen Monat früher war König Heinrich auf französischem Boden angelangt. Ein ihm von seinen Räthen vorgelegter Plan zeigt, daß er wirklich ursprünglich die Absicht hatte, auf dem alten Wege englischer Invasionen in Vermandois über die Somme zu gehen und so auf Paris vorzubringen [2]). Es fehlte aber viel, daß er dies ausgeführt hätte. Nach seiner Landung schien es ihm besser, vor allen Dingen Boulogne zu erobern, das nur mittelmäßig versehen war und dessen Besitz die größten Vortheile darbot. Vergebens suchte ihn der Kaiser davon zurückzubringen; mit dessen eigenem Beispiele entschuldigte er sich.

Dergestalt auf sich selber angewiesen, faßte der Kaiser den kühnen Gedanken, die verabredete Unternehmung allein durchzuführen.

Was ihn dazu vermochte, war nicht gerade ein Gefühl von Ueberlegenheit: aus seinem eignen Munde wissen wir vielmehr, daß man im Lager eher an Rückzug dachte; aber auch dieser hatte schon Schwierigkeiten, und bei dem ersten Unfall würde ein Friede zwischen

1) Mameranus: mirabiles quosdam rara arte ac miranda globos parat, qui per bombardas emissi incendium inextinguibile inferrent, ut quo plus aquis suffunderentur, hoc magis magisque ignescerent. Würdtwein Subs. X, 395.

2) Statepapers I, 761.

Frankreich und England zu seinem Nachtheil geschlossen worden sein[1]). Um nur nicht der verlierende Theil zu bleiben, mußte er vordringen und sich in den entschlossensten Angriff stürzen. Graf Fürstenberg, der so oft in französischen Diensten gestanden und das Land gut kannte, vermaß sich, ihn gradezu nach Paris zu führen.

Schon war Vitry in seine Hände gefallen; jetzt wandte er sich gegen Chalons, das damals befestigt war: die Franzosen meinten nicht anders, als er werde zur Belagerung dieses Ortes schreiten, und hatten ein Heer, das dem kaiserlichen an Zahl wenigstens gleich war, in dasiger Gegend auf dem linken Ufer der Marne versammelt. Das waren aber nicht die Gedanken des Kaisers. Indem dort zum Scheine die Zelte aufgerichtet wurden, nahm das ganze Heer seinen Weg die Marne abwärts, die Straße nach Paris. Es war eine heitere Nacht, heller Mondschein, der Weg trocken und eben. Den Vortrab, der hauptsächlich aus Reiterei bestand, befehligte Francesco d'Este, dann folgten die Fußvölker unter dem Grafen von Fürstenberg. In den Dörfern, durch die man kam, fand man die Bauern ruhig schlafen.

Wäre nicht in einem dieser Dörfer gegen Morgen Feuer ausgekommen, so würde man vielleicht — die Schiffbrücken waren zur Hand — das feindliche Heer jenseit der Marne haben überraschen können. Aber auch so gewann man ihm den Vorsprung ab. In seinen Erinnerungen verweilt der Kaiser bei den Möglichkeiten, das französische Heer in einer Stellung zu finden, wo es ihm möglich gewesen wäre, mit demselben zu schlagen: wäre er nur einen Tag früher nach Epernay gekommen, so würde er es unternommen haben; da es aber indeß eine bessere Position gewonnen hatte, sei ihm nichts übrig geblieben, als ein weiteres Vordringen[2]). Am 4. September fiel Epernay in die Hände des Kaisers; am 6. finden wir das Heer in der Nähe von Chatillon; am 8. besetzte es Chateau Thierry, wo man sich zugleich sehr erwünschter Vorräthe bemächtigte.

Die Zeitgenossen können nicht genug sagen, welcher Schrecken, welche Flucht bei dieser unerwarteten Gefahr in dem ganzen Lande

1) Ein authentisches Document für einige der wichtigsten Motive der Kriegführung und des Friedens enthält der Aufsatz: Ce que l'on doit considerer sur la declaration de l'alternative etc. in den Pap. d'et. III, 67. Damit stimmt sehr gut ein in Gosselini's Vita di Francesco Gonzaga enthaltener Discorso über den Frieden: der Kaiser habe den Zug unternommen, weil er auch nicht rückwärts gehen konnte, „con l'ardire celando l'impotenza“ p. 30.

2) Commentaires de Charles V.

umher, hauptsächlich aber in Paris ausbrach. Paradin meint, seit die Stadt erbaut worden, habe sie nichts Aehnliches erlebt. König Franz eilte in Person dahin. Sein Wort, von der Furcht könne er sie nicht befreien, aber wohl vor Unglück beschützen, bezeichnet sehr wohl die Stimmung, die er fand, und die gute Haltung, die er doch selbst behauptete. Er traf einige Anordnungen in der Stadt und machte Anstalt, im Nothfall den Montmartre zu vertheidigen.

Denn dazu, was viele Andre und auch der Dauphin wünschten, daß man dem Kaiser eine Schlacht angeboten hätte, war er auch unter diesen Umständen nicht zu bewegen. Seit dem Tage von Pavia vermied er fast systematisch alle Feldschlachten. Er sagte wohl, der Verlust einer Schlacht werde dem Kaiser nichts als ein Heer kosten, ihm aber vielleicht eine Provinz oder das Reich. Es schien ihm genug, wenn die nächsten Orte, Lagny, Meaux und Ferté, gehörig besetzt würden.

Und in der That: wenn Carl V sich rühmen konnte, daß seit den Zeiten der Ottonen kein deutsches Heer so tief in Frankreich vorgedrungen war, so war doch auch die Verlegenheit nicht gering, in die er sich damit gestürzt. Bei weiterm Vorrücken hätte er ohne Zweifel in den eben genannten Plätzen bessern Widerstand gefunden, als bisher. Selbst wenn er diese genommen, wenn er Paris erobert hätte, wäre nicht bei der Plünderung der Stadt die Auflösung des eigenen Heeres zu fürchten gewesen? Schon war es hie und da zwischen Spaniern und Deutschen zu ernsten Händeln gekommen; der Oberst der Landsknechte, Graf Fürstenberg, der sie in Ordnung zu halten wußte, war, allzurasch vorangehend, in Gefangenschaft gerathen. Was einst in Rom geschehen war, hätte sich in Paris wiederholen können; aber mit weit größerer Gefahr. Das frische und unbesiegte Heer, das in der Nähe stand, würde nicht unverrichteter Dinge vor den Mauern zurückgewichen sein, wie dort der Herzog von Urbino.

Ohnehin dürfte man dem Kaiser nicht, nach dem Wortlaut seiner Verträge mit England, die ernstliche Absicht zuschreiben, Frankreich mit dieser Macht zu theilen, in dem alten Sinn der Kriege Burgunds und Englands gegen Valois: seine Meinung war nur, wie im Jahre 1536, den König mit Vortheil zum Frieden zu nöthigen; dazu bot sich ihm nunmehr die Aussicht dar.

Schon vor St. Dizier war die Unterhandlung eröffnet worden; jetzt, als der Kaiser sein Hauptquartier zu Soissons aufgeschlagen, kam der Friede zu Stande: zu Crespy 14. September.

Man erstaunt, wenn man unter den Bedingungen eines Friedens, der so nahe bei Paris abgeschlossen worden, das Versprechen des Kaisers findet, den zweiten Sohn seines Feindes, den jungen Herzog von Orleans, entweder mit seiner eigenen oder mit der Tochter seines Bruders zu vermählen, und der ersten die Niederlande, der zweiten Mailand zur Aussteuer zu geben. Allein man muß sich erinnern, daß der Kaiser ähnliche Vorschläge von jeher gemacht, der König von Frankreich aber, der immer alle alten Rechte seines Hauses an Mailand vorbehalten, darauf einzugehen verweigert hatte. Dem Kaiser gereicht es zur Ehre, daß dieser Streit jetzt nach seiner Ansicht, nach seinen Vorschlägen entschieden wurde[1]). Er sollte doch die Festungen von Cremona und Mailand, so lange es ihm gefalle, in eigner Hand behalten dürfen, in allen andern Schlössern im Lande sollten nur Befehlshaber, die ihm angenehm seien, zugelassen werden und ihm, wie dem Reiche, den Eid der Treue leisten; würde der Herzog ohne lehnfähige Erben mit Tode abgehn, so sollte das Land an den alsdann regierenden Kaiser zurückfallen.

Ein weiterer Vortheil war, daß nicht allein die gegenseitigen Eroberungen herausgegeben werden sollten, inbegriffen Piemont, sondern der König aufs Neue auf die Oberherrlichkeit über burgundische Erbländer, die er wieder in Anspruch nahm, zugleich für seine Erben Verzicht leistete. Die Stände und der Dauphin sollten diese Verzichtleistungen ratificiren[2]).

Der König von England hatte gewünscht, zum Schiedsrichter über die Streitigkeiten zwischen Frankreich und dem Kaiser aufgestellt zu werden: in dem Frieden unterwarf sich Frankreich dem Ausspruch des Kaisers über seine Streitigkeiten mit England.

Dahin also förderten die Unterstützungen des Reiches den Kaiser sehr bald, daß er unzweifelhafte Vortheile über seinen alten Gegner davontrug; in welchem Sinne er nun aber dieselben zu benutzen gedenke, war doch auf der Stelle keineswegs deutlich[3]).

1) Mailand sollte überliefert werden „come feudo nuovo, e non come creditario della casa d'Orliens“ (von der Valentina her).

2) Sie trugen jedoch Bedenken, dies zu thun. Es existirt eine geheime Protestation des Dauphin, besonders wider „la renonciation de la souveraineté de Flandre, le droit des roiaumes de Naples, duché de Milan, conté d'Ast, restitution de terre etc.“ Du Mont IV, 11, 288.

3) Die Engländer warfen 1546 dem Kaiser vor, daß er damals zwei Tractate mit Frankreich gemacht und ihnen nur einen mitgetheilt: having made two treaties, he made us privye but of one. Die Antwort des

Man hat damals vermuthet, daß dem Tractat, den man bekannt machte, noch ein anderer zur Seite gegangen sei, den man geheim hielt. Und gewiß sind zwischen den beiden Fürsten Verabredungen getroffen worden, die über ihre dynastischen Streitfragen noch weit hinausgingen.

Vor allem hat sich der König verpflichtet, zu einer Unternehmung gegen die Osmanen selbst mitzuwirken. Der Kaiser legte darauf auch deshalb einen Werth, weil er darin eine Genugthuung für die deutschen Fürsten sah, die nun überzeugt sein würden, das Geld, das die Unternehmung gegen Frankreich koste, wohl angewendet zu haben.

Dann aber sind auch die andern großen Angelegenheiten der Christenheit in Betracht gezogen worden; der König hat seine Hülfe zur Wiedervereinigung der Religion in Aussicht gestellt; man hat über das Concil eine Berathung gepflogen, die den römischen Hof, der ohnehin verstimmt war, in nicht geringe Aufregung brachte.

Schon die über Mailand in Aussicht genommene Abkunft berührte den Papst sehr empfindlich. Denn noch immer hatte er sich geschmeichelt, daß das Herzogthum wenn nicht seinem Sohn Pierluigi, doch seinem Enkel Ottavio zu Theil werden könne. Diese Hoffnung verschwand nicht allein durch die beabsichtigte Uebertragung desselben an ein junges Paar, in dem sich die Vereinigung der Häuser Oestreich und Frankreich darstellte, sondern die Besorgniß wurde rege, daß Parma und Piacenza, die unter den Visconti, den Sforza und den Franzosen mit dem Herzogthum Mailand vereinigt gewesen waren, demselben wieder einverleibt und auf diese Weise dem Hause Farnese auf immer entzogen werden würde. Daher erklärt es sich, wenn der anwesende päpstliche Nuntius, der bei den Friedensunterhandlungen

kaiserlichen Gesandten sieht ganz aus wie eine Ausflucht. The council etc. Statepapers I, 859. Anderweit finden sich Angaben über zwei Punkte, von denen darin die Rede gewesen ist. Als die französischen Gesandten sich beim Anfang des Concils zurückzuziehen drohten, legte ihnen dies Granvella zur Last: „e mise fuori quel capitolo della pace, dove il re aveva obligato l'imperatore a concorrere a un tal concilio" (Pallavicini I, 556), so daß diese Sache von Frankreich zur Sprache gebracht worden zu sein scheint. Der Kaiser selbst dagegen berichtet dem Papst, durch den Tractat werde es in seine Hand gestellt, die Hülfe des Königs gegen die Türken oder in Sachen des Glaubens anzuwenden. Instruction an Andalot bei Sandoval II, 525.: los diez mil Infantes y feycientos lanças, con que el Rey de Francia auia de ayudar para contra el Turco, o para lo de la religion a voluntad del Cesar.

zugezogen zu werden wünschte, doch kein Wort davon erfuhr. Ein paar Cardinäle erschienen in Lyon, aber aus Furcht, sie möchten alles rückgängig machen, vermied man, sie herbeikommen zu lassen[1]).

Die über die Gesinnungen des römischen Hofes während des Krieges unterrichteten Zeitgenossen wissen von der Verstimmung desselben gegen den Kaiser nicht genug zu sagen: der Cardinal Farnese ließ vernehmen, wenn der Kaiser auch siege, so habe der römische Hof Zugeständnisse genug ihm anzubieten, um ihn zu begütigen. Der kaiserliche Gesandte hatte ihm geantwortet, wenn sein Herr den Sieg davontrage, so werde er die Angelegenheiten der Christenheit überhaupt und besonders die des römischen Stuhles in Ordnung bringen[2]).

Wie sehr erschrak man nun in Rom, als man vernahm, der Kaiser denke die Sache des Conciliums in die Hand zu nehmen. Der König von Frankreich, durch ein neues Familieninteresse an ihn gebunden, schien hierin gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Der Kaiser erklärte, in demselben persönlich erscheinen zu wollen; und meinte, auch Franz I müsse zugegen sein, Heinrich VIII müsse wenigstens seine Deputirten schicken; er glaubte alle europäischen Fürsten für sich zu haben. Manche dachten wohl den König von England mit dieser Aussicht zu erschrecken; er war sehr ruhig dabei. Denn da werde vor allen Dingen jeder Fürst von dem römischen Stuhle zurückfordern, was dieser im Laufe der Zeit sich angemaßt habe. Man schien eine Versammlung, wie die Baseler gewesen war, im Sinne zu haben und den dort begonnenen Versuch, das Papstthum den conciliaren Beschlüssen zu unterwerfen, erneuern zu wollen. Die Vorschläge, die der Kaiser aufstellte, erregten in Frankreich nicht geringes Aufsehen, weil man daraus sehe, daß er beides regieren wolle, Kirche und Staat, er wolle zugleich Kaiser und Papst sein[3]).

1) Marino Cavalli Relatione di Francia 1546 in der Raccolta delle relazioni I, p. 263 und 275.

2) Vgl. (Affo) Vita di Pierluigi Farnese 65. In welcher Stimmung der römische Hof während des Krieges zwischen Kaiser und König war, sieht man aus den Berichten von Serristori an den Herzog Cosimo. Legazioni di Averardo. Serristori 141. Danach hatte A. Farnese, der sehr französisch erscheint, dem kaiserlichen Gesandten gesagt, der Kaiser werde sich, wenn er siege, leicht begütigen lassen. Der Gesandte antwortete: „che la (S. M.) vorrebbe riordinare le cose della Christianità e della sede apostolica, secondo che gli pareva convenirsi.

3) Cardinal Bellay drückt sich so aus, als wolle der Kaiser ein Concil selbst berufen: „he went already about the calling of a general council;

Diese Kundgebungen und daran sich knüpfenden Besorgnisse bewogen den Papst, aller Zögerung ein Ende zu machen und das Concil auf einen nahen Termin nach Trient zu berufen. Der Kaiser hatte nichts dagegen, denn den alten Streit über das Recht, Concilien zu berufen, aus Friedrich Barbarossa's Zeit, hätte er nur ungern erneuert. Ein entscheidender Einfluß konnte ihm ja doch nicht entgehen, sobald als es beisammen war.

Wenn von einer eventuellen Anwendung der Gewalt in den Religionsangelegenheiten die Rede war, wie sich denn der König verpflichtet hatte, den Kaiser mit einer ansehnlichen Hülfsmacht zu unterstützen, so ist damit nicht gesagt, daß sie eine absolute Unterwerfung unter den Papst bezwecke; sie konnte auch zur Ausführung des Concils, welches der Kaiser im Sinne hatte und der Vollziehung seiner Beschlüsse gelten.

Carl V hatte in kurzer Zeit seltene Erfolge erreicht. Er hatte einen Europa umfassenden Bund, der sich eben gegen ihn bildete, zersprengt, einen alten Anspruch seines Hauses durchgesetzt, den großen Gegner, den König von Frankreich, genöthigt, in den allgemeinen Angelegenheiten mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. In dieser Combination der Dinge erhoben sich ihm die weitreichendsten, umfassendsten Absichten. Noch waren sie in tiefes Dunkel gehüllt. Die Erwartungen der Menschen waren auf den von Kaiser und Reich beschlossenen Zug gegen die Osmanen gerichtet, zu dem auch der König, wenn es der Kaiser in Sachen der Religion vorziehe, mit 10000 M. z. F. und 600 Hommes d'armes zu Hülfe zu kommen versprach[1]).

Im November 1544 verkündigte König Ferdinand den ungarischen Ständen, alle Feindseligkeiten im Innern der Christenheit seien nunmehr abgethan, selbst der König von Frankreich sei zu Hülf-

— — he had made out articles to be treated in the same: he would be both Pope and Empereur, and unite those powers. Bericht des englischen Bevollmächtigten von Calais 18. 21. Oct. 1544. Statepapers X, 131. 140.

1) Wie man dies in Rom verstand, zeigt unter andern der Ausdruck des Panvinius: Paul III habe erfahren „quae in pace Crepinii contra Romanam curiam reges agitaverant". Man wollte sich enthalten hasta que esté bien edificada la cosa del concilio de hablar del poderio del papa". Das dient doch zur Bekräftigung der Behauptung Sarpi's: di procurar la riforma della corte romana. Die Gründe, mit denen dies Pallavicini (V, 7, 7) zu widerlegen sucht, sind sehr schwach.

leistungen gegen den Erbfeind entschlossen; schon beschäftige man sich mit Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen. Auch in Ungarn möge man sich rüsten, damit nicht die Schuld der Verzögerung bei der Ankunft des Kaisers auf dies Land selber falle.

Den Ständen des Reiches zeigte der Kaiser an, nicht eignen Nutzens halber, sondern zum allgemeinen Besten habe er Frieden gemacht: unverzüglich möge nun der gemeine Pfennig zum Türkenkrieg zusammengebracht werden[1]).

Aussichten, welche den alten nationalen Wünschen entsprachen und namentlich die Ausführung der Beschlüsse des letzten Reichstags in jeder Beziehung erwarten ließen.

1) So entnehmen wir aus der Relation de M. de Monluc, depuis Evesque de Vallence in Charrière Négociations de la France dans le Levant I, 596.

Neuntes Capitel.

Fortschritte des Protestantismus im südlichen und westlichen Deutschland.

Bei dem bisherigen guten Verhältniß der Häupter des Schmalkaldischen Bundes zu dem Kaiser und dem innern Zerfall der alten Majorität hatte das Princip der kirchlichen Reform, das stärkste Element des geistigen Lebens, von Jahr zu Jahr immer weiter um sich gegriffen.

Es würde hier nicht am Orte sein, die Durchführung der religiösen Umwandlung an jeder Stelle, wo sie begonnen war, im Einzelnen zu begleiten: die Thätigkeit des Dr. Bugenhagen in dem Wolfenbüttelschen Fürstenthum, der auch dort eine Kirchenordnung einführte; den unermüdeten Eifer, den die Herzogin von Calenberg bewies — ein recht schönes Denkmal evangelisch-fürstlicher Gesinnung ist die Unterweisung, die sie am Neujahrstag 1545 ihrem Sohne Erich übergab; — die Nachfolge, welche diese Beispiele in benachbarten Herrschaften und Städten fanden, z. B. in Hildesheim 1542, in Bentheim 1544; unsre Aufmerksamkeit ist vielmehr auf diejenigen Punkte gerichtet, wo die kirchliche Neuerung noch energischen Widerstand fand, oder mit der Macht ihrer alten Widersacher zusammenstieß.

Wenden wir dann unsern Blick zuerst nach dem südlichen Deutschland, den östreichisch-bairischen Gegenden, so erregt vor allem der Uebertritt der Stadt Regensburg unser Interesse.

Längst waren auch hier evangelische Schullehrer angestellt, evangelische Predigten, namentlich an den Reichstagen, gehört worden; schon nahmen viele Bürger das Abendmahl unter beiderlei Gestalt:

endlich begann „der beredte Pfaff", Erasmus Zollner, nachdem ihn der Rath für die Kirche zur schönen Maria zum Prediger angenommen, die evangelischen Lehren mit aller Ordnung und Nachhaltigkeit, unter ungeheurem Beifall, zu verkündigen.

Das hätte bei der Nähe, den alten Ansprüchen und dem Religionseifer der Herzoge von Baiern nun wohl sehr gefährliche Folgen haben können; aber es ging wie einst mit Augsburg: Oestreich gewährte der Stadt einen Rückhalt, auf den sie sich verlassen konnte.

Zwar mahnte König Ferdinand die Stadt von jeder Neuerung ab; als sie ihm aber hierauf eine ausführliche Erklärung über die Nothwendigkeit nicht allein der Predigt, sondern auch der andern Neuerungen an dem Reichstag zugehen ließ, vermied er es, eine Antwort darauf zu geben; als er bald darnach auf der Rückreise in Regensburg übernachtete, gab er wenigstens kein Zeichen seines Mißfallens. Dies Schweigen nun sah der Rath als eine Art von Billigung an, so daß er jetzt erst recht entschlossen vorschritt. Am 27. August 1542 war Ferdinand in Regensburg gewesen: am 3. September räumte man dem Prediger die Kirche des Franciscanerklosters ein; auf eine erneuerte Bitte der Gemeine um Zulassung der Communion unter beiderlei Gestalt erklärte der Rath, daß er damit bereits beschäftigt sei [1]); endlich, am 13. October, ward vom äußern und innern Rath sammt dem Ausschuß der Bürgerschaft, in Gegenwart des Reichshauptmanns und mit dessen Einwilligung der Beschluß gefaßt, den folgenden Tag die öffentliche Communion unter beiderlei Gestalt eintreten zu lassen. Sie ward mit aller möglichen Feierlichkeit vollzogen; die Stadt erhielt eine vollkommen evangelische Organisation; die Pfarre und Superintendentur übernahm ein Zögling der Wittenberger Schule, Doctor Nopp.

Zwar ließen es die Herzoge von Baiern hierauf bei dem bloßen Widerspruch nicht bewenden: durch ein förmliches Landgebot untersagten sie ihren Unterthanen den Verkehr mit Regensburg, erschwerten auch wohl sonst die Zufuhr zu Wasser und zu Lande; allein einigen Abbruch ließ man sich in Regensburg schon gefallen [2]), und zu ernstlichen Maßregeln durften die Herzoge schon aus Rücksicht auf Oestreich, das es nicht geduldet haben würde, nicht schreiten.

1) Gemeiner, Geschichte der Kirchenreformation in Regensburg 125—131.

2) Der Reichstagsgesandte Dr. Hiltner soll gesagt haben, es komme nicht so viel darauf an, ob für ein paar Pfennig weniger Buttermilch an der Heubart (dem Victualienmarkt) feil sei.

Eben so wenig gelang es denselben, den Uebertritt ihrer Vettern und Nachbarn von der Pfalz zu verhindern.

Schon früher war in der Oberpfalz durch förmlichen Landtagsabschied zu Amberg erlaubt worden, evangelische Prediger anzunehmen, und allenthalben war es geschehen. Jetzt schritt man auch in der jungen Pfalz dazu.

Wie Dr. Forster von Nürnberg den neuen Ritus zu Regensburg eingerichtet, so berief Herzog Ottheinrich den Andreas Osiander von Nürnberg zu sich und erließ, nachdem derselbe einige Wochen lang gepredigt, mit seiner Hülfe ein Ausschreiben, worin er alle Prediger in seinem Lande aufforderte, von aller Lehre abzustehen, die in göttlicher Schrift kein Zeugniß habe. Natürlich zog er sich hiedurch die Feindseligkeit der Herzoge von Baiern zu, und höchst empfindlich ward sie ihm. Er hatte nämlich sein wenig einträgliches Land mit einer großen Schuldenlast übernommen: was er schwerlich so ohne Weiteres gethan haben würde, hätte ihm nicht Herzog Wilhelm von Baiern ein sehr bedeutendes Anlehen zugesichert. Ottheinrich meinte wohl nicht, daß durch die religiöse Veränderung pecuniäre Verabredungen rückgängig werden könnten. Unumwunden aber ließ ihn Herzog Wilhelm wissen, er wolle nun ferner nichts mit ihm zu schaffen haben[1]) und weigerte sich, seine Zahlung auf die bestimmten Termine zu leisten. Der junge Fürst gerieth hiedurch in die größte Verlegenheit; er klagt, er müsse nun in der Eile zu nachtheiligen Veräußerungen schreiten, und auch darin werde er noch gehindert. Doch konnte das kein Motiv für ihn sein, das begonnene Werk zu unterlassen. Er schloß sich nur um so enger an den Schmalkaldischen Bund an.

So legten sich trotz alles Widerstandes die Elemente der Neuerung um die alte Burg katholischer Dienste an, wo man noch immer die unnachsichtigste Ordnung handhabte, wiewohl nicht mit vollkommenem Erfolg. Mir fällt doch auf, daß sich in dem Album der Universität Wittenberg immer eine Anzahl Studirender aus Baiern findet, in den Jahren 1540—1545 jedes Mal 5, 6, 8, 10 Neuinscribirte; und außerdem noch immer einige aus München, oder Ingolstadt, oder Freising. Namentlich in Ingolstadt hatte man im Sommer 1543 viel mit Lutherisch-Gesinnten zu kämpfen[2]).

1) „er wolle keine Gemeinschaft mit uns haben und in allen unsern obliegen und sachen weder rathen noch helfen". Sein Schreiben an Johann Friedrich 12. Aug. 1542.

2) Quo (Ingolstadium) exitialis Lutheri lues afflarat. Orlandinus, hist. soc. Jesu lib. IV, 26.

Bei weitem mächtiger aber waren diese Elemente in Oestreich. Am 13. December 1541 übergab eine Deputation der niederöstreichischen Stände dem König Ferdinand eine Bittschrift, worin das Unglück der türkischen Kriege geradezu von dem Widerstand hergeleitet wird, den man dem göttlichen Worte leiste, von dem Götzendienste, den man noch treibe: denn nicht anders bezeichnen sie diese Heiligenverehrung. Sie flehen den König an, wenigstens Niemand zu verjagen, der den Artikel von der Rechtfertigung predige, wie er in Regensburg verglichen worden [1]). Scepperus, der in diesen Jahren in Oestreich reiste, versichert, er habe allenthalben das Volk mit unkatholischen Meinungen angesteckt gefunden; aber die Edelleute noch mehr als das Volk: die meisten von ihnen seien von Herzen lutherisch; fast alle Schulmeister und Pfarrer, die er kennen gelernt, seien aus der Melanchthonischen Schule hervorgegangen [2]).

Indessen machte sich auch an den westlichen Grenzen des Reiches der Fortschritt der reformatorischen Bewegung bemerkbar.

In Metz, das noch seinen Ehrgeiz darin sah, zu den deutschen Reichsstädten zu gehören, hatte dieselbe so früh wie in irgend einer andern begonnen. Auch dort fand sie ihre vornehmste Unterstützung an dem Widerstreit der Magistrate gegen die geistliche Macht. Es bildete sich eine protestantische Partei, der das Glück so wohl wollte, daß eins ihrer Oberhäupter, Gaspard von Heu, zur Würde eines Maitre Echevin, überhaupt der vornehmsten in der Stadt, gelangte. Einen andern Rückhalt gewährte ihr Graf Wilhelm von Fürstenberg, dem damals das benachbarte Gorze eingeräumt war. Hierauf wagte sie es, Farel von Genf zu berufen, der nun eine Zeitlang in Metz predigte und allmählig ein paar tausend Gläubige um sich sammelte [3]). Zugleich suchte sie die Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund nach [4]).

1) Bucholtz VIII, 155.

2) Bref recueil etc., ein Bericht an den Kaiser. (Br. A.)

3) Calmet Histoire de Lorraine II, 1241.

4) Schreiben von Johann Nidprucker Dr. und Joh. Karquiem aus Metz, o. D. (Weim. Arch.) „der Scheffenmeister, als das einig Haupt der Stadt Metz, zusampt etlichen vom Rath und der Gemeine, deren denn nit der geringste Theil", bitten „in das christliche Religionsbündniß gnädigst aufgenommen zu werden".

Landgraf Philipp war nicht abgeneigt, es auf den Grund, daß das Oberhaupt der Stadt evangelisch gesinnt sei, zu wagen [1]).

Die übrigen Mitglieder fanden jedoch, daß das noch nicht angehe. Den Familien Heu, Barisei, Couch, welche sich evangelisch erklärt, standen mit noch überlegenem Ansehen andere, wie die Molin, Roussel, Raigecourt, Gournay, Talange, Angerville entgegen; noch andere, z. B. die Serriere, hielten sich unentschieden. Auf jeden Fall herrschte die katholische Meinung im Rath der Dreizehn vor und verhinderte alle Unternehmungen des Maitre Echevin. Die protestantischen Fürsten erinnerten sich, daß die kaiserliche Declaration, auf die ihre Stellung im Reich sich stützte, ihnen ausdrücklich verbiete, fremde Unterthanen an sich zu ziehen. Vor aller Verbindung forderten sie, daß die Evangelischen die Mehrheit im Rath und Regiment der Stadt besitzen müßten. Dagegen waren sie sehr bereit, die dort gebildete Gemeinde durch Fürsprache zu unterstützen: im März 1543 erschien hiezu eine evangelische Gesandtschaft in Metz.

Und in der That bewirkte diese, daß den Evangelischen eine Capelle in der Stadt zu freier Predigt eingeräumt wurde. Es ward ein Prediger aufgestellt, mit dem die Evangelischen zwar nicht vollkommen zufrieden waren, den sie sich aber gefallen ließen, und der nun, wie in einem Berichte von Straßburg gerühmt wird, „auf das züchtigste" predigte [2]). Die Verwaltung der Sacramente war in dieser Erlaubniß, so viel ich sehe, noch nicht eingeschlossen, aber diesem Mangel half die Nähe von Gorze ab, wohin sich Farel zurückgezogen. Man kam überein, daß die Stadt an den Reichstag nach Nürnberg schicken und hier wohl nicht eigentliche Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund, aber doch förmlicheren Schutz der evangelischen Fürsten nachsuchen solle [3]). Genug, es schien Alles den für die Reform erwünschtesten Gang zu nehmen.

Die erste Probe aber bewies, daß die Gegenpartei doch die stärkere war. Bei der neuen Wahl des Maitre Echevin drang ein eifriger Katholik durch; hierauf wurden katholische Controverspredicer herbeigerufen; man nahm die Hülfe des kaiserlichen Hofes in Anspruch.

1) In einem Schreiben Philipps Dienstag nach Galli 1542 sind die Namen nur nicht wenig verstümmelt: z. B. Hoye statt Heu, Gornau statt Gournay.

2) Anderweite Supplik des Joh. Karquiem, ebenfalls o. D., im Weim. Arch.

3) So verstand es wenigstens der Churfürst von Sachsen. S. s. Schreiben an Melanchthon 10. April 1543, Corp. Ref. V, p. 90. Auch Calmet weiß, daß nach Nürnberg geschickt werden sollte.

Und hier erschienen nun noch ganz andere Kräfte auf dem Kampfplatz, als sonst im Reiche.

Das Haus Lothringen, oder vielmehr der Guisische Zweig desselben, der an den Kämpfen zwischen Protestantismus und Katholicismus überhaupt einen welthistorischen Antheil genommen, ergriff zuerst in dieser Angelegenheit die Haltung, die es darnach behauptet hat.

Der Cardinal von Lothringen, der sich noch immer als den Inhaber der geistlichen Macht in Metz betrachtete, obwohl er die bischöfliche Würde seinem Neffen Nicoles überlassen hatte, forderte seinen Bruder Claude, Herzog von Guise, auf, zunächst die Versammlung in Gorze zu zersprengen. Es waren eben ungefähr 200 Personen aus Metz gekommen, um bei Farel das Abendmahl zu genießen, als die Reiter des Herzogs in Gorze eindrangen, die Versammelten auseinandersprengten, einige tödteten, andere greulich mißhandelten und den Ort besetzten. Nur verkleidet konnte Farel selbst entkommen [1]).

Auf diese Weise trat die katholische Partei in Metz mit der geistlich-weltlichen Macht der Guisen in die engste Verbindung.

Wohl sah man, wohin dies führen könne. Die Evangelischen von Metz erklärten, nicht aus Furcht seien sie dabei ruhig geblieben, sondern hauptsächlich nur, um nicht etwa Unordnungen zu veranlassen, bei denen die Stadt selbst in fremde Hände geriethe. Die Gesandten der Stände bemerkten, daß die papistisch gesinnte Partei sich zu Frankreich neige „und schon allerhand Practiken treibe, um die Stadt in französische Hände zu bringen". So viel leuchtet ein, daß die Protestanten in Metz, wenn sie durchgedrungen wären, da sie nur in den evangelischen Fürsten ihren Rückhalt sehen konnten, sich der Vereinigung mit Frankreich aus allen Kräften hätten widersetzen müssen.

Der Kaiser schien jedoch dies Interesse nicht zu bemerken. Durch einen seiner Räthe wurde vielmehr die evangelische Predigt in Metz verboten und alles in den alten Stand hergestellt. Schon hatte sich Calvin aufgemacht, um die katholischen Controversisten, die er in Genf besiegt, auch in Metz zu bekämpfen, als er von der widerwärtigen Entscheidung der dortigen Angelegenheiten hörte und deshalb für gerathen hielt, zurückzukehren.

1) Bericht des Grafen Diedrich von Manderscheid und Peter Sturm über die ungeschickt Handlung zu Goyrs (Gorze): die sie der Practik des Rathes von Metz selbst zuschreiben.

Die Evangelischen nahmen jetzt die Unterstützung der Fürsten nur darum in Anspruch, um nicht völlig unterdrückt zu werden.

Alle diese Bewegungen aber, wie merkwürdig sie auch sind, traten gegen ein Ereigniß in Schatten, das sich am Niederrhein vollzog.

Einer der vornehmsten geistlichen Fürsten des Reiches, Hermann von Wied, Erzbischof und Churfürst von Cöln, Administrator von Paderborn, machte einen Versuch, die evangelischen Lehren in seinem Erzstift einzuführen.

Wenn andre geistliche Fürsten früher oder später ähnliche Absichten gehegt haben, so ist das meistentheils darum geschehen, weil sie ihre Stifter zu säcularisiren, sich vielleicht zu verheirathen, als weltliche Herren zu leben dachten. Bei Erzbischof Hermann war dies nicht der Fall. Nebenabsichten haben ihm selbst seine Feinde nicht zugeschrieben. Man hat damals über ihn gelächelt, daß er wenig Gelehrsamkeit besitze, in seinem Leben kaum zwei Messen gelesen habe, an seinem Halse ein Amulet trage, an der Seite eine Wehr, welche unter dem erzbischöflichen Mantel hervorrage, und daß er bei alle dem die Kirche reformiren wolle. Er selbst hat seine Mängel nie verhehlt. Von jeher, sagt er, habe er nicht anders gehört noch geglaubt, als daß ein Churfürst zu Cöln ein weltlicher Herr sei, der sich mit aller weltlichen Pracht umgeben müsse: erst spät habe er gelernt, daß er als Erzbischof vor allem für seine Kirche zu sorgen habe [1]). Schon seit längerer Zeit hatte er Versuche gemacht, dies auf dem herkömmlichen Wege zu leisten. Wir gedachten der Reformation, die er im Jahre 1536 mit seinen Suffraganen entwarf; sie fiel aber nicht allein ungenügend aus, sondern regte mit den clericalischen Tendenzen, die sie festhielt, auch in den weltlichen Großen der Diöcese unüberwindlichen Widerstand auf. Hermann von Cöln bemerkte endlich, wie er sagt, daß er mit diesen Berathschlagungen darum nicht weiter komme, weil sich doch alles auf menschliche Satzung, nicht auf Gottes Wort gründe. Indem er sich dann der Schrift näherte, aus welcher allein die gottselige Lehre zu entnehmen, überzeugte er sich, daß ihr Sinn in der Augsburgischen Confession enthalten sei. Je älter er ward, desto tiefer durchdrang ihn die Macht der gereinigten Lehre. Er befleißigte sich, sie

1) Bericht über seine letzten Augenblicke. (A. z. Br.)

in seinem Leben und Wandel darzustellen. In den Schriften der Zeitgenossen erscheint er als der gute, fromme Herr von Cöln, als der alte gottliebende Churfürst, der treffliche Greis. Er war ein langer Mann, mit schneeweißem Bart, von würdiger Erscheinung und einem Ausdruck, in welchem sich Gutmüthigkeit, Ernst und Ehrlichkeit durchdrangen. Nachdem er eine Zeitlang gezögert, entschloß er sich endlich, auch für seine Diöcese zu thun, was, wie er sich ausdrückt, „einem Gottesmenschen" gezieme.

Da der Reichsabschied von Regensburg im J. 1541 den Prälaten auferlegte, mit denen, welche ihnen unterworfen seien, eine christliche Reformation aufzurichten, so glaubte er auch eine rechtliche Befugniß zu haben, auf die er sich vor Kaiser und Reich stützen könne.

Auf dem nächsten Landtag, März 1542 zu Bonn, auf welchem alle vier Stände des Stiftes vereinigt waren, die Abgeordneten des Domcapitels und der Städte so gut wie Grafen und Ritterschaft, trug der Churfürst dies sein Vorhaben vor. Er fand damit allgemeine Billigung. Die Stände insgesammt ersuchten ihn, ein so christliches Werk zu fördern, damit ein jeder erfahre, woran er sich zu halten habe: — er möge nur einen Entwurf zur Reformation von den Gelehrten ausfertigen lassen und ihnen denselben dann mittheilen: er könne überzeugt sein, man werde ihn beobachten [1]).

Nun hatte der Fürst auf den letzten Reichsversammlungen die persönliche Bekanntschaft Butzers gemacht, ihn auch in Buschhoven kurz vor jenem Landtag bei sich gesehen und sich von seiner guten Absicht, seinen conciliatorischen Talenten überzeugt; er glaubte ohne Zweifel etwas sehr Angemessenes zu thun, als er diesen Theologen

1) Abschied dreier Landtäge und eines Ausschußtages nach angefangenem Zwiespalt in Sachen unserer h. Religion: Erster Landtag, zu Bonn 11. Martii 1542. Antwort auf den zweiten Punkt der Proposition, belangent die Reformation der Religion, haben sich die Verordenten eyns Domcapitels, vort Graven Ritterschaft und der Stette Gesandten sich obgemelts (in der Proposition) unsers gn. Hern Fürhabens, das zu vollenziehung des Regensburgischen Abschiedes beschicht und zuvor zu der Ehre des allmächtigen Gottes und unserer Seelen heil angefangen, höchlich erfreut und unterthениglich bedankt, auch neben dem gebeten, S. Ch. G. solich christlich und loblich Werk furdern wolt, damit dasselb ins werk gebracht und ein jeder wissen möcht weß er sich halten solt. Unter den Propositionen der Stände: Und ferner der Reformation der Religion wöllen S. Ch. G. die den Gelerten christlich zustellen befehlen und wanehe die gestalt ihren Gn. Erw. ꝛc. (den Ständen) die anzeigen, zuversichtig, man werde dere geleben.

gegen Ende des Jahres 1542 nochmals und auf längere Zeit zu sich berief.

Seine ursprüngliche Absicht war hiebei, das Vermittlungswerk, welches zu Regensburg nicht ausgeführt worden, jetzt durch dieselben Gelehrten, die an dem ersten Entwurf den meisten Theil genommen, in seiner Landschaft durchzusetzen. Zwischen Butzer und Gropper wurden Conferenzen veranstaltet, Briefe gewechselt. Noch vom 31. Januar 1543 haben wir einen Brief Butzers, worin er sich bemüht, Groppers Freundschaft zu behaupten und ihn zu dem reformatorischen Unternehmen herbeizuziehen.

Allein täglich mehr zeigte sich, daß dies unmöglich sei.

Schon in Regensburg war Gropper in vielen Punkten von der ursprünglichen Abfassung des von ihm einst gebilligten Entwurfes zurückgetreten: und dabei war er doch, der strengen Meinung, die im Fürstenrath überwog, gegenüber, in große Verlegenheit gekommen. Er war gelehrt und geschickt; allein seine Stellung war zu bequem und ehrenvoll, als daß er sie gefährden mochte: neue Ideen selbständig zu fassen und entschieden durchzuführen, war er wohl nicht geeignet. Er gefiel sich als Delegirter der höchsten Gewalten, des Kaisers oder des Papstes. Er hatte sich dem Herkommen wieder völlig angeschlossen.

Dagegen hatte auch Butzer schon während des Gesprächs, und darauf, als er einen Bericht darüber abfaßte, alle Hinneigung zu unprotestantischen Concessionen, wenn sie jemals in ihm gewesen war, aufgegeben. In dem erwähnten Briefe bemerkt er, wenn es nach den Anhängern des Papstes gehen solle, so werde es nie zu einer Besserung kommen. Er ist erstaunt, daß man zwar in einigen Kirchen reiner predigt, als bisher, aber doch übrigens ganz bei dem Hergebrachten verharrt, z. B. so eben für ein Bild des heil. Columba einen Schmuck von mehr als 100 G. an Werth anschafft.

Zog sich nun Gropper von aller Gemeinschaft mit Butzer zurück, so war es am Ende auch diesem und seinen Freunden nicht unerwünscht, wenn sie nun ohne allen Einfluß fremdartiger Ideen zu Werke gehen konnten. Sie hatten gefürchtet, Gropper werde auf die Beibehaltung einer täglichen Messe, oder die Verehrung eines und des andern Heiligen, oder eine besondere Berücksichtigung der bestehenden kirchlichen Genossenschaften dringen.

Jetzt aber behielten sie freie Hand. Der alte Churfürst zeigte sich täglich entschiedener. Butzer predigte in Bonn, Sarcerius in Andernach: das Abendmahl ward unter beiderlei Gestalt ausgetheilt:

den Priestern ward die Ehe gestattet: der katechetische Unterricht anderer evangelischer Länder ward auf den Niederrhein übertragen; da Churfürst Hermann zugleich als Erzbischof und als Landesfürst handelte, so glaubte man an dem Erfolg nicht zweifeln zu dürfen.

In diesem Verhältniß lagen doch aber auch wieder Momente, die den Widerspruch hervorriefen. Hauptsächlich in dem Rathe der Stadt und in dem Capitel hatte derselbe seinen Sitz.

Was den Rath der Stadt Cöln bisher vermocht hatte sich allen Bestrebungen der Neuerung zu widersetzen, war das Beispiel so vieler andern Städte, wo die reformatorische Bewegung zugleich die alten Verfassungen modificirte oder umstürzte. Er hatte sofort die strengste Aufsicht angeordnet, um jeder Regung zuvorzukommen. In den Protocollen der Stadt findet sich, wie alle Rathmannen verpflichtet werden, denjenigen anzugeben, von dem sie hören, daß er sich zu dem lutherischen Handel neige; die Thormeister sollen einen Jeden anhalten, der, von auswärts kommend, sich durch irgend eine Aeußerung verdächtig mache; die Stimmmeister werden beauftragt, mit Leuten dieser Art nach Gebühr zu verfahren. Wir finden ferner, daß sich alle diese städtischen Behörden, Bürgermeister, Rentmeister, Stimmmeister, Wegemeister, zusammen in das Augustinerkloster begeben, ohne der kirchlichen Immunität zu achten, um den Predigten ein Ende zu machen, die ein Mitglied desselben in Luthers Sinne zu halten angefangen. Damit waren sie auch zu ihrem Zwecke gelangt. Auf den Reichstagen spotteten sie wohl ihrer Collegen aus andern Städten, die nicht so geeignete Maßregeln ergriffen und darüber Schaden erlitten hätten. Von dem erprobten System konnten sie nun nicht geneigt sein zurückzutreten, am wenigsten unter dem Einfluß des Erzbischofs; diesen suchten sie vielmehr von jeher so weit wie möglich zu entfernen.

Und noch wichtiger war der Widerspruch des Capitels, dem gesetzmäßig Theilnahme an der geistlichen Verwaltung zukam.

Es mag sein, wie in einigen gleichzeitigen Schriften behauptet wird, daß dieser Widerstand sich besonders an den Dompropst, Georg von Braunschweig, Bruder des verjagten Herzogs Heinrich, knüpfte, was denn auch eine von den nachtheiligen Rückwirkungen jenes kriegerischen Unternehmens wäre; doch entschied dies nicht; unter den Fürsten und Herren, die in dem Capitel saßen, war die Mehrzahl zu einer Veränderung geneigt. Merkwürdig ist, wovon hier die Entscheidung abhing. In dem Cölner Domcapitel hatten sieben Mitglieder von der Priesterschaft Sitz und Stimme, deren Seele von

aller Annäherung entfernt war [1]). Es entrüstete sie, daß ein Mann wie Butzer, ausgetretener Dominicaner, zweimal verheirathet, doch von ihrem Erzbischof berufen worden war und das Land in demselben Sinne reformiren wollte, den sie so oft von der Canzel und in dem Beichtstuhl bekämpft hatten. Sie machten es ihm zum besondern Vorwurf, daß er die Freiheiten des Clerus bestritten, daß er sogar gesagt habe, man würde besser thun, die Stiftsgüter zu Schulen zu verwenden. Durch diese Priester ward eine Mehrheit gegen jede Reform gebildet, die nun das ganze Capitel vorstellte. In dessen Namen griff sie Butzern an und bekämpfte überhaupt das Vorhaben des Erzbischofs.

Dagegen waren nun aber die weltlichen Stände des Stiftes auf der Seite ihres Churfürsten.

Am 15. März 1543 hielt Hermann einen neuen Landtag in Bonn. Er kündigte an, daß er jetzt mit der Abfassung eines definitiven Reformationsentwurfes beschäftigt sei, und bat die Versammlung, einen Ausschuß zu ernennen, mit dem er denselben berathen könne.

Das Domcapitel widersetzte sich mit allem Eifer einer bedrohten, in ihrem Besitz gestörten und sich doch für unfehlbar haltenden Orthodoxie. Es legte den übrigen Ständen die Schriften vor, die es mit dem Erzbischof gewechselt, und forderte sie auf, ihn zu ersuchen, sich der Religion auf eine andre Weise anzunehmen, als er es jetzt thue, und zwar auf eine solche, die ihm bei Päpstlicher Heiligkeit, Römischem Kaiser und König und den gehorsamen Ständen des Reiches unverweislich sei [2]). Allein die weltlichen Stände waren schon selbst von reformatorischem Begehren ergriffen: die Verhältnisse des Capitels konnten ihnen kein Geheimniß sein: ohne Bedingung nahmen sie das Erbieten des Fürsten an und überließen ihm, den Ausschuß aus ihrer Mitte selbst zu wählen, dem jener Reformationsentwurf vorgelegt werden könne.

Hatte sich der Churfürst früher durch die Beschlüsse des Reichstages zu seinem Vorhaben im Allgemeinen autorisirt gefühlt, so sah er sich nun durch die Beistimmung seiner Stände in der besondern Art der Ausführung desselben, zu der er geschritten war, bestärkt.

1) Butzer an Landgraf Philipp 13. Juni 1543 bei Neudecker Actenstücke p. 350.

2) Instruction des Dhomcapitels an Graven, Ritterschaft, Stette und gemeine Landschaft uf dem Landtag im März 1543 zu Bon. Wir ersehen daraus den ganzen ergangenen Schriftwechsel.

Jetzt, im Mai 1543, erschien auch Melanchthon, der sich bisher noch gesträubt hatte, bei ihm in Bonn, und man schritt nun ernstlich an die Ausfertigung des Reformationsentwurfes. Man legte dabei die nürnbergisch-fränkische Kirchenordnung zu Grunde. Einen Theil derselben bearbeitete Butzer mit alle der Ausführlichkeit, die ihm eigen war und worin er wenigstens Luthern oft zu viel that. Einen andern, namentlich die Artikel über die Rechtfertigung und die Kirchen, faßte Melanchthon ab. Besonders über den Bilderdienst, der hier noch im Schwange ging und der an den crassesten Aberglauben gestreift haben muß, zeigt sich Melanchthon erstaunt[1]). Kein Wunder, wenn die Reformationsschrift diesen Mißbrauch mit besonderm Eifer angreift. Als sie fertig war, wurde sie von dem Erzbischof selbst, in Gegenwart einiger seiner Räthe, des Grafen von Stolberg, des Dr. Lennep, des Coadjutor und Melanchthons geprüft. Hermann hatte die letzte Ausgabe der lutherischen Bibelübersetzung vor sich: er schlug die Stellen nach, welche citirt wurden, um sich selbst von der Zweckmäßigkeit der Anführung zu überzeugen: bei jedem Satz, über den ihm Zweifel aufstiegen, hielt er inne, hörte die Anwesenden, verbesserte auch wohl selbst eins und das andre: er zeigte durch sein ganzes Verhalten, daß ihm die Sache nicht allein am Herzen lag, sondern daß er lange darüber nachgedacht und sie begriffen hatte[2]). Er selbst soll darüber gehalten haben, daß des Papstes nicht namentlich gedacht wurde; wie denn die Fassung der Formel auch sonst sehr gemäßigt war. Dem Domcapitel wurden seine Privilegien und Rechte ausdrücklich gewährleistet; der Orden der Czepler und Begarden ward in besondern Schutz genommen, weil er dem alten wahren Mönchsberuf am nächsten geblieben.

Am 26. Juli ward dieser Entwurf, — denn einen andern, von Groppers Hand, der nur eine Beschönigung der alten Mißbräuche

1) Melanchthon an Cruciger 9. Mai: Tota religio populi est in adorandis statuis. An Camerarius: Non posses sine lacrymis videre harum ecclesiarum labes, in quibus adhuc frequens populus quotidie concurrit ad statuas. Et in hoc ritu summa est religionis indoctae multitudinis. Judicat igitur senex princeps, necessariam esse emendationem ecclesiarum. Damit heben sich die Einwendungen, welche unter andern Deckers in seiner Schrift Hermann von Wied p. 111 gegen den Reformationsentwurf macht. Wenn der Katholicismus heut zu Tage reinere Grundsätze bekennt, so war der Mißbrauch doch damals unleugbar.

2) Mel.: Miratus sum non solum diligentiam ejus, sed etiam judicium: quod fortassis illi qui eum non norunt, ei non tribuunt.

zu enthalten schien, hatte man ohne Weiteres beseitigt, — den Ständen vorgelegt.

Die weltlichen Stände waren vollkommen damit einverstanden. Sie hielten nicht für nöthig, ihn erst durch einen Ausschuß prüfen zu lassen: zu einer so wichtigen Sache, die das Seelenheil betreffe, möchten doch sie selbst nicht einmal recht tüchtig sein: da sie aber die Wohlmeinung ihres gnädigen Herrn erkennen, so solle diesem auch die ganze Sache anheimgestellt sein[1]).

Die Abgeordneten des Capitels erklärten sich nicht geradezu dagegen, sie behielten sich aber Rückfrage bei der gesammten Körperschaft vor: und gar bald zeigte sich, daß diese an ihrer bisherigen Meinung festhielt[2]).

Auch die Stadt war keinen Schritt weiter zu bringen. Im Rathsprotocoll finden wir bei Lunä — denn so wird da noch der Montag bezeichnet — am 30. Juli die Anzeichnung, daß eine Supplication Philippi Melanchthonis und Martini Buceri gelesen, darüber auch allerlei Gespräch gehalten, zuletzt aber dahin geschlossen worden, daß damit nichts anderes gesucht werde als Zwist und Zwietracht.

Indessen man zweifelte nicht, daß auch dieser Widerstand, der sich auf wenige Priester und ein paar Rathsherren beschränkte, bald überwunden sein werde.

In der Stadt zeigten sich, wie in dem Volke so in einigen Vornehmen, welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahmen, entschieden reformatorische Tendenzen. Man erwartete einen oder den andern Tag eine gewaltsame Explosion.

Die kleinern Städte im Stift, Bonn, Andernach, Linz, konnten schon als evangelisch betrachtet werden.

Es mag sein, daß der kaiserliche Hof die katholische Partei ermunterte, aber auch der Erzbischof behauptet, seinen Reformationsentwurf dem Kaiser vorgelegt und eine keineswegs mißbilligende Erklärung desselben empfangen zu haben[3]). Die Beschlüsse des Reichstags von Speier, besonders die Aussichten, welche damals eröffnet wür-

1) Nach Melanchthons Versicherung (17. Aug.) fanden Deliberationen über die Religionssache „inter praecipuos" Statt. Tandem comites, equester ordo et legati civitatum magno consensu polliciti sunt, se ecclesias ad normam propositam instauraturos esse. (V, 159.)

2) Schreiben des Capitels 1. October 1543, womit sie ihr Antididagma begleiten, bei Meshovius 79.

3) Reck p. 166. Faber an Pocci bei Rainaldus 224.

den, auf eine nationale Berathung der religiösen Angelegenheiten, mußten seinen Unternehmungen zu Hülfe kommen: die Umwandelung schritt unaufhaltsam fort.

Die sehr besondre Gestalt, welche der Gegensatz in dem Capitel annahm, daß der größere Theil der adligen Mitglieder desselben für die Reform war, die entgegengesetzte Majorität aber hauptsächlich durch die Priester, die darin saßen, bewirkt wurde, führte wohl zu der unerwarteten Besorgniß, daß von diesen, auf welche das hochadlige Stift doch ursprünglich nicht gestiftet sei, die edlen Herren am Ende noch daraus verjagt werden dürften [1]).

Ueberhaupt zeigte der stiftsfähige Adel in Deutschland in diesem Augenblick eine große Hinneigung zur kirchlichen Reform.

In einem Verzeichniß der Grafen, welche auf die protestantischen Versammlungen eingeladen werden sollten, finden wir aus den Häusern Erpach, Oettingen, Mansfeld, Limburg, Solms, Schwarzenberg, Stolberg, von jedem drei Mitglieder, fünf Grafen von Nassau, zwei Witgenstein, zwei von Hanau, — ferner die Grafen von Wertheim, Helffenstein, Rheineck, Rheinstein, Barby, Gleichen, Warburg, Beichlingen, Isenburg, Manderscheid, Nuenar, Reifferscheid, Vinneburg, Oberstein, Bentheim, Rietberg, Diepholt, Hoya, Lippe, Spiegelberg, Schauenburg, Teklenburg. Doch war man überzeugt, daß es unter den Grafengeschlechtern auch noch „andere Fromme gebe, so der christlichen Religion anhängig“ [2]).

Es leuchtet ein, wie viel daran lag, das Interesse, das dieselben an der Erhaltung des geistlichen Wahlfürstenthums nahmen, nicht geradezu zu verletzen, die Reform durchzuführen ohne Säcularisation, wozu jetzt in Cöln alles vorbereitet war.

Wenn es in Cöln gelang, so war zunächst Bischof Franz von Münster bereit, diesem Beispiel zu folgen. Er bat schon seit längerer Zeit um Aufnahme in das schmalkaldische Bündniß. Er versicherte, die Vornehmsten von seinem westphälischen Adel sämmtlich, wenige ausgenommen, seien hiebei auf seiner Seite, auch die Städte seien geneigt, nur daß sich in diesen die Furcht rege, es möge wohl

1) Sie klagen: daß etzliche wenige adliche Personen vom Thumcapitel sich dem Erzbischof widersetzen „sammt den Priestern Canoniken so das fürnemlich getrieben“; und sprechen die Furcht aus, „daß Priester und Canonici, darauf das hochadliche Stift doch im Anfang nicht gestift, mit der Zeit die edlen Hern verdringen werden.“

2) Verzeichniß dem Churf. von Cölln übergeben. (Brüss. A.)

einmal wieder ein katholisch-eifriger Bischof eintreten und sie dann um der Religion willen bedrängen[1]).

Diesem Bündniß aber, welches wir als das einer Aussöhnung mit dem Bisthum bezeichnen können, kam man nun auch noch auf eine andere Weise, von protestantischer Seite her, entgegen.

Bei der neuen Einrichtung der Landeskirchen, deren wir später im Zusammenhange gedenken werden, war man doch auf mannichfaltige Schwierigkeiten gestoßen, und es zeigte sich eine sehr verbreitete Neigung, das Bisthum wieder anzuerkennen. Das merkwürdigste Document hiefür ist die sogenannte Wittenberger Reformation[2]).

In Speier hatte der Kaiser eingewilligt, daß zu der kirchlichen Reform, die er versprach, von allen Ständen, auch von den protestantischen, Entwürfe eingebracht würden. Die Wittenberger Reformation ist nichts anderes, als der Entwurf, der im Namen des Churfürsten von Sachsen eingebracht werden sollte, verfaßt von den Theologen zu Wittenberg.

Das nun ist allerdings nicht ihr Sinn, daß aus der Mitte der protestantischen Kirchen ein neues Bisthum aufzurichten sei: wie sich denn auch die Frage, die ihnen vorlag, gar nicht darauf bezog; allein, daß sie die bischöfliche Verfassung, wie sie im Reiche bestand, anerkennen wollten unter der Bedingung, „daß die Bischöfe rechte Lehrer annehmen und erhalten wollen", darüber kann gar kein Zweifel obwalten.

Vor allem denken sie nicht daran, den Stiftern des Reiches „ihre Hoheiten, Würden, Güter und Herrlichkeiten" zu entziehen: weder den Capiteln noch dem Bischof. Sie sind ganz zufrieden, daß der Bischof, da es nun einmal so sei, große Güter, Herrschaften, ja Länder besitze.

Aber sie sind auch bereit, ihm unter gewissen Bedingungen die geistlichen Befugnisse zurückzugeben, die er verloren hat: Ordination, Visitation und das geistliche Gericht. Für die Ordination fordern sie die Aufhebung aller nichtevangelischen Verpflichtungen, und strenge

1) Anträge des Münsterschen Marschalls, aus einem Schreiben Landgraf Philipps 8. Juli 1543.

2) Wittembergische Reformation, oder Aufsatz der Protestantischen von Christlicher Reformation und Kirchenregiment auf zukünftigen Reichstag, zusammen getragen und von Luthero, Pomerano, Crucigero, Majore und Melanchthone unterschrieben. Walch, Luthers Schriften XVII, p. 1422.

Prüfung, damit nicht, wie bisher, Unwürdige eindringen. Die Visitation soll durch gelehrte fromme Männer, vielleicht aus der Zahl der Domherren, die dann freilich aufhören müssen „Verfolger evangelischer Lehre zu sein", vollzogen werden, mit der doppelten Rücksicht, rechte Lehre und gute Sitten zu erhalten. Für das Gericht empfehlen sie die Consistorien.

Es entspricht der Einfachheit der Zeit, wenn sie als den Grund ihrer Hinneigung zu dieser Veränderung angeben, daß der weltliche Fürst mit Geschäften überladen sei, auch wohl die Kosten der geistlichen Verwaltung scheue. Sie meinen, dazu habe der Bischof Güter, um die Kosten des Amtes zu bestreiten. Auch hätten sie bei dem bischöflichen Regiment mehr Rücksicht auf den geistlichen Bann, der ihnen zu guter Zucht am Ende nothwendig schien, zu finden gemeint.

Man könnte einwerfen, daß doch Johann Friedrichs Verfahren mit dem Bisthum Naumburg diesen Ideen nicht entspricht. Aber der Churfürst betrachtete das Bisthum Naumburg als landsässig, und wie gesagt, sein Verfahren wurde nicht von allen seinen Räthen gebilligt. Dagegen war jetzt von Bischöfen die Rede, die so gut Reichsfürsten waren, wie er selbst. Mit der Anerkennung derselben unter den angegebenen Bedingungen war er vollkommen einverstanden. Landgraf Philipp hat einige Einwendungen gemacht, die auch bis auf einen gewissen Grad Berücksichtigung gefunden haben, ohne daß darum in der Hauptsache etwas geändert wurde.

Denkt man sich, daß dieser Plan bei den auf den nächsten Reichstag angesetzten Berathungen durchgegangen wäre, so würde ein protestantisches Deutschland, aber mit bischöflicher Verfassung und auf das Engste vereinigt, da man immer den Papst zu bekämpfen gehabt hätte, entstanden sein.

So wahr es auch ist, daß die Protestanten zunächst nur nach einer gesetzlich ruhigen Existenz trachteten, so ist doch augenscheinlich, daß die politische Stellung ihrer Partei auf der einen und der religiöse Fortschritt ihrer Meinung auf der andern Seite ihnen Hoffnung geben konnten, es auch noch weiter zu bringen und ihr System zum allgemeinen zu machen.

Auch abgesehen von aller doctrinellen Vorliebe, auf dem blos historischen Standpunkt, scheint mir, für die nationale Entwickelung von Deutschland wäre dies das Beste gewesen.

Die reformatorische Bewegung war nun einmal aus den tiefsten und eigensten geistigen Trieben der Nation hervorgegangen; sie umfaßte jetzt die weltlichen Fürstenthümer bei weitem zum größten Theile,

mit wenigen Ausnahmen alle Städte, und machte so eben einen Versuch, auch das geistliche Fürstenthum zu durchdringen, ohne es umzustürzen. Sie verband die äußersten Grenzen: Riga und Metz, die Ausflüsse des Rheins, wo sie sich gewaltig regte, und die mittlere Donau; sie verknüpfte wieder auch die getrennten Glieder mit den alten Mittelpunkten, Böhmen, wo unter der Einwirkung der deutschen Ideen die einheimische, nationale Literatur in das Stadium ihrer höchsten Vollendung trat, Schlesien, dessen Fürsten sich nichts Besseres wünschten, als in den Schmalkaldischen Bund zu treten, Preußen, wo Herzog Albrecht einen deutsch-protestantischen Hof eingerichtet und sich angelegen sein ließ, sein Land immer mit allen Elementen deutscher Bildung in Verbindung zu halten. Hätte sich wohl Holland jemals von Deutschland getrennt, wenn es einen protestantischen Erzbischof in Cöln gegeben hätte? Auch in der Schweiz ward der Gegensatz, der noch in einem Lehrartikel obwaltete, in immer engere Grenzen eingeschränkt. In den deutschen protestantischen Kirchen waltete, wenn auch dann und wann einmal der alte Hader in einzelnen Zuckungen aufflammte, doch im Ganzen unter dem Vortritt der Wittenberger Schule die beste Eintracht. Im Allgemeinen, wissen wir, waren die ächten Grundlagen der gewonnenen Cultur erhalten; die destructiven Kräfte, die einst den allgemeinen Umsturz gedroht, machten sich kaum mehr bemerklich. Die großartigen Bestrebungen, in denen man lebte, gaben dem nationalen Bewußtsein erfüllenden Inhalt. Jetzt hoffte man nun bei der nächsten Zusammenkunft die Zwistigkeiten vollends auszutragen und den großen Kampf gegen die Osmanen zu unternehmen. In der Ferne sah man die größte Welteinwirkung. Italien und Frankreich waren mit den Analogien der deutschen Gesinnung erfüllt. In England ließ ihnen der eigensinnige König allmählig wieder freieren Raum. Es erfüllte die Gemüther mit freudigem Dank, als man hörte, daß der neuangesetzte Pascha in Ofen sich den Evangelischgläubigen nicht ungünstig zeige. Wir haben eine deutsche Schrift vom Jahre 1544, worin der Kaiser ermahnt wird, die spanische Inquisition, welche sich jetzt gegen alle die richte, „welche Christum recht zu erkennen begehren", nicht länger zu dulden, er, der durch so viele Religionsgespräche besser unterrichtet sei; dieser Gabe Gottes möge er nun auch seine Unterthanen theilhaftig machen[1]).

1) Baptista Lasdenus: Oration an kaiserliche Majest. von dem das der jetzige Religionhandel kein menschlich, sondern Gottes Werk und Wunderthat sey rc.

Zu so reinen und allgemein durchgreifenden Resultaten kommt es im Laufe der Weltgeschichte nicht leicht. Es waren noch energische Kräfte in der lateinischen Christenheit, welche sich dieser vorwärtsdringenden Neuerung nothwendig entgegensetzen mußten.

Wohl fühlte man es in Deutschland: man lebte keinen Augenblick ohne die Besorgniß, daß man noch die härtesten Kämpfe werde bestehen müssen; doch hätte wohl Niemand voraussehen können, daß es so bald und auf die Weise geschehen würde, wie es geschah.

Achtes Buch.

Der Schmalkaldische Krieg.

Erstes Capitel.

Ursprung des Krieges.

Alle die letzten Jahre daher war der Kaiser mit den Protestanten in gutem Vernehmen oder sogar verbündet gewesen: plötzlich sehen wir ihn eine entgegengesetzte Haltung annehmen: er schickt sich an, sie mit Krieg zu überziehen.

Ich finde davon folgende Gründe.

Einen tiefen Eindruck hatten in Rom die Beschlüsse des Reichstags zu Speier hervorgebracht. Der Papst ergoß sich in ein paar ausführlichen Breven gegen die Zugeständnisse, die der Kaiser den Abtrünnigen aufs neue gewährt habe, besonders die Ankündigung einer nationalen Berathung über die kirchlichen Angelegenheiten und die Zusage eines Conciliums, ohne daß des römischen Stuhles dabei gedacht worden. Dies Mal aber hatte er nicht wie früher politische Vortheile einzusetzen, um seinen Worten Nachdruck zu verschaffen; im Frieden von Crespy erfolgten vielmehr jene Verabredungen, von denen wir wenigstens so viel mit Sicherheit sagen können, daß sie ihm höchlich zuwider waren. Er mußte andre, wenn auch übrigens gefährliche Mittel ergreifen. Er entschloß sich, zur Aufhebung der im vorigen Jahr wiederholten Suspension des Conciliums zu schreiten, und die Eröffnung desselben, dies Mal ernstlich, für das nächste Frühjahr anzukündigen.

Cardinal Farnese soll gesagt haben: entweder werde der Papst die Versammlung nach seinen Wünschen leiten können, oder wenn ihm das ja nicht gelingen sollte, so werde der Kaiser sich bei der

Execution der Beschlüsse mit den Protestanten verfeinden und dann nach keiner Seite hin etwas Rechtes durchsetzen[1]).

Die Rücksicht auf den zu erwartenden Reichstag vermochte den Papst seine Legaten unverzüglich nach Trient gehn zu lassen: das Concilium sollte beginnen, ehe dort der Abschied erfolgen könne[2]).

Nun versteht es sich wohl, daß der Kaiser gegen diese ernstlichen Anstalten nichts einwenden würde. Fast von Anfang seiner Regierung an hatte er dahin gearbeitet: indem das Concilium berufen wurde, sah er ein Ziel erreicht, das er sich vorlängst gesetzt.

Natürlich aber war dabei nicht seine Meinung, die Versammlung der Leitung des Papstes zu überlassen, was nur geheißen hätte, auf indirectem Wege ihm verschaffen, was er ihm auf directem nicht zugestehn wollte. Ganz im Gegentheil. Noch lebten die Erinnerugen an Constanz und an Basel, und sie wurden jetzt ausdrücklich wieder ins Gedächtniß gerufen: die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, wie dort beabsichtigt worden, wahrhaftig nicht zu Gunsten der päpstlichen Curie, endlich durchzuführen, war an dem kaiserlichen Hofe ein sehr verbreiteter Gedanke. Damit, meinte man, müsse das Concilium beginnen: wie Christus, als er in Jerusalem einzog, zuerst den Tempel gereinigt habe. Schon Adrian VI, heiligen Andenkens, würde es vollführt und namentlich den Deutschen Genugthuung gegeben haben, wäre er länger am Leben geblieben[3]). Mendoza spottete jener Hoffnung Farnese's, der Kaiser werde bei der Execution sich mit den Protestanten entzweien: er meinte, diese Execution müsse eben mit der Reform, d. i. am römischen Hofe selbst, beginnen.

Sehr wohl waren Carl dem V die Befugnisse bekannt, welche die alten römischen Kaiser, die er als seine Vorfahren ansah, bei den kirchlichen Versammlungen ausgeübt. Könige, wie der König von England, konnten auf ein Schisma denken: ihm, dem Kaiser,

1) Hurtado Mendoza al Emperador 16. Abril 1545 bei Villanueva Vida literaria II, 418. (Durch einen Schreibfehler steht dort 1554; das ganze Fragment ist hienach falsch eingereiht.)

2) Entscheidend hiefür ist Lettera del C[l] Cervini al C[l] Farnese Genn. 1546. Er sagt, der Papst würde durch Verweigerung der Reformation alles Uebel auf sich laden: „essere imputato a S. S[ta] tutto il male, che partorisse il colloquio nella dieta presente; — per provvedere al qual rispetto solo S. S[ta] si mosse a mettere il concilio in questo luogo, e poi a comandarci, che si cominciasse questo maggio passato, prima che si facesse il recesso di Vormes. (Epp. Poli IV, 291.)

3) Memoria de Don Francisco de Vargas 1545 bei Villanueva p. 412.

konnte das niemals beikommen. Seine Macht hatte ihrem ursprünglichen Charakter nach kirchliche Attribute: diese geltend zu machen, gab derselben erst ihre wahre Bedeutung wieder.

Und damit glaubte er sich mit den Deutschen, auch mit den Protestanten noch nicht zu entzweien.

Die Instruction seiner Räthe zum Reichstage von Worms, der im März 1545 beginnen sollte, beweist, daß er an den letzten Beschlüssen von Speier noch festhielt und sie auszuführen gesonnen war, wiewohl mit Rücksicht auf die seitdem eingetretenen Ereignisse. Er weist seine Gesandten darin an, auf die Umtriebe Acht zu haben, die der Papst unter dem Schein des Concils vornehmen werde, um die jetzige Verwirrung zu unterhalten. Er mißbilligt, daß es Einige giebt, welche dem Papst zu Gefallen alle weitere Verhandlung auf das Concil zu verschieben rathen; er seinerseits wünscht das Gutachten sowohl der katholischen als der protestantischen Stände über die einzubringenden Reformentwürfe zu vernehmen. Er meint, auch das tadelnde Breve könne wohl zur Sprache gebracht werden, das den Reichsständen nicht minder als ihm selber beschwerlich sei. Man möge noch einmal den Papst dringend um eine Beisteuer zum Türkenkrieg ersuchen: ziehe er doch noch immer große Summen aus Spanien wie aus Deutschland; Hülfe freilich habe er niemals viel leisten wollen[1]).

In einem ganz andern Sinne bearbeiteten indeß Emissare des römischen Stuhles die deutschen Stände.

Auf einer Provinzialsynode in Salzburg wurde der förmliche Beschluß gefaßt, einer Berathung über geistliche Dinge, an welcher Laien Theil nehmen sollten, nur dann beizuwohnen, wenn der Papst es erlaube. Aus dieser Region war von jeher den nationalen Tendenzen Widerspruch entgegengesetzt worden. Ich finde, daß einer der ersten Jesuiten, die in Deutschland wirksam gewesen sind, Claudius Jajus, zugegen war, und durch ein paar Aufsätze, die den Prälaten zu Gesichte kamen, zu diesen Beschlüssen nicht wenig beitrug[2]).

1) La declaration du bon plaisir et intention de l'empereur sur aucuns points concernant la diette pour les affaires de la Germanie. (Archiv zu Brüssel.)

2) Nach Orlandius Historia societ. Jesu I, lib. IV, nr. 112 sollte der eine dieser Aufsätze die Unzulässigkeit aller Laienberathung über geistliche Angelegenheiten beweisen; der andre hatte zum Gegenstand: Protestantes, etsi cum Catholicis in omni doctrina consentiant, nolint autem Romano subesse Pontifici, nihilominus pro schismaticis haereticisque ducendos.

Die kaiserlichen Räthe, ausdrücklich beauftragt, wohl zu überlegen, was sich wahrscheinlicherweise bei den Ständen erreichen lasse, kamen mit König Ferdinand überein, die Rücksichten auf die Protestanten und auf die Altgläubigen, auf die frühere Abrede und auf das Concilium durch den Vorschlag zu vereinigen, daß die Berathung über die Reformationsentwürfe fürs Erste ausgesetzt werden möge, bis man sehe, welchen Gang das Concilium nehme, ob sich daselbst Hoffnung zu einer Reformation zeige: sollte es daran bis zu Ende des Reichstags mangeln, so wolle man einen neuen ansetzen, um das Werk der Reformation und Religion vor die Hand zu nehmen.

Das Recht, von Seiten des Reiches auch über die geistlichen Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen, gaben Kaiser und König, wie man sieht, keineswegs auf; die Aussicht, in Deutschland doch noch zu einer Reformation zu schreiten, hielten sie ohne Zweifel für sehr geeignet, das Concilium zu derselben anzutreiben, womit alle weitern Gedanken des Kaisers zusammenhingen: das Wort Reformation ward von ihnen recht mit Fleiß wiederholt und vorangestellt.

Damit drangen sie jedoch schon bei den Altgläubigen nicht ganz durch, deren Meinung es blieb, daß alle Erörterung der streitigen Religion schlechthin dem Concilium anheimzustellen sei; noch weit weniger aber bei den Protestanten. Vielmehr erhoben diese eine Frage, welche für unsre ganze Geschichte als eine der entscheidenden betrachtet werden kann.

Dies Mal war ihnen das Concilium gar nicht angekündigt worden: auch von Seiten des Kaisers wurden sie nicht eigentlich dazu eingeladen; war es aber nicht eben dasselbe, das sie schon in aller Form abgelehnt hatten? Sie hielten sich überzeugt, daß in Trient ihre Sache vielleicht nicht einmal untersucht und gewiß verdammt werden würde; aber außerdem hatte die Ankündigung eines Concils für sie auch eine ganz unmittelbare Gefahr. Allen Friedständen, die ihnen gewährt worden, war immer das freie christliche Concil zum Termin gesetzt. Mußten sie nicht fürchten, daß man sie, da dies nun bevorstand, vielleicht sofort angreifen werde?

In der Antwort, welche sie auf die Proposition gaben, forderten sie die Zusicherung eines beständigen Friedens, ohne Rücksicht auf das Tridentinische Concilium, bis zu dereinstiger christlicher Vergleichung [1]).

1) Des mehreren Theils der churfürstlichen Räthe, auch Fürsten und Grafen der Augsb. Confession, und aller freien und Reichsstett Bedenken 3. April übergeben. Sie fordern, daß sie „oneangesehen der Installung des

Der König entgegnete ihnen, er könne von einer Zusage der Art nichts in dem Speierischen Abschied finden, und forderte sie auf, zur Mitberathung der übrigen Angelegenheiten zu schreiten; sie machten neue Einwendungen: er replicirte; man kam endlich überein, da es hiebei auf die Auslegung des letzten Abschiedes ankomme, alle weitere Verhandlung bis auf die Anwesenheit des Kaisers auszusetzen.

Am 16. Mai 1545 traf derselbe in Worms ein, und nicht länger ließ sich die Entscheidung verschieben. In den Briefen an seine auswärtigen Gesandten bezeichnet es der Kaiser als den vornehmsten Gegenstand seiner Thätigkeit, die Protestanten zur Unterwerfung unter das Concil zu vermögen.

Für alle seine Pläne, für den großen Gang, in dem wir ihn begriffen sehen, war dies eine unerläßliche Vorbereitung.

Wie wollte er Einfluß auf das Concilium ausüben, die Reform auch des Papstthums durchführen, die er im Sinne hatte, wenn diejenigen allen Beschlüssen sich im Voraus entzogen, um deren willen es berufen war? Er hatte unaufhörlich auch seine südeuropäischen Reiche, ja die ganze Christenheit im Sinn. Die deutschen Differenzen sollten ihm den Weg bahnen, eine allgemeine Ordnung zu machen: er konnte die Protestanten nicht im Voraus vor den dort zu fassenden Beschlüssen sicherstellen.

Aber auch den Protestanten ihrerseits war diese Unterwerfung nicht anzumuthen. Wir wissen, wenn sie jemals ein Concilium gewünscht, so hatten sie doch ein ganz andres, als ein solches gemeint, das unter päpstlichem Einfluß sich versammle. Die kaiserlichen Minister selbst bemerkten, wie wir aus ihren Briefen sehen, daß der Papst auf nichts andres denke, als die Leitung der Kirchenversammlung völlig in seine Hände zu bringen. Es ist wahr, daß sie dies zu verhindern meinten; aber welche Sicherheit hatten die Protestanten, bei dem mannichfaltigen Wechsel des Uebergewichts und der Macht, den sie erlebt, daß es geschehen würde? Und selbst in diesem Falle, was durften sie erwarten? Sie sahen den Kaiser von päpstlich gesinnten Priestern umgeben; die Verfolgungen, welche in den Niederlanden vor sich gingen, wiewohl Granvella sich jede Beziehung

Artikels der Religion eines bestendigen Fridens versichert werden, dermaßen, daß die hiebevor ufgericht Fridstende durch berührt tryentisch Concilium nit ufgehoben, sondern nichtsdestoweniger bis zu christlicher Vergleichung bestendig bleiben und gehalten werden sollen."

derselben auf die Reichsangelegenheiten verbat, machten doch allgemeinen Eindruck und erregten die stärksten Besorgnisse. Längst hatten sie ausgesprochen, daß ihr Glaube sich auf Concilien nicht gründe. Einer der ersten Schritte ihres Abfalls lag darin, daß sie die Unfehlbarkeit derselben leugneten.

Man hat wohl gesagt, die Protestanten seien durch ihre früheren Erklärungen zur Anerkennung des Conciliums verpflichtet gewesen: aber wir wissen schon, wie wenig dies wahr ist. Sehr mit Absicht und in der bestimmten Hoffnung, daß eine Abänderung der conciliaren Formen zu Gunsten der Laien zu erreichen sei, war in den Reichsabschieden von 1524, 26, bei der Forderung eines gemeinen christlichen Concils das Wort „frei" hinzugefügt worden [1]). Was damit gemeint sei, wußte auch die andre Partei sehr wohl; ebenso absichtlich ließ sie es in dem Reichsabschied von 1530 weg; bald darauf beklagte sich der Kaiser, daß die Protestanten die Forderung erneuern, die in jenem Worte liegt [2]). Es bezeichnet den Moment ihres größten Einflusses auf die Reichsangelegenheiten, daß sich der Kaiser im Jahre 1544 die Aufnahme dieses Wortes in den Reichsabschied gefallen ließ. War hiedurch der Kaiser nicht vielmehr ihnen verpflichtet, als sie dem Kaiser? Der Mangel liegt nur darin, daß sie sich mit dem Worte an sich begnügt hatten, ohne eine vollständigere Erklärung seiner Bedeutung. Daß der Kaiser nicht ganz auf ihren Sinn einging, konnten sie sehr gut wissen: das Wort „unparteiisch", welches sie ebenfalls gefordert, ließ er sich nicht aufdringen. Vielleicht darf man sagen, daß in der Annahme oder Weglassung dieses Wortes die ganze Frage lag. Wurde es angenommen, so würde das Concilium auf die Weise der Religionsgespräche, aber unter allgemeiner Betheiligung der Christenheit gehalten worden sein, ohne daß dem Papst eine Entscheidung, da er ja Partei sei, zugestan-

1) 1524 § 28: „Haben unser Statthalter, auch Churfürsten und Stände als vor hochnothdürftig eines gemeinen freien Universalconcilii der Christenheit (Anstellung) angesehen." 1526 § 1: „Haben wir, auch Churfürsten 2c. solches nicht fruchtbarer zu beschehen ermessen dann durch ein frei Generalconcilium." Selbst noch 1529 § 1: „Stände bitten den Kaiser, zu fördern, damit zum ehesten immer möglich ein frei christlich Generalconcilium auszuschreiben." — —

2) „Woe aber das Concilium nicht gehalten oder die Abtrünnigen nicht gehorsam seyn wollten, wie allbereit zu besorgen, dieweil ßeithere man uf das Concilium gelendet und gesagt ßein wollen, das solich Concilium frei sein ßoll" — —

den hätte. Wurde es verworfen, so war der Kaiser nicht verpflichtet, der bevorstehenden Versammlung von vornherein eine andere Verfassung zu geben: ein Verlangen, worin für ihn auf seinem Standpunkt etwas Unpraktisches und Unausführbares lag. Es schien ihm genug, daß der Papst zur Berufung eines Conciliums geschritten war; er behielt sich vor, dafür zu sorgen, daß es nicht ganz und gar unter dessen Einfluß gerathe; aber eine Veränderung der Verfassung im Voraus durchzusetzen, war bei dem Einfluß der Curie nicht allein auf das romanische Europa, sondern auch auf die Mehrheit der Stände in Deutschland ein Ding der Unmöglichkeit.

So stellten sich die beiden Tendenzen, die eine Zeitlang mit einander gegangen, in ihrem vollen natürlichen Widerspruch einander gegenüber.

Die Protestanten behaupteten, das angekündigte Concil sei weder allgemein, noch frei, noch auch christlich; der Kaiser ließ sich diese Rede nicht anfechten. Jene wiederholten auch ihm die Forderung, daß ihnen Recht und Friede versichert werden möge, ohne alle Rücksicht auf das Concil, möge dessen Ausspruch nun ausfallen wie er wolle. Der Kaiser antwortete, er könne ihnen eine solche Versicherung der andern Nationen halber nicht geben: es würde ihm „zum höchsten verweislich“ sein[1]): man möge ihn nicht zu unmöglichen Dingen bringen, wie auf dem letzten Reichstag wohl zum Theil geschehen sei. Allerdings ließ er sich zugleich vernehmen, er denke nicht daran, die Protestanten mit Krieg zu überziehen, er werde des Papstes halber ein Einsehen haben, auch ihm nicht gestatten, zu den Waffen zu greifen; allein damit waren wieder die Protestanten nicht zufrieden. Der Churfürst von Sachsen erwiederte: man werde dem Kaiser schon sagen, daß ihm nicht gebühre, dem Papst einzureden oder Maß zu geben: der Papst werde dabei bleiben, daß er Christi Stellvertreter und über den Kaiser sowohl, wie über das Concilium erhaben sei.

Am Reichstag war ein Ausschuß protestantischer Räthe aufgestellt worden, mit welchem die kaiserlichen unterhandelten: eben da aber kamen alle diese Gegensätze zum Vorschein.

Der Churfürst von der Pfalz trat noch einmal als Vermittler auf und brachte aufs neue ein Religionsgespräch in Antrag, auf das

1) Was sich Her Granvell gegen Magister Franzen vernehmen lassen. Beilage zu dem Schreiben der sächsischen Räthe. Sonnabend nach Pfingsten, 30. Mai.

auch wirklich beide Theile eingingen; allein schon standen die Dinge so, daß sich davon wenig mehr erwarten ließ.

Unter den Protestanten that sich während der Verhandlungen die Meinung hervor, daß man am besten thue unverzüglich zu den Waffen zu greifen, da doch auf keinen Frieden weiter zu rechnen sei. Nur Johann Friedrich predigte Ruhe; er wies sehr verfängliche Nachrichten, die ihm zukamen, unberücksichtigt von sich; er meinte den Kaiser hinreichend zu kennen, um keine Gewalt von ihm fürchten zu müssen.

Wir werden bald sehen, wie sehr er sich darin täuschte; welche Vorbereitungen dieser, ganz insgeheim, eben damals traf. Er wußte, wie viel ihm an der Unterwerfung der Protestanten unter das Concil gelegen sei, und war entschlossen sie zu erzwingen.

Zunächst betrachten wir noch ein anderes Verhältniß, das ihm eine Richtung eben dahin gab.

Bekannt ist, welche Bedeutung für die ganze Staatsverwaltung Carls V, namentlich in finanzieller Hinsicht, die Niederlande hatten. Es bildete eine der vornehmsten Rücksichten seiner Politik, hier materiellen Wohlstand, und zu dem Ende Frieden im Innern, gute Verhältnisse nach Außen, vor allem den gewohnten geistlich-weltlichen Gehorsam zu erhalten.

Nun waren aber die Niederlande so gut wie jedes andre deutsche Land von Sympathien für die religiöse Neuerung erfüllt; der Uebertritt des Erzbischofs von Cöln machte daselbst den größten Eindruck. Der Florentinische Gesandte versichert, nicht allein in Aachen, sondern auch in Löwen rege sich der Wunsch, der Cölnischen Metropole nachzufolgen. Er findet die Stimmung in den Niederlanden so zweifelhaft, daß er meint, die Bewegung könne daselbst vielleicht noch gefährlicher werden als in irgend einer andern deutschen Landschaft.

Im Lande selbst versäumte der Kaiser nichts, um diese Regungen zu ersticken. Die alten Bücherverbote wurden erneuert; die strengste Censur, namentlich über fliegende Blätter in Versen oder in Prosa, angeordnet; alle Verdächtigen verjagt oder verfolgt: Königin Maria konnte ihren eignen Hofprediger, der sich noch keineswegs entschieden ausgesprochen, nicht behaupten.

Das konnte aber alles nicht zum Ziel führen, wenn der Erzbischof von Cöln mit seinem Vorhaben durchdrang. Die Cölnische Sache war für den Kaiser in gewisser Hinsicht zugleich eine einheimisch-niederländische. Wollte er sein bisheriges System behaupten, so mußte er dieser Bewegung ein Ende machen.

Da kam es ihm nun höchlich zu Statten, daß Domcapitel, Universität und Clerus zu Cöln, nicht zwar die gesammten Corporationen, aber doch die Majoritäten, welche im Namen derselben auftraten, gegen die Schritte des Erzbischofs protestirten[1]) und den Schutz von Kaiser und Papst dagegen anriefen. Daß sich die weltlichen Stände zu Gunsten ihres Herrn verwandten, auch sie ihrerseits seine Unterstützung gegen das Domcapitel in Anspruch nahmen, gab ihm nur um so größern Anlaß sich in die Sache zu mischen.

Schon öfter, mündlich und schriftlich, hatte er den Erzbischof gewarnt; ein entscheidender Moment trat ein, als er Anfang Mai 1545, auf seinem Wege zum Reichstag, in Cöln anlangte.

Die erste Audienz gab er dem Clerus, der denn nicht verfehlte, nochmals auf die wachsende Gefahr auch für Sr. Maj. Erbniederlande aufmerksam zu machen. Hierauf ward der Rath vorgelassen. Der Kaiser bezeigte demselben seine Verwunderung, daß man in der Stadt das Abendmahl unter beiden Gestalten nehme: sei der Rath nicht mächtig genug, das zu verhindern, so wolle er, der Kaiser, es selber thun.

Er sprach sich überhaupt so unumwunden aus, daß jene Majoritäten kein Bedenken weiter trugen, aller Abweichung mit möglichster Strenge entgegenzutreten.

Zunächst forderte das Domcapitel einige zweifelhafte Mitglieder, z. B. den Rheingrafen, bei Strafe des verletzten Gehorsams, auf, ihre Gesinnung in Hinsicht der Religion zu erklären. Den Grafen von Horn kündigte es Bestrafung an, wofern sie nicht bis zu Pfingsten das Abendmahl unter einer Gestalt nehmen würden. Einem gelehrten Hausgenossen derselben ging der Befehl zu, das Gebiet der Stadt bei scheinender Sonne zu verlassen.

Hierauf hielt die Universität eine allgemeine Versammlung ihrer Graduirten und forderte sie auf, ihre Beistimmung zu der ergangenen Protestation zu erklären. Da einer der Professoren der Rechte, Dr. Siegfried von Löwenburg, dies abschlug, so eröffnete ihm die Universität, weil er sich in einer so hochwichtigen Sache von ihr absondere, so könne er auch ihre Ehren und Würden nicht länger genießen: er müsse derselben beraubt sein, bis er anders stimme. Zugleich beschloß sie, in Zukunft Niemand zu promoviren, der nicht vorher ein Glaubensbekenntniß abgelegt habe.

1) Das Instrument ist am 8. Oct. 1544 vom Procurator Heinrich von Wildshusen vor dem Dompropst und Canzler der Universität Georg von Braunschweig vollzogen.

Und nun vereinigten sich Clerus, Universität und Rath, der letzte, wie er sagte, auf ausdrücklichen mündlichen Befehl des Kaisers, die beiden ersten aber, damit der Rath nicht zu andern Mitteln greife, den erzbischöflichen Official zur Herstellung des Amtes der Inquisition ketzerischer Bosheit aufzufordern. Der Erzbischof, hierüber angegangen, antwortete ausweichend: schon war es aber so weit gekommen, daß der Official keine Rücksicht mehr auf ihn nahm: er blieb dabei, in Gemeinschaft mit dem Commissarius apostolicus gegen alle die zu inquiriren, welche wider die hergebrachte Lehre und Administration der Sacramente freveln würden [1]).

Hiedurch geschah nun, was zunächst nothwendig erschien: der Ausbreitung der neuen Lehre in der Metropole selbst ward Einhalt gethan; aber es versteht sich, daß es dabei sein Bewenden nicht haben konnte.

An der römischen Curie ward ein Proceß gegen den Erzbischof instruirt, von dem man nicht zweifeln konnte, wohin er führen werde. Der Kaiser ließ bereits den Coadjutor über seine Gesinnung ausforschen, und nach einiger Zögerung erklärte dieser, er werde sich als der allergetreueste Diener Sr. Majestät beweisen. Dem Erzbischof selber verhehlte Carl nicht, daß er das Churfürstenthum mit allen seinen Privilegien als vom Erzbisthum abhängig betrachte.

Bei Gelegenheit der Rückreise des Kaisers von Worms kam es hierüber noch einmal zu einer merkwürdigen Zwiesprache zwischen ihm und dem Churfürsten. Der Churfürst behauptete, er mache keine Neuerungen, er stelle nur die alten Satzungen auf Befehl Christi her; durch den Reichsabschied von 1541 sei er hiezu ausdrücklich ermächtigt. Der Kaiser antwortete, die Neuerung lasse sich nicht in Zweifel ziehen; der oberste Priester werde sein Urtel darüber sprechen, das müsse er als ein gehorsamer Sohn der Kirche vollziehen; aber selbst wenn der Hohe Priester still säße, würde er der Sache nicht zusehen. Der Churfürst erinnerte ihn an seine alten Dienste, mit denen er sich so viel Ungnade nicht verdient zu haben glaube. Der Kaiser versetzte, er sei ihm nicht ungnädig, er wünsche ihn nur abzuhalten, sich ins Verderben zu stürzen, und gab ihm Bedenkzeit bis auf den andern Morgen. Der alte Fürst aber war nicht zu schrecken. Er wiederholte des andern Tages, er mache keine Neuerungen: würde er dasjenige wieder aufrichten, was er gottselig abgethan, so würde er

1) Ausführliche Nachricht in einer den Reichstagsacten von Worms Monat Juni im weim. Arch. beigelegten Schrift.

sich der göttlichen Gnade auf ewig berauben. Der ihm angedrohte Verlust seiner Würde ängstigte ihn nicht; er sagte wohl, im schlimmsten Falle könne er auch wieder als Graf von Wied leben.

Schon verliefen die Termine an der Curie: eine Citation nach der andern ward an die Kirchthüren zu Cöln angeschlagen; die Verurtheilung konnte nicht lange mehr ausbleiben.

Auch bei dem Kaiser aber verklagten Capitel und Clerus den Erzbischof als einen Uebertreter des Wormsischen Edictes und des Augsburger Abschiedes; auch hier ward ein Proceß instruirt. Man zog den Fall an den Hof, weil er an dem Reichskammergericht, den einmal gegebenen Bestimmungen nach, nicht gut verhandelt werden konnte. Churfürst Hermann säumte nicht, einen Anwalt nach Brüssel zu schicken, um zu erklären, daß er nicht in den Gerichtszwang des Kaisers willige, und zunächst die gesetzliche Frist zu fordern, in der er seine Exception einbringen könne. Der Kaiser würdigte ihn keiner Antwort.

So weit war es gekommen, und gewiß auf keiner Seite Schonung zu erwarten, — als der Churfürst im Einverständniß mit seinen weltlichen Ständen, die auf dem Landtage zu Bonn, 9. Dec. 1545, förmlich Beschluß hierüber faßten, die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes, die in diesem Monat zu Frankfurt a. M. versammelt waren, ersuchte, sich seiner Sache anzunehmen.

Doctor Siegbert und Bächel trugen daselbst zugleich im Namen des Erzbischofs und der Stiftsstände auf eine Mission des gesammten Bundes an den Kaiser an[1]), um denselben zu bitten, dem bisherigen Verfahren keinen weitern Raum zu geben und die Cölnische Angelegenheit als allgemeine Religionssache zu behandeln.

Den Einungsverwandten entging es nicht, wie viel persönlichen Antheil der Kaiser an dieser Sache nahm, welche Gefahr darin liege, ihm hierin zu widerstreben: aber sie würden sich geschämt haben, den „gottgeliebten", unbescholtenen, ehrlichen Glaubensgenossen, den sie in Cöln gefunden, ohne Trost zu lassen. Ueberhaupt wurde dieser Uebertritt mit einem den deutschen Protestanten fast ungewöhnlichen Enthusiasmus begrüßt. In einem fliegenden Blatt wird Jedermann zum Gebet aufgefordert, weil der Satan das Reich Christi im Erzbisthum Cöln antaste: dawider seien die Herzen der Frommen zu erwecken[2]). Die Bundesstände traten unbedenklich der

1) Auszug der Cölnischen Räth Werbung zu Frankfurt 22. Dec. übergeben. (Arch. zu Brüssel.)

2) Nova ex Suevia de Archiepiscopo Coloniensi. (ibid.)

Appellation des Erzbischofs bei, erkannten seine Sache als eine gemeinschaftliche an und ordneten noch von Frankfurt aus eine Botschaft an den Kaiser ab, um demselben vorzustellen, daß ihrer Meinung nach der Churfürst zu dem, was er unternommen, allerdings befugt gewesen sei, und ihn zu beschwören, nicht etwa auf den Grund des Wormser Edictes oder des Augsburger Abschiedes ein Urtel ergehen zu lassen, da dieselben durch den Nürnberger Frieden, die Declaration von Regensburg und die zuletzt in Speier getroffenen Bestimmungen außer Kraft gesetzt worden [1]).

Zaghaftigkeit ließe sich den Verbündeten in dieser Sache überhaupt nicht Schuld geben. Da sich das Gerücht verbreitete, als werde der Kaiser zum nächsten Reichstag mit Truppen umgeben heranziehen und dabei auf dem Wege den Churfürsten von Cöln zu Grunde richten, so versahen sie ihre Botschaft nicht allein für den Fall, daß sich diese Besorgniß bewähre, mit einer besondern Instruction, sondern sie beschlossen zugleich, wenn der Angriff wirklich geschehen sollte, dem Churfürsten unverzüglich Hülfe zu leisten, und zwar nach den Orten hin, die er selber bezeichnen werde [2]). Die Abgeordneten der Städte, welche das Meiste zu fürchten hatten, sahen ihre Instructionen nach und fanden sich sämmtlich dazu ermächtigt.

Nichts war dem Kaiser verhaßter, als Einreden dieser Art, besonders in Angelegenheiten, die ihn so nahe berührten. Landgraf Philipp hatte wohl so Unrecht nicht, wenn er später den Haß und Widerwillen des Kaisers besonders von dieser Gesandtschaft herleitete [3]). Gewiß kam damit ein zweites großes Interesse zu Tage, wo sich die Protestanten dem Kaiser entgegensetzten.

Ein drittes lag in dem Fortgang, welchen das protestantische Princip in den Reichsangelegenheiten überhaupt nahm.

Mitte September 1545 war Herzog Heinrich von Braunschweig wieder im Felde erschienen. Eine Söldnerschaar, die sich im Mecklenburgischen gesammelt und von da über die Elbe nach der Nordsee hin gezogen war, unter dem Vorgeben, nach England übersetzen zu wollen [4]), in Diensten Heinrichs VIII, hatte er mit einer nur sehr

1) Instruction an den Kaiser bei Sattler III, 259. Neudecker Actenstücke 626.

2) Beschluß des Bundes 21. Januar 1546. (Fr. A.)

3) Sein Brief an Albanus (Butzer) bei Rommel III, 226.

4) Losius, Gedächtniß Christophs von Wrisberg. Hildesheim 1742. Urkunden Nr. 5. 6. 7. Dieses Werk enthält überhaupt die wichtigsten Acten-

mäßigen Geldsumme, von der man jedoch nicht weiß, wie er dazu gekommen, an sich gebracht, nach seinem Lande geführt und dies ohne viel Mühe zum größten Theil besetzt. Daß er ein so stattliches Heer um sich sah, vorrückte, Zuzug fand und vor allem eine starke Partei hinter sich wußte, erfüllte ihn mit einem unglaublichen Selbstgefühl; er sagte wohl, er und der Landgraf seien wie Hannibal und Scipio: jetzt werde es sich zwischen ihnen entscheiden, wer der Herr der Welt sein solle. Auch auf der protestantischen Seite meinte man wohl, das werde der Pfaffenkrieg sein, mit dem man nun schon seit 20 Jahren umgegangen, um ihre Kirche zu zerstören[1]), und setzte sich mit aller Macht zur Wehr. Die drei Fürsten von Sachsen und Hessen waren nochmals vereinigt: Philipp und Moritz persönlich zugegen, und wohl noch einmal so stark als der Feind[2]). Man möchte sagen, es giebt eine innere Großsprecherei, die den Menschen verhindert, die Lage, in der er sich befindet, zu begreifen. Sowie der Feind erschien, brach Heinrich von Wolfenbüttel auf, das er zu belagern begonnen, und ging demselben in offenem Felde entgegen. Hier geschah nun aber, was nach der Heerverfassung jener Zeiten unausbleiblich war. Als die Ueberlegenheit der Protestanten sich entwickelte, erhoben sich die eignen Hauptleute und Obersten des Herzogs, die bei weitem nicht ihres Soldes theilhaftig geworden, zur Empörung gegen ihn selber. Der Sieg ward dem Landgrafen, der von keiner Unterhandlung hören wollte, wenigstens während derselben immer vorrückte, nicht schwer. In der zwiefachen Gefahr, entweder von seinen eignen Truppen gefangen zu werden oder dem vorrückenden Feinde in die Hände zu fallen, entschloß sich Herzog Heinrich, sich selber dem verhaßten Nebenbuhler zu überliefern. Er hat später behauptet, er habe dies nur bedingungsweise gethan, um die Unterhandlung fortzusetzen; aber weder Herzog Moritz, der in der letzten Stunde ein paar Mal hin und her geritten war[3]), noch

stücke für dieses Ereigniß, Schriften und Gegenschriften, welche bald darauf vor dem Kaiser gewechselt wurden.

1) Melanchthon 10. Oct. (V, p. 864) an Camerarius: Non enim dimicabitur de illis Lycaoniis exuviis, sed περὶ καταστάσεως ἁπασῶν ἐκκλησιῶν.

2) Wahrhaftige Erzählung der Geschicht rc. — ein Bericht des Landgrafen, die Quelle fast aller andern Erzählungen, bei Hortleder I, IV, 51, p. 1039. Heinrich hatte 11000 M. z. F., 2500 Pf., die Protestanten 22000 M. z. F., 3600 Pf.

3) Unser von G. Gn. Moritzen — Wahrhaftiger Bericht ib. c. 52, p. 1047.

vollends der Landgraf gestanden ihm dies zu: Heinrich ward als Kriegsgefangener behandelt und nach Ziegenhain in Verwahrung gebracht. Seine Truppen lösten sich auf; seine Anhänger wurden in Strafe genommen und ihrer festen Plätze beraubt.

Unter diesen Umständen, in dem allgemeinen Tumult von Selbsthülfe und Rache, konnte nun an jene schon in Speier und dann aufs neue in Worms verabredete Sequestration nicht gedacht werden. Wiewohl das Ereigniß mit der Zeit noch andere Folgen gehabt hat, so war doch die nächste, daß die Protestanten dadurch zu größerm Selbstvertrauen und neuem Ansehen im Reiche gelangten.

Dazu trug nun nicht wenig bei, daß ein Churfürst des Reiches, den der Papst abzusetzen drohte, — eine Befugniß, die das Reich früher dem römischen Hofe bestritten —, nicht bei dem Kaiser, sondern bei ihnen Schutz fand und in ihren Bund trat.

Der Vorgang von Cöln vermochte auch den Churfürsten von der Pfalz, über seine Aufnahme in den Bund zu unterhandeln. Von Tag zu Tag erklärte er sich entschiedener. Am 17. Januar 1546 empfing seine Gemahlin und ein Theil des Hofes wie der Bürgerschaft in der Pfarrkirche zu Heidelberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt.

Und noch ein fünfter Churfürst schien in diesem Augenblick gewonnen werden zu können.

Nach dem Tode des Cardinal Albrecht im September 1545 würde der Kaiser, wenn es auf ihn angekommen wäre, den Cardinal von Augsburg, der sich dem Hause Oestreich unbedingt anschloß, zum Erzbischof von Mainz und Erzcanzler des Reichs erhoben haben. Aber seine Verwendung, die in Spanien maßgebend gewesen wäre, fand in Deutschland kein Gehör[1]). Das Capitel erwiderte, daß es nur aus seiner eigenen Mitte wählen wolle, und ernannte, da der Dechant ablehnte, den Scholasten Sebastian von Heusenstamm, einen Mann, der weder durch hohe Verwandtschaft, noch durch Reichthum empfohlen war, zum Nachfolger des Erzbischofs aus dem Hause Brandenburg. Man weiß, daß es unter dem Einfluß von Hessen und Pfalz geschehen ist. Wenn wir den Versicherungen eines landgräflichen Gesandten glauben dürfen, so versprach Heusenstamm, hauptsächlich mit den Evangelischgesinnten von seinem Adel und seinem Capitel zu regieren; er bat sich sogar von Philipp einen „christlichen"

1) Navagerno: il Cardinal l'Augusta con tutti li favori di Cesare e di molti altri non ha havuto voto alcuno.

Canzler aus und erbot sich zu einer christlichen Reformation. Gegen den Landgrafen selbst erklärte er sich für freie Predigt, Priesterehe und beiderlei Gestalt[1]). Er würde wohl entschiedener zu Werke gegangen sein, hätte er nicht erst der Bestätigung des Kaisers und des Papstes bedurft. Der Landgraf meinte fast, es werde bei ihm nur noch auf eine Anmahnung von Sachsen und Pfalz ankommen.

Bei dieser Lage der Dinge dachte man sehr natürlich daran, das alte Ansehen des churfürstlichen Collegiums zu erneuern. Besonders Joachim II erörterte, wie ungehörig es sei, daß in den letzten Zeiten die Fürsten fast das Uebergewicht über die Churfürsten gewonnen. Er meinte, wenn nur das Collegium sich wieder absondere, nicht allein die Propositionen, sondern auch die Obliegen des Reiches in ordentlicher Umfrage berathschlage, so werde ihr Mehr auch in dem andern Rathe bald wieder durchdringen[2]).

So weit kam es denn auch wirklich, daß die Churfürsten, wiewohl nicht vollzählig, sich noch einmal für ihren Collegen von Cöln bei dem Kaiser verwandten.

Die Bestrebungen des Landgrafen wurden durch die allgemeine Furcht vor weiterm Umsichgreifen des Hauses Oestreich befördert. Wie tief diese ging, davon gab unter andern Herzog Heinrich von Braunschweig ein Beispiel. Er kündigte eines Tages an, er habe ein Geheimniß zu entdecken, und als der Landgraf einen seiner Räthe deshalb zu ihm schickte, eröffnete er, die Absicht des Kaisers sei, Deutschland vollends zu zerreißen, alle Fürsten zu Bettlern zu machen: sei es nicht wahr, so solle seine Seele ewig verdammt sein. Auch die geistlichen Fürsten fürchteten den Zuwachs der Macht, welche dem Kaiser das Recht geben würde, die Beschlüsse des Conciliums zu exequiren.

Hierauf gründete Landgraf Philipp den Gedanken, einen allgemeinen Bund der Fürsten von beiderlei Bekenntniß zu Stande zu bringen, unter der Bedingung, daß Keiner an der Ausführung der in Trient zu erwartenden Beschlüsse Theil nehmen solle. Der Sinn der Protestanten war, wie sie bisher die Unterstützung des Kaisers für sich gehabt, so jetzt die Sympathien der Mehrheit der Reichsstände für sich zu erwecken. Carl V ward zuweilen nicht wohl da-

1) Schreiben des Landgrafen Höchst 6. Februar bei Neudecker Actenstücke p. 677. Höchst ist wohl das Garst bei Lämmer, in einem Schreiben, in welchem Heusenstamm den ungünstigen Auslegungen jener Zusammenkunft am römischen Hofe zuvorzukommen sucht.

2) Cöln an der Sprew Dienstag nach Judica. (W. A.)

bei. Er konnte mit seinen conciliaren Ideen noch scheitern. Es war sehr wohl möglich, daß ihn die Reichsstände nöthigten, den Erzbischof von Cöln zu dulden, und ihm dann überhaupt eine compacte ständische Macht unter überwiegendem Einfluß der Protestanten entgegentrat. Er ließ den Papst wissen, die Zeit könne kommen, wo weder der eine, noch der andre von ihnen in Deutschland etwas mehr zu sagen habe [1]).

Nicht, als ob die natürliche Entwickelung des Protestantismus dahin hätte führen müssen: allein es konnte die Folge der zuletzt eingeschlagenen Politik werden, wofern er nicht eben diese mit aller Anstrengung, um jeden Preis, auf jede Gefahr durchführte.

Dazu setzte ihn nun die Lage der allgemeinen Angelegenheiten von Europa mehr in Stand, als jemals.

Nach dem Frieden von Crespy hätte man nichts andres als eine allgemeine Unternehmung gegen die Osmanen erwarten sollen, wenigstens in Deutschland und in Ungarn war Jedermann darauf vorbereitet: man beklagte sich in Constantinopel, daß König Franz nicht allein einseitig Frieden gemacht, sondern sogar feindselige Verpflichtungen gegen den Sultan übernommen habe. Der Gesandte antwortete, die Absicht seines Herrn sei nur, zwischen dem Kaiser und dem Sultan ein gutes Vernehmen zu stiften. So viel ist richtig, daß in den zu Crespy eingegangenen Stipulationen ein Motiv für die Franzosen lag, eine Abkunft zwischen dem Kaiser und dem Sultan zu vermitteln. Vorsichtig, und nicht ohne am Reichstag wiederholt auf fortgesetzte Rüstung zu dringen, aber doch zugleich aller der Gefahren und Verwickelungen sich bewußt, in welche ihn ein ernstlicher Angriff auf die osmanische Uebermacht führen mußte, hielt der Kaiser für gut, darauf einzugehen, einen Versuch zu machen. Im Juni 1545 finden wir einen kaiserlichen Gesandten, Meister Gerhard, wie ihn der Kaiser nennt, — es ist Gerhard Veltwyk, der schon in den deutschen Angelegenheiten vorkam, — in Begleitung eines französischen, Monluc, auf dem Wege über Ragusa nach Constantinopel. Zu gleicher Zeit eilte auch ein Gesandter König Ferdinands, auf dessen Interessen es vornehmlich ankam, durch Ungarn und Bosnien dahin. Und ohne Zweifel kam nun die Mitwirkung Monluc's den östreichischen Brüdern zu Statten; später ist diesem sogar ein Vorwurf daraus gemacht worden, und er hat sich nur mit dem Wortlaut seiner Instruction entschuldigt. Die Hauptsache aber

1) Stumpf Baierns politische Geschichte §. 84, p. 268.

that, wie Veltwyk wiederholt versichert, die eigene Lage der Osmanen[1]). Die Eroberungen, welche sie in Ungarn gemacht, wünschten sie nun auch zu befestigen, so daß nicht jeder kleine Unfall den Gehorsam der Einwohner zweifelhaft machen könne. An den entgegengesetzten Grenzen erhoben sich ihnen Irrungen mit den Persern, welche bald darauf wirklich zum Kriege geführt haben. An der Pforte selbst kam die Parteiung der Sultanin Churrem (Roxolane) gegen den ältesten Sohn Suleimans, Mustapha, der als der Thronerbe betrachtet wurde, zum Ausbruch; und Unordnungen traten ein, die eine Vertheidigung zugleich gegen zwei so gewaltige Gegner schwer gemacht hätten. Dagegen war ihnen auch der Friede ehrenvoll und vortheilhaft. Die östreichischen Gesandten hielten es schon für einen Gewinn, wenn man den römischen König nach so großen Verlusten nur im Besitz der Grenzplätze ließ, die er noch inne hatte (auch diese hatten die Türken anfangs gefordert): unter diesem Vorbehalt bewilligten sie einen jährlichen Tribut von 10000 Duc. und nahmen den Stillstand von 18 Monaten an, den man ihnen anbot (October 1545) [2]). So weit ließ sich Carl V herbei. Er hatte noch vor ein paar Jahren die Hoffnung gehegt, einmal als Kaiser in Constantinopel einzuziehen: jetzt dagegen, in einem Augenblicke, wo die Ungarn seine Ankunft erwarteten, die Deutschen nichts mehr gewünscht hätten, als ihm zu folgen, die Türken zugleich von einem orientalischen Feinde bedroht und durch innere Entzweiung gefährdet waren, jetzt entschloß er sich, für sein Haus auf Ungarn Verzicht leisten und sogar eine Art von Tribut zahlen zu lassen. So viel lag ihm daran, für die religiösen Angelegenheiten, die seine Gedanken erfüllten, freie Hand zu bekommen.

In demselben Augenblick ward auch eine andere Sache, die ihm noch viele Schwierigkeiten hätte veranlassen können, durch einen ganz

1) Schlußdepesche des Veltwyk.

2) Literae Nicolai Sicci ad Ferdinandum Adrianopoli d. X. Nov. 1545. Rustan, der mit ihm unterhandelt, erklärt sich endlich zufrieden, „ut quicquid V^{rae} M^{tis} praesidio usque ad hunc diem teneretur, in ejusdem jurisdictione permaneret: castra tantum Valentini (er meint V. Török) captivi sui, 10 mille aureos, et castra quaedam eorum qui neutrius potestati suppositi forent, postulabant. Ubi huc ventum est nec ad meliores conditiones facile adduci posse videbantur, noluimus illas neque aperte acceptare neque recusare, sed sub ea conditione pax firmata est, si M^{tas} V^{ra} acciperet et Caesar his consensum praestitisset: tempus autem huic ratihabitioni praescriptus est integer annus aut decem et octo menses“. Man sieht, wie mißlich das alles lautet.

unerwarteten Todesfall erledigt. Im September 1545 starb der junge Herzog von Orleans, dem der Kaiser Mailand zu übertragen sich entschlossen zeigte. So hatte er nämlich jene Alternative, die er sich im Frieden zu Crespy vorbehalten, entschieden; aber aus den Schriften, welche er mit seinen Räthen gewechselt, sieht man wohl, welche Gefahren er auch bei dieser Maßregel noch immer voraussah: so lebhaft der Herzog auch seine Ergebenheit aussprach, war man doch am kaiserlichen Hofe weit entfernt, ihm zu trauen. Der Gesandte des Kaisers in Frankreich, St. Mauris, ließ sich wohl vernehmen, der Herzog sei das vollkommene Abbild seines Vaters, dessen Versicherungen doch auch niemals Erfolg gehabt[1]). Sehr eigen hört es sich an, wenn Navagero meint, zu den andern Verpflichtungen, die der Kaiser schon gegen den Tod habe, der ihm so viele Reiche in die Hände geliefert, komme nun auch die, daß man nicht wissen könne, ob er dem Herzog sein Versprechen habe halten wollen, oder vielleicht auch nicht. Mit den Franzosen ward dessenungeachtet ein ganz gutes Verhältniß behauptet. Neue Familienverbindungen, bei denen man auf die kaum Geborenen, ja auch auf die noch nicht Geborenen Rücksicht nahm, wurden in Vorschlag gebracht.

Der günstigste Umstand hiefür aber war, daß der Krieg zwischen England und Frankreich noch immer fortging. Was Granvella gleich anfangs vorausgesehen: die Franzosen wollten Boulogne um keinen Preis fahren lassen, Heinrich VIII wollte es nicht wieder herausgeben. Januar und Februar 1546 waren noch mit Scharmützeln und entgegengesetzten Fortificationen an den Grenzen erfüllt. Dadurch geschah, daß von diesen mächtigen und eifersüchtigen Nachbarn sich jetzt weder der eine noch der andere in die Geschäfte des Kaisers mischen konnte.

Auch von dem Norden hatte er keine Störung zu fürchten: um so weniger, da der König von Dänemark die Annäherung des Churfürsten von der Pfalz an den Schmalkaldischen Bund mit Besorgniß sah.

Dergestalt nach allen Seiten hin frei, konnte er seine Aufmerksamkeit dies Mal ungestört auf die deutschen Angelegenheiten richten.

Wir wissen, in wie hohem Grade die Verwickelungen der europäischen Politik zum Emporkommen der Protestanten beigetragen,

1) Nach dessen Meldungen war die Gesundheit des Herzogs ohnehin zerrüttet: „tenia podrido el baço y las partes inferiores enteramente gastadas“. Er starb an den Folgen eines kalten Trunkes nach starker Erhitzung, in der Zeit einer grassirenden Pest. (A. v. Simanc.)

besonders ihnen Zeit gegeben, freien Raum gemacht hatten. Eine protestantische Gesandtschaft hatte auf Anregung von Frankreich gegen Ende des Jahres 1545 eine Vermittelung versucht, aber ohne Erfolg[1]). Wir sahen auch, wie es kam, daß sie die Vortheile, die ihnen aus diesem Verhältniß zu des Kaisers Gegnern, das doch nie ein eigentliches Bündniß war, entsprangen, im Jahr 1543 selber aufgaben, die ihnen dargebotene Combination nicht allein nicht benutzten, sondern den Kaiser zur Ueberwältigung seiner Feinde unterstützten. Ein von der Gewohnheit wie jeder andern, so besonders dieser Zeit sehr abweichendes Verfahren. Alle diese einander entgegenstehenden Mächte, der Kaiser, die Franzosen, England, der Papst selbst, schließen ihre Bündnisse und lösen sie auf, führen ihre Kriege und endigen sie nach ihrem bestimmten Interesse, dessen sie sich sehr wohl bewußt sind: eine Freundschaft oder gemeinschaftliche Tendenz, vor der dasselbe verschwände, giebt es für sie nicht: alle Allianzen stellen den Krieg in Aussicht, jeder Krieg trägt als Auskunftsmittel eine Bundescombination in sich: nach dem Wechsel der Ereignisse behauptet oder verändert jede Macht, nur sich selber treu, ihre Haltung nach allen Seiten hin. Anders aber die Bundesgenossen von Schmalkalden. Ihre Einung war nicht gegen das Kaiserthum an sich geschlossen, wohl aber wider die von dem damaligen Kaiser, der eine so ganz eigenthümliche Stellung einnahm, zu besorgenden Angriffe. Sie hinderte nicht an dem patriotischen Wunsch, sich ihm anschließen, irgend eine nationale Unternehmung mit ihm ausführen zu können. Da er ihnen religiöse Concessionen machte, so faßten sie Zutrauen zu ihm und gesellten sich ihm am Ende mit herzlicher Hingebung bei. Unglücklicherweise beruhte ihr Zutrauen zum Theil auf Irrthum; ihre Hingebung entsprang nicht aus ruhiger Erwägung, sondern zugleich aus persönlichen Motiven; endlich wurden die Zugeständnisse, die man ihnen machte, nicht so vollkommen fest bestimmt, um als unzweifelhaft gelten zu dürfen. So geschah, daß sie eben in den Glaubensstreitigkeiten zuerst zu empfinden bekamen, daß der Kaiser keinen auswärtigen Feind mehr zu bekämpfen hatte. Schon in Worms hören wir sie klagen, er würde sie wohl anders behandeln, wenn er wie sonst ihrer Hülfe bedürfte. Ihre Erwartung, daß das in einem Türkenkriege geschehen könne, sahen sie ge-

1) Die Notizen darüber in den Statepapers X sind auch deshalb willkommen, weil man dabei Sleidan, der an den Verhandlungen Theil nahm, etwas näher kennen lernt.

wenn sich der Kaiser zum Kriege gegen die Protestanten entschließe, so werde ihn der Papst nicht mit 100000 Duc. — so viel hatte er für den Türkenkrieg mit —, nicht mit dem doppelten oder dem dreifachen Betrag dieser Summe, sondern mit seinem ganzen Vermögen, mit seiner dreifachen Krone unterstützen [1]). Aber einen förmlichen Vertrag darüber einzugehen, hielt er sich doch nicht für ermächtigt; um das Geheimniß keinem Dritten anvertrauen zu müssen, eilte er selbst nach Rom zurück, denn eine Entscheidung von dieser Wichtigkeit ließ sich nur von dem Papst und von demselben nur dann erwarten, wenn er von dem vertrauten Enkel selbst über die Gesinnung des Kaisers unterrichtet wurde Unter dem Vorwand einer Jagdpartie verließ er Worms [2]).

Die Sache, welche die höchsten Angelegenheiten der Politik und der Religion umfaßte, war zugleich eine sehr persönliche. Unter diesen Umständen konnte Paul III es wagen, Parma und Piacenza an seinen Sohn Pierluigi Farnese zu übertragen. Denn wiewohl der Kaiser mehr für seinen Eidam Ottavio gewesen wäre, so lag doch am Tage, daß er auch gegen Pierluigi keine ernstlichen Einwendungen machen konnte, wenn er der Hülfe des Papstes in Deutschland bedurfte.

Auf diesen Vorschlag eines gemeinschaftlichen Krieges gegen die Protestanten ging nun aber der Papst, dem sein pflichteifriger Enkel Bericht darüber erstattet hatte, ohne viel Zögern ein. Nicht als wäre dem weltklugen Alten viel daran gelegen gewesen, die Protestanten zur Annahme und Beschickung des Conciliums zu vermögen: er fürchtete ihre Anwesenheit an demselben vielmehr. Aber in ungewisser Ferne lag noch eine solche Gefahr. Zu dem allergrößten Vortheil dagegen mußte es gereichen, wenn das gute Verhältniß zwischen dem Kaiser und den Protestanten, welches zuletzt in Speier zu einer so widerwärtigen Kundgebung geführt hatte, aufgelöst

1) Dispaccio del Vescovo di Cortona 29. Maggio 1545, aus dem Munde Granvella's: In caso che S. M^{a} si risolvesse di sbattere per via d'armi, poiche per giustitia non si vedeva quasi modo alcuno, li Luterani, S. Beat^{ne} non sol concorrerà con ogni somma di danari ma col proprio regno. (Archiv. Medic.) So viel wurde doch dem vertrautesten Gesandten mitgetheilt, und man kann sich um so mehr darauf verlassen, da z. B. die Venezianer mit minder eingehenden Mittheilungen sich begnügen mußten. Noch einige neue Momente ergeben sich aus den Commentaires des Kaisers.

2) Er kam am 17. Mai nach Worms, und verließ es in der Nacht vom 27. zum 28.

wurde, und dagegen eine enge Allianz zwischen dem Kaiser und dem römischen Stuhl ins Leben trat.

Der Papst versprach an weltlichen Mitteln 200000 Sc., denen noch 100000 hinzugefügt werden könnten, und ein von ihm zu besoldendes Heer von 12000 M. z. F. und 500 z. Pf.; an geistlichen Anweisungen auf kirchliche Einkünfte und einen Verkauf von Herrschaften der Klöster, von denen sich ein Ertrag von nahe an eine Million Sc. erwarten ließ.

Am 23. Juni bereits langte ein römischer Courier in Worms an, welcher diese Erbietungen des Papstes mitbrachte. Sie wurden unverzüglich in dem geheimen Rath des Kaisers erwogen, und man fand sie befriedigend. Doch gehörten erst Vorbereitungen dazu, um die Bewilligungen flüssig zu machen: und man hatte noch einige Nebenforderungen an den Papst zu stellen. Im Allgemeinen nahm man seine Vorschläge an, ohne jedoch noch abzuschließen: denn an einen unmittelbaren Beginn der Unternehmung ließ sich ja nicht sofort denken[1]).

Unter anderm hatte man sich zuvor der Mitwirkung der katholischen Fürsten, überhaupt ihres guten Willens für den Kaiser, womit es sehr zweifelhaft stand, zu versichern. Dem Kaiser war die Verbindung mit dem Papst auch wegen der Beziehung desselben zu dem katholischen Deutschland erwünscht. Gleich im nächsten Monat nahm er die guten Dienste des Papstes an dem bairischen Hofe in Anspruch.

Und allem Anderen mußte die förmliche Eröffnung des Conciliums vorangehen, worüber im Laufe des Jahres 1545 zwischen Kaiser und Papst noch vielfach unterhandelt worden ist.

Der Papst hätte gewünscht, das Concilium nach Rom zu nehmen und hier die Sache sobald wie möglich zu solchen Entscheidungen und Urtheilssprüchen zu fördern, auf welche eine Execution durch die Waffen folgen konnte[2]).

Der Kaiser war ganz dagegen. Er wollte das Concil schlechterdings in Trient festhalten, weil nun einmal eine Kirchenversammlung in deutschen Landen versprochen war, wozu selbst Trient kaum noch gerechnet werden durfte; er fürchtete fürs Erste Entscheidungen, welche die Anwendung der Waffen unvermeidlich machen konnten; er drang darauf, daß nur die Lehren, nicht die Personen verdammt

1) Aus einem Schreiben Granvella's an die Königin Maria, bei Gachard: Trois années de Charles V, 92.

2) Instruttione per M^or Beccatello (Poli Epp. IV, 281): Dal trasferirsi a Roma ogni cieco puo vedere quanto vantaggio resulterebbe.

würden; vor allen Dingen aber forderte er, daß auch die Reformation mit Ernst vor die Hand genommen würde.

Es kostete einige Mühe, daß der Kaiser, ehe alle diese Bedingungen aufs Reine gebracht waren, die Eröffnung des Concils zugab, die dann am 13. Dec. 1545 mit aller Feierlichkeit erfolgte.

Aber dadurch ließ er sich nicht hindern, einen Monat darauf doch auch noch ein Religionsgespräch zu veranstalten; denn eine Aussicht der Vereinigung sollte auch außerhalb des Conciliums, das die Protestanten nicht anerkannten, offen bleiben. — Freilich trug es schon in seinen Vorbereitungen ein ganz anderes Gepräge, als die früheren.

Dies Mal suchte der Kaiser nicht mehr wie früher nach Männern einer gemäßigten Meinung: die strengsten Eiferer vielmehr, einen Cochläus und Billik, stellte er als Colloquenten auf[1]); die vornehmste Rolle aber übertrug er einem Spanier, Pedro Malvenda, der von allem Anhauch deutscher Meinungen rein geblieben.

Und dieser griff nun die Sache mit großer Entschiedenheit an. Es hätte ihm noch nicht genügt, protestantische Lehren zu bestreiten; seine ersten Angriffe richtete er vielmehr gegen die Lehrformel, über die man sich im J. 1541 vereinigt hatte: vor allem im Artikel von der Rechtfertigung. Die Protestanten blieben bei der getroffenen Uebereinkunft stehen: namentlich Butzer, dessen Genossen Brenz, Schnepf und Georg Major waren, drückte sich fast ganz mit den Worten Contarini's aus; aber Malvenda wollte nicht mehr von der imputativen, sondern nur noch von der inhärirenden, eingegossenen Gnade hören. Auch in der Methode zeigte sich ein nicht mehr zu vereinigender Zwiespalt. Während die Protestanten mit einer gewissen Aengstlichkeit ausführten, mit welchem Maße sie die Kirchenväter annehmen, nemlich deren eigenem Ausspruch zufolge nur inwiefern sie mit der Schrift übereinstimmen, trug Malvenda kein Bedenken, sich auf ein paar Scholastiker des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, Bricot und den englischen Dominicaner Holcoth, zu berufen[2]). Er behauptete die ununterbrochene Continuität der

1) Die Gesinnung des Carmeliter Billik ergiebt sich aus seinem Bericht: Neudecker Urkk. 787. „Die Bestien", heißt es darin von den Protestanten p. 793, „liessen sich vernemen, was sie auch gantz unverschambt und mit trutzigen wurten underſtunden zu erhalten, das gesprech were angesagt, darmit die lautere und reine lehre des Evangelii (also nennen sie Ire ketzerey) offenbar an den tag komme 2c."

2) Brenz an Amsdorf 29. Febr. Corp. Ref. VI, 65.

rechtgläubigen Entwickelung des Dogma stärker, als es lange in Deutschland vorgekommen: er schlug einen Weg ein, der zu keiner Annäherung, sondern nur zu immer weiterer Entfernung führen mußte.

Zugleich wurden wunderlich ängstliche Maßregeln getroffen, um das Geheimniß dieser Verhandlungen zu bewahren. Die Protocolle wurden alle Nachmittag in einen eisernen, mit drei Schlössern versehenen Kasten niedergelegt, aus welchem sie ohne Bewilligung der Präsidenten nicht wieder hervorgezogen werden konnten. Und auch dies schien noch nicht genug. Die Colloquenten sollten sich eidlich verpflichten, keinen lebenden Menschen von ihren Verhandlungen etwas erfahren zu lassen [1]).

Man kann es den Protestanten nicht verargen, wenn sie diesen Eid nicht leisten wollten. Mußten sie nicht wenigstens den Ständen, von denen sie geschickt worden, Bericht erstatten? Sie wollten ihre Seele, namentlich in einer Sache, die doch zu nichts führen konnte, mit dieser Verantwortlichkeit nicht beladen, und zogen es vor, das hoffnungslose Gespräch geradezu abzubrechen.

Es war ihnen hier ein Element entgegengetreten, mit dem es keine Versöhnung gab.

Wir befinden uns überhaupt in den Zeiten, in welchen der römische Stuhl, jetzt nicht mehr allein in den germanischen, sondern auch in den romanischen Nationen angetastet, alle Kräfte, die in der Disciplin der Kirche und ihrer Verbindung mit dem Staat liegen, zusammennahm, um sich dieser Gegner zu entledigen. Die zerstreuten Inquisitionen, welche nicht mehr durchdringen konnten, wurden durch ein oberstes Tribunal zu einem einzigen System vereinigt, welches sehr bald eine unwiderstehliche Kraft der Vertilgung entwickelte. Zunächst fielen jene Literatoren in Italien, die sich dem evangelischen Princip nur angenähert, in die Hände der sie verfolgenden Mönche, und verschwanden in den Gefängnissen oder verließen das Land. In Frankreich nahmen die Parlamente sich des alten Glaubens an. Man sah die Inquisitoren mit den Officialen der Bischöfe in den Parlamentshäusern erscheinen; oder es wurden eine Anzahl der eifrigsten Räthe zu einer besondern Kammer vereinigt, um über die Ketzerei

1) Bericht Georg Majors, Hortleder I, 1, c. 40, p. 365. Höchst auffallend ist, daß, als der Landgraf diese Anordnung am kaiserlichen Hofe zur Sprache brachte, Niemand darum wissen wollte. Der Churfürst zweifelte nicht, der kaiserliche Befehl sei von den Präsidenten erdichtet. (Schreiben Johann Friedrichs Sonnab. nach Ostern.)

zu wachen, ohne andre Geschäfte[1]). Von ihren Urtheilssprüchen ein Beispiel ist die Verdammung, welche das Parlament von Rouen über die Waldenser von Merindol aussprach, nach welcher die ganze Ortschaft vertilgt werden sollte, „die Häuser, die Zufluchtsörter unter der Erde, die Bäume in den Gärten, die Holzungen rund umher". Nach einigem Zögern, eben im Jahr 1545, schritt man zur Ausführung dieser Sentenz. Merindol und Cabrieres wurden von einer kleinen Heerschaar überfallen, wie die Orte der Morisken in Spanien, und unter entsetzlicher Massacre zerstört: ein paar Tausend unschuldige Bekenner, denen Wilhelm von Bellay noch vor kurzem das rühmlichste Zeugniß gegeben, wurden als unwürdig, das Licht der Sonne zu erblicken, von dem Erdboden vertilgt[2]). Auf eine Bittschrift der piemontesischen Waldenser gab König Franz I die Antwort, er könne Leute, die er in Frankreich verbrennen lasse, unmöglich auf den Alpen schonen. Unter dieser Combination war es, daß sich die Verfolgung in den Niederlanden erneuerte, „fromme, gutherzige Leute", wie der sächsische Gesandte sich ausdrückt, „hin und wieder verbrannt wurden", die Kerker von Vilvorden sich mit Gefangenen, die benachbarten Städte sich mit Flüchtlingen erfüllten; wir berührten, wie die Inquisition in Cöln hergestellt ward. Das alte dominicanische Dogma ward aufs neue in Paris und gleich darauf in Löwen in aller Strenge verkündigt. Merkwürdig ist von den Löwener Artikeln besonders der 21., worin als das Zeichen der wahren Kirche angegeben wird, daß sie das als Glaubenslehre annehme, was der römische Stuhl darüber sage, gesagt habe und sagen werde[3]). In diesem Sinne hatte sich der Orden der Jesuiten gebildet, dessen Thätigkeit auf der Stelle den ganzen Umkreis der römischen Kirche erfüllte: schon seit dem Jahre 1542 finden wir Mitglieder desselben in Deutschland wirksam. Eben an den bedrohtesten Stellen sehen wir sie erscheinen: in Wien Bobadilla, in Ingolstadt Jajus, in Cöln Faber. Noch fällt ihr Thun und Treiben nicht sehr in die Augen, — aber schon ist es nicht ohne Wirkung. Im Gefolge der Nuntien oder des römischen Königs erscheinen sie an den Reichstagen und hören die Beichte der Vornehmsten von den Versammelten: sie bringen in den Rath der Bischöfe und machen ihre Meinung darin geltend; schon gelingen ihnen einzelne Bekehrungen,

1) Floquet Histoire du Parlament de Rouen III, 241. 245.
2) Thuanus lib. VI, 127.
3) Decanus et facultas theologorum Lovaniensium 1544 6. Nov.

wie die des Petrus Canisius, die denn für Oberdeutschland von großer Bedeutung geworden ist; hauptsächlich, sie repräsentiren einmal wieder das katholische Princip mit aller Hingebung und Strenge. Die Zusammensetzung des kaiserlichen Hofes und Heeres war recht dazu gemacht, um diese Elemente nach Deutschland zu leiten. Die Anführer jener Italiener und Spanier, die im Jahre 1543 mit Carl über die Alpen gekommen, warnten schon damals die lutherischen Prädicanten, sich öffentlich blicken zu lassen: ihr Volk sei ihnen feind, sie seien desselben nicht mächtig genug, um eine Gewaltthat zu verhindern.

Wozu es auch in Deutschland kommen könne, zeigt ein gräßlicher Brudermord, der in diesen Tagen zu Neuburg an der Donau geschah.

Ein junger Spanier, Johann Diaz, dem in Paris, wo er studirte, einige Schriften der Reformatoren zu Handen gekommen, deren Meinung er in den Paulinischen Briefen bestätigt fand, war nach Deutschland gegangen und hatte sich hier ganz mit den evangelischen Lehren durchdrungen: mit Butzer, der ihm wie andern Flüchtlingen gastfreie Aufnahme in seinem Hause zu Theil werden ließ, war er zum Gespräch nach Regensburg gekommen. Von allen widerwärtigen Dingen, die Malvenda in Deutschland wahrgenommen, das Widerwärtigste war ihm, unter den Gegnern einen Landsmann zu sehen von der vorzugsweise rechtgläubigen Nation, und er versäumte nichts, um denselben zu bekehren. Aber weder ihm wollte das gelingen, noch auch einem Bruder Johanns, Alfonso, der von Rom, wo er eine ansehnliche Stelle an der Rota bekleidete, auf die erste Nachricht herbeigeeilt war. Johann Diaz war ein Mensch, der sein einziges Glück auf Erden darin sah, nach dem einmal gefaßten Begriff zu leben: er war ganz zufrieden, dort in Neuburg an der Donau, wohin er von Regensburg aus gegangen, in ärmlichem Zustand, den Druck eines Buches von Butzer zu besorgen. Fast mit Gewalt mußte ihm Alfonso, als er Abschied nahm, ein paar Kronthaler zum Geschenk aufdringen. Wehe ihm aber, daß er diese Wiederkehr brüderlicher Freundschaft für ächt nahm! In Alfonso wirkten der Fanatismus einer vermeinten Rechtgläubigkeit und der eigenthümliche Wahn der damaligen Spanier, in der Abweichung von den hergebrachten Doctrinen einen Schimpf für Land und Familie zu erblicken, zu dem Entschlusse zusammen, den Bruder lieber zu ermorden, als ihn hier unter den Ketzern zurückzulassen. Ein Gedanke, der eben so gräßlich ausgeführt ward, als er an sich selber ist.

An einem der nächsten Morgen, in erster Tagesfrühe, erschien der Diener Alfonso's mit einem Briefe desselben in der wohlbekannten Wohnung zu Neuburg; indem Johann, noch halb angekleidet, in dem Halbdunkel sich über das Blatt beugte, um es zu lesen, versetzte ihm jener mit einem Beil von hinten her einen Hieb in den Nacken, so daß das Schlachtopfer niederstürzte und sich sterbend in seinem Blute wälzte. Der Bruder selber, Alfonso, hatte indeß die Thür gehütet: sie eilten zu ihren Pferden und hatten ihre Maßregeln so gut genommen, daß sie erst in Insbruck ergriffen wurden. Im ersten Augenblick dachte man sie zu bestrafen: allein der Papst machte geltend, daß Beide, der Herr und der Diener, Cleriker seien, und entzog sie den weltlichen Gerichten. Viele Jahre nachher konnte Alfonso seine That dem spanischen Geschichtsschreiber Sepulveda in aller Sicherheit erzählen: noch immer voll Genugthuung, daß sie ihm gelungen war[1]).

Welchen Eindruck aber mußte nun dies Ereigniß in Verbindung mit so vielen andern täglich eingehenden Nachrichten verwandter Natur, in Deutschland hervorbringen!

War der Gegensatz, der zwischen den beiden Brüdern bestand, nicht derselbe, der im Colloquium zu Tage kam? Johann hielt sich an Butzer: nicht ohne Malvendas Einfluß war Alfonso herübergekommen. Jedermann empfand dies. Wie dieser neue Cain gegen den zweiten Abel, sagt Melanchthon, so seien die Feinde der göttlichen Wahrheit gegen alle fromme Gliedmaßen Christi gesinnt.

In diesen Zeiten des immer stärker anwachsenden und mit einem blutigen Ausgang drohenden Gegensatzes sollte nun der Kaiser wirk-

1) Die Erzählungen von diesem Ereigniß, welche Melanchthon und Lange auf die ersten Nachrichten bekannt machten, hätte man später nicht so ohne Weiteres wiederholen sollen. Dagegen haben wir von Claude Senarclé, dem Begleiter des Diaz auf seiner religiösen Wanderschaft, einen sehr zuverlässigen Bericht, Historia vera de morte Johannis Diazii 1546, wiederholt im Scrinium antiquarium von Gerdes. Da findet sich auch Johannis Diazii christianae religionis summa, die einzige Schrift des Unglücklichen, und wohl am meisten dadurch merkwürdig, daß der Autor über die Verfassung der Kirche sich ganz die deutschen Ideen angeeignet hat, und nichts weiter fordert, als eine fromme Obrigkeit und wachsame Diener am Wort. Wenn Sepulveda mit Senarclé übereinstimmt, so rührt dies nicht davon her, daß ihm dieser Bericht vorlag, sonst würde er das Ereigniß nicht ins Jahr 1541 setzen, wie er es thut, sondern daher, daß er an Alfonso einen zuverlässigen Berichterstatter hatte. Einige weitere Momente enthält noch die Klageschrift, welche die protestantischen Stände am folgenden Reichstag dem Kaiser einhändigten.

lich die bisher beobachtete gemäßigte Haltung verlassen und zu den Waffen gegen die Protestanten greifen? Er ging auf das Ernstlichste damit um, hielt aber noch vor dem letzten Schritte inne.

Im Januar 1546 waren päpstliche Bevollmächtigte bei ihm, um ihm die Artikel des Vertrages vorzulegen, wie sie nun in Rom mit Rücksicht auf die von ihm selbst gemachten Erinnerungen formulirt worden waren. Die meiste Schwierigkeit hatte die Forderung des Kaisers gemacht, auch gegen diejenigen vom Papst unterstützt zu werden, welche ihn während des Krieges angreifen würden: der Papst wollte dies höchstens auf 6 Monate zusagen; der Kaiser verlangte es für die ganze Dauer des Krieges und 6 Monate nachher. Das war jetzt wirklich in den Vertragsentwurf aufgenommen worden[1]) nnd insofern nichts mehr zu erinnern. Aber noch einmal erhob sich ein anderer principieller Widerspruch. Man bemerkte, der Papst sei nicht nur alt und schwach, sondern auch von unzuverlässiger Gesinnung; auf eine dauernde Allianz mit ihm sei nicht zu rechnen: die Leistungen, die er übernehme, seien mit den Verpflichtungen, die der Kaiser eingehe, nicht zu vergleichen. Eine von diesen namentlich drohte höchst beschwerlich zu werden. Der Kaiser versprach, den Protestanten ohne die ausdrückliche Einwilligung des Papstes oder seines Legaten keine Zugeständnisse in den Angelegenheiten der Religion zu machen; was aber, so sagte man, sei gewisser, als daß auf der einen Seite die Protestanten sich mit der Kirche niemals vereinigen würden ohne die Aufhebung vieler Dinge, die von ihnen als Mißbrauch betrachtet würden und es wirklich seien: auf der andern aber würden Papst und Cardinäle von ihren Vorrechten und Vortheilen nichts fallen lassen wollen: werde der Kaiser nicht durch diesen Bund ein Vertheidiger der Mißbräuche und auf immer verhindert, an die Reformation der Kirche Hand anzulegen? Damit ward der Gedanke angeregt, mit dem sich der Kaiser sein Lebelang getragen, in welchem er das Concilium gefordert und gleichsam erzwungen hatte[2]). Dem

1) Artikel bei Pallavicini, Rainaldus, Du Mont IV, II, 308. Der Florentinische Gesandte meldet in einer Depesche vom 14. Januar 1545 die oben angedeutete Differenz, und da er in der Hauptsache so gut unterrichtet ist, so ist ihm auch hierin zu glauben. Der Abschluß könnte etwa eben in den Januar oder vielleicht in den Februar fallen.

1) Es cierto, que nunca los protestantes vernan a la union de la iglesia sino quitando muchas cosas de las que estan usadas y rescebidas como son muchos abusos y ansi parece, que el papa consigue obligar al emperador para que no pueda tractar de la reformacion y que le haze defensor de los abusos Parecer del confesor, bei Maurenbrecher 31*.

hatte, wenn wir uns nicht täuschen, zuletzt auch der König von Frankreich beigestimmt; die Verhandlungen mit England beziehen sich auf Ausführung dieser Idee, durch welche dann das Schisma sich hätte heben lassen. Nur unter diesem Vorbehalt wollte der Kaiser die Protestanten zur Einwilligung in die Berufung des Concils vermögen. Welch ein Widerspruch, wenn er nun, indem er die Waffen ergriff, sich doch zur Aufrechthaltung des ganzen bestehenden Zustandes verpflichtete, die conciliare Idee, indem er sie verwirklichte, gleichsam auch wieder aufgab! So eifrig sich der Beichtvater für die Unternehmung erklärte, so empfand er doch das ganze Gewicht dieser Einwendung: denn den universalen Absichten des Kaisers stimmte er nun selber bei; merkwürdig ist die Vermittelung beider Tendenzen, die er mit beichtväterlicher Beugsamkeit zum Vorschein brachte. Bei jeder Verpflichtung unter Menschen, sagt er, verstehe es sich von selbst, wenn es auch nicht ausdrücklich ausgesprochen werde, daß sie kein Uebel veranlassen, noch ein größeres Gut verhindern dürfe; sollten nun die Protestanten sich der Kirche anschließen wollen unter der Bedingung von Dispensationen und der Abschaffung wirklicher Mißbräuche, von solchen Zugeständnissen überhaupt, welche von gelehrten und verständigen Leuten gebilligt würden, so werde der Kaiser durch jene Zusagen nicht abgehalten, bei dem Papst und dem Concil darauf zu bringen; vielmehr wenn der Papst das Vernünftige verweigere und dadurch die Bekehrung und Reduction der Protestanten verhindere, so sei der Kaiser trotz der Capitulation zu allen Vorkehrungen berechtigt, die er hierzu treffen könne. Es lasse sich doch nicht denken, daß der Papst, der freilich für sein Haus sorge, zugleich den teuflischen Gedanken habe, den Kaiser in die Unternehmung zu verwickeln und in derselben zu verlassen. Ueberhaupt, so sagt der Beichtvater, wenn der Papst nicht thut, was gut und recht ist, so ist der Kaiser zu nichts verpflichtet.

Gegenseitiges Vertrauen bestand, wie man sieht, zwischen Kaiser und Papst keineswegs. Unter Vorwänden, die sich hören lassen, und halbweg zugleich die Gründe sind, vermied der Kaiser die Unterzeichnung des Vertrages auch damals noch; er verschob sie bis auf seine Ankunft in Regensburg.

Er war schon auf der Reise dahin, zu Mastricht im Februar, als ihm eine Gesandtschaft der Churfürsten entgegenkam, um sich für ihren Collegen von Cöln bei ihm zu verwenden. Der neue Erzbischof von Mainz, Heusenstamm, hatte zuletzt doch nicht den Muth gehabt, daran Theil zu nehmen, so wenig wie Trier, — es waren also nur Ge-

sandte der weltlichen Churfürsten, denen sich einige andere Protestanten angeschlossen hatten; der Kaiser empfing sie mit aller Gnade: er entschuldigte was er gethan damit, daß Hermann auf keine Warnung geachtet; er versicherte, daß er in dieser wie in andern Sachen nur mit zeitigem guten Rathe der Churfürsten, Fürsten und Stände verfahren werde. Namentlich Johann Friedrich von Sachsen zeigte sich von dieser Antwort vollkommen befriedigt[1]). Sehr ausdrücklich brachten die Gesandten das Gerücht zur Sprache, das sich in Deutschland verbreitete, als habe der Kaiser vor, die Protestanten mit Gewalt der Waffen heimzusuchen; sie baten ihn in aller Demuth, nicht zuzugeben, daß es in den Zeiten, in denen er das Reich verwalte, innerhalb desselben zum Blutvergießen komme, und zwar durch fremdes Kriegsvolk[2]). Der Kaiser erwiederte, wie wenig das sei seine Absicht sei, davon könne sie schon der Anblick des bewaffneten Gefolges überzeugen, das ihn umgebe, es sei nur das gewöhnliche, eine Garde von 500 Reitern: so fange man keinen Krieg an.

Es scheint doch, als sei die von der Gesandtschaft vorgetragene Warnung, die schon in Speier von dem Churfürsten von der Pfalz ausgesprochen worden war, nicht ohne Wirkung auf den Kaiser geblieben. Den andern Tag fand ihn der Beichtvater milder als jemals. Die Meinung machte sich wieder Bahn, daß die Sache noch eher durch Güte und Nachgiebigkeit zu Ende zu bringen sei, als mit den Waffen, was tausend Gefahren in sich schließe.

Wie sehr auch der Beichtvater widerstrebte, so blieb der Kaiser dabei, daß man noch einen Versuch eines friedlichen Austrags machen möge, wenngleich er schwerlich zum Ziel führen werde[3]). Bei seiner Abreise aus Mastricht gab Carl V seiner Schwester das Wort, alles Mögliche zur Pacification von Deutschland zu thun und nur im äußersten Falle zur Anwendung der Waffen zu schreiten[4]).

Noch immer hatten sich seine Räthe friedfertig erklärt. Granvella versicherte, wenn der Kaiser einige Rüstungen mache, so geschehe das nur, weil er seine Grenzen sichern müsse, aus keiner andern Absicht. Im Februar erwähnte der Graf von Solms in einem Gespräch mit Naves zu Mainz der allgemeinen Meinung, daß

1) Dessen Schreiben vom 15. März. Weim. Arch. Neudecker Actenst. 707.

2) Aufzeichnungen von Erasso, bei Mauerbrecher 34, die nur, wie so viele andere spanische Actenstücke, schwer verständlich sind.

3) Schreiben aus Luxemburg 17. Mai.

4) cheminer à la pacification de ceste Germanie evitant jusq'à l'extreme l'usage de la force.

der Kaiser die Protestanten mit Krieg überziehen wolle. „Sagt man dies?“ versetzte Naves unbefangen, „es ist nicht wahr.“

Von vieler Bedeutung war unter diesen Umständen die Zusammenkunft, die der Kaiser auf seiner Reise gegen Ende März mit dem Churfürsten von der Pfalz und mit dem Landgrafen von Hessen zu Speier hatte.

Aeußerlich trug sie noch einmal das Gepräge der Freundschaft. Unterwegs hatte der Kaiser die Aufmerksamkeit, der Tochter des Landgrafen, die vor einiger Zeit mit dem jungen Herzog Wolfgang von Zweibrücken vermählt und damals niedergekommen war, in Zweibrücken einen Besuch zu machen. Der Pfalzgraf brachte seine Gemahlin mit, die eine Nichte des Kaisers war.

Zunächst suchte der Kaiser den beiden Fürsten auszureden, daß seinen Verhandlungen mit Frankreich oder den Osmanen eine feindliche Absicht gegen die Protestanten zu Grunde liege; das Concilium habe er nur befördert, damit die Geistlichkeit sich selbst reformire; was aber dort auch beschlossen werde, so sei er nicht der Meinung, darum etwa Krieg gegen die Protestanten anzufangen. Der Landgraf warnte ihn aufs Ernstlichste vor einem solchen Beginnen; würde er den evangelischen Glauben unterdrücken wollen, so würde er Hunderttausende umbringen müssen und sich zuletzt nur selbst geschwächt haben. Ihm am meisten werde es zu Statten kommen, wenn er sich durch eine billige und gnädige Regierung das Wohlwollen der Stände verschaffe [1]).

Betrachtungen, die auch dem Kaiser wohl zuweilen noch durch den Kopf gingen: noch mehr aber beschäftigte ihn die Frage, ob ein Conflict sich vermeiden lasse. Man forderte den Landgrafen auf, sich über die Mittel einer Vergleichung der Religion zu äußern, die dem Kaiser und seinen Räthen noch unbedingt nothwendig schien. Bedingungen, die dem Concilium vorgelegt werden konnten, hätten ihm selbst eine gewisse Superiorität über die papistischen Tendenzen gegeben. Aber der Landgraf hatte kein Hehl, daß er von einem allgemeinen Concil nichts erwarte; er sagte treffend, die Meinungen der übrigen Nationen seien von denen der Deutschen zu verschieden, als daß es zu einer

1) Der Bericht, sagt er bei Schmidt N. G. I, c. 5, ist sehr willkommen, jedoch nicht ohne Auslassungen, die hie und da sehr wesentlich sind. Wir kommen da noch einmal auf Sleidanus zurück, lib. XVII, der hier die Handschrift des Landgrafen übersetzte. Seckendorf sagt nach der Vergleichung: exacte respondet. Auch stimmt es mit dem, was Bucholtz den Notizen bei Schmidt hinzugefügt hat, überein.

Vereinigung kommen könne; etwas Erträgliches lasse sich nur von einem Nationalconcilium hoffen. Granvella antwortete, ein solches sei in Fragen des Glaubens, wie sie jetzt vorlägen, nicht an seiner Stelle: ein Verständniß für Deutschland allein würde jedoch noch möglich werden, wenn die vornehmsten Fürsten zusammenkämen, um Mittelartikel zu vereinbaren, ohne die Prediger; denn mit den eigensinnigen Menschen lasse sich nichts anfangen. Philipp erwiederte, ohne die Theologen etwas festsetzen zu wollen, würde noch größere Verwirrung hervorbringen. Sein Rath war, daß man die Religion frei geben möge, die Protestanten würden die Messe in ihren Gebieten dulden, wenn man nicht in den andern ihre Glaubensgenossen verfolge. Hauptsächlich aber bestand er auf einer Bestätigung der in Regensburg und Speier den Protestanten gegebenen Concessionen ohne Rücksicht auf die Religionsvergleichung. Damit würde dann eine entsprechende Veränderung des Kammergerichts und seiner Anweisungen in Verbindung gestanden haben: die alten auf den rechtlichen Krieg berechneten Reichsabschiede würden vernichtet worden sein. Aber dahin wollte es der Kaiser nicht kommen lassen. Die Autorität, die er noch in Deutschland ausübte, würde auf das Engste eingeschränkt, seine Stellung in der Welt, welche auf der Verbindung geistlicher und weltlicher Rechte in dem Kaiserthum beruhte, beeinträchtigt worden sein.

Der Kaiser und der Landgraf schieden in sehr verschiedener Stimmung von einander.

Der Landgraf glaubte aus allem dem, was er von dem Kaiser und dessen Räthen gehört hatte, auf eine friedfertige Gesinnung schließen zu dürfen; in diesem Sinne gab er seinen Bundesgenossen von der Verhandlung Nachricht.

Der Kaiser fühlte sich tief verletzt. Er hatte den Landgrafen ersucht, in Person am Reichstag zu erscheinen, um durch sein Beisein auch andere Fürsten zu bewegen, ebenfalls zu erscheinen und an einer Ausgleichung der Religionsverhältnisse mit zu arbeiten: „Jedermann halte sie für nothwendig; Niemand wolle mit ihm Hand anlegen." Der Landgraf hatte dies unter dem Vorwand der großen Kosten, die der Aufenthalt verursache, abgelehnt, was seine Wahrheit haben mochte, aber doch in diesem großen Falle nicht entscheiden konnte. Dreimal forderte ihn der Kaiser auf: beharrlich verweigerte es der Landgraf. Das zuversichtliche Auftreten des Landgrafen hatte für den Kaiser etwas Beleidigendes, zumal da es nicht unbegründet war. In seinen Erinnerungen erwähnt Carl V das Gesuch des Landgrafen um sicheres Geleit: aber, fügt er hinzu, er, der Kaiser, hätte da-

mals eher eines sicheren Geleites von dem Landgrafen bedurft, als dieser von ihm.

Eine Bemerkung von sehr doppelsinniger Natur.

Carl V empfand den Zustand, in dem er war, wie eine Kränkung seiner Ehre; aber dagegen wurde es durch die Ueberlegenheit der Protestanten auch sehr gefährlich, gegen sie anzugehen. Die Idee des Kaiserthums als einer universellen Autorität machte einen Kampf für dieselbe rathsam; als Oberhaupt des deutschen Reiches aber — wie wollte er das Blutvergießen, das dadurch veranlaßt werden, und die Herbeiziehung fremder Truppen, zu der er sich seiner Wahlcapitulation zuwider entschließen mußte, verantworten?

Es lagen gleichsam zwei Wege vor ihm. Er hat selbst gesagt, er habe sich in einer Verlegenheit gefühlt wie damals, als er schwankte, ob er seine unaufschiebbare Reise nach Belgien durch Frankreich nehmen sollte oder auf einem andern Wege.

So viele Verhandlungen mit dem römischen Stuhle auch gepflogen, so weit die Verabredungen auch schon gediehen waren, so ließ sich doch noch alles zurücknehmen. Es liegt in dem Charakter des Kaisers, daß er seine Beschlußnahme bis auf den letzten Federstrich vorbereitet, und dann noch damit zurückhält.

Anfang April hielt sich der englische Gesandte versichert, es sei an keinen Krieg zu denken. Der Florentinische bemerkt am 5. April, die Flamme, welche von Andern geschürt werde, suche Granvella noch immer auszulöschen.

Noch im Anfang Mai ließ der Beichtvater vernehmen, die Sache gehe nicht ganz wie er wünsche[1]).

Eben dieser Beichtvater war der größte Beförderer der Kriegsplane: er stellte dem Kaiser unabläßig und mit guten Gründen vor, wie wenig er die Protestanten zu fürchten brauche, und auf der andern Seite, welche Verantwortlichkeit er auf sich lade, wenn der Katholicismus durch sein Versäumniß neuen Verlust erleide. Anfangs war er mit dem Nuntius und dem Cardinal von Augsburg allein. Selbst der Herzog von Alba, der um der Kriegsgefahren willen aus Spanien berufen worden war, erklärte sich lange Zeit friedlich. Nach und nach aber, je weiter man in Deutschland reiste,

1) Dispaccio Florentino 4. Maggio: Parlando col confessore mi disse che le cose non procedevano a suo modo, purche s'avisava col C[l] d'Augusta el piu che poteva e non era in tutto pero disparate. Für den Wechsel der Gedanken und Entschlüsse sind diese Depeschen sehr unterrichtend.

ward auch in ihm über alle die Abweichungen, die er wahrnahm, das spanisch-rechtgläubige Blut rege und er schloß sich dem Nuntius an. Immer dringender erhob sich diese den Krieg fordernde Stimmung in der nächsten Nähe des Kaisers. Alle Spanier am Hofe billigten die an dem armen Diaz vollbrachte Mordthat; Sepulveda versichert, der Kaiser habe sich wenigstens nicht dagegen erklärt. Eben die Spanier waren es, auf die er besonders zählte, wenn es noch zum Kriege kam.

Wie sehr mußten ihre Rathschläge durch den Gang, den die Dinge am Reichstag nahmen, gefördert werden. Trotz der erneuerten Aufforderungen, die der Kaiser ergehen ließ, stellten sich die Fürsten nicht ein; selbst Solche erschienen nicht, die es versprochen hatten. Es schien, als hätten sie sich das Wort gegeben, daß der Kaiser an diesem Reichstag nichts zu Stande bringen solle.

Wenn aber bei der Reichsversammlung als solcher sich nichts erreichen ließ, so fand der Kaiser doch auch bei einigen der mächtigsten Fürsten von der einen und der andern Partei Eingang.

Von den Katholischen war ohne Zweifel Herzog Wilhelm von Baiern, der jetzt nach dem Tode seines Bruders allein regierte, der Bedeutendste. Schon vor einem Jahre hatte sich Carl V an ihn gewendet, ihn an seine früheren Aeußerungen über die Nothwendigkeit zu den Waffen zu greifen erinnert, die Unmöglichkeit in dem jetzigen Zustand zu verharren auseinandergesetzt und unter der Form, als wolle er nur guten Rath vernehmen, auf ein Bündniß gegen die Protestanten angetragen. Damals hatte er jedoch eine ablehnende Antwort empfangen. Offenbar waren auch die Umstände nicht mehr die alten. Früher wäre der Krieg auf den Grund der Reichsabschiede, im Sinne der Majorität, zu deren Gunsten geführt worden; jetzt war diese geschwächt und zersprengt; der nächste Grund des Krieges lag in den eigensten Gedanken des Kaisers, in seinen conciliaren Absichten, in seiner niederländischen Politik; das Unternehmen mußte, wenn es damit nach Wunsch ging, znm größten Vortheile desselben ausschlagen. Hatte früher der Kaiser sich unschlüssig gezeigt, so ist es kein Wunder, daß jetzt hinwiederum Baiern an sich hielt. Wir haben noch vom Januar 1546 eine überaus freundschaftliche Erklärung des Herzogs an den Landgrafen Philipp[1]).

1) Leonh. Eck versichert dem Landgrafen, „das sein Herr s. f. Gn. guten Glauben halten werde, ye lenger ye mehr wohl gegen E. Gn. affectionirt sey.“ (Weim. A.)

Allein allmählig drang doch auch hier das ohnehin nie aufgegebene Princip einer gewaltsamen Wiederherstellung des Katholicismus und der Einfluß des Hauses Oestreich durch. Baiern hatte ein Interesse, an dem es immer gefaßt werden konnte. Bei dem letzten Regierungswechsel in der Pfalz hatte es seine Ansprüche an diese Chur in allem Ernst erneuert; weitläufige Schriften wurden darüber gewechselt. So schwer es dem Kaiser werden mußte, gegen einen seiner nächsten Verwandten, Pfalzgraf Friedrich, vorzuschreiten, so versprach er doch jetzt, wofern derselbe nicht von freien Stücken zum Gehorsam zurückkehre und sich auch dem Concilium unterwerfe, die Churwürde ohne Weiteres[1]) auf Baiern zu übertragen. Schon längere Zeit daher war über die Vermählung der zweiten Tochter Ferdinands mit dem Erben von Baiern unterhandelt worden; Ferdinand mußte sich entschließen, ihm die ältere zuzusagen, welche der Nachfolge so viel näher stand, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß das bairische Haus nach Abgang der männlichen Nachkommmenschaft Ferdinands in Böhmen succediren solle. Carl V ließ sich gefallen, daß hiedurch seine eigenen Nachkommen ausgeschlossen wurden. So viel kostete es, um den Herzog endlich zu einer günstigen Erklärung zu vermögen. Doch schloß er sich nicht etwa offen an. Er versprach nur eine Geldsumme zu zahlen, nicht mehr als 50000 G., Geschütz, Munition, Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen, und behielt sich vor, nach Maßgabe dessen, was er leiste, beim Frieden entschädigt zu werden. Wir sehen, absichtlich vermied er jeden nicht allenfalls wieder abzuleugnenden Antheil an dem Kriege: er wollte sich der Rache der Protestanten im Fall eines unerwünschten Ausganges nicht aussetzen. Der Kaiser ließ sich auch das gefallen: es war ihm sogar nützlich, einen Verbündeten zu haben, von dem man nicht wußte, daß er das war. Der venezianische Gesandte erzählt, der Kaiser habe sich des Herzogs durch förmlichen Eidschwur versichert, aber ihm erlaubt, mit den Gegnern fortwährend in Unterhandlung zu bleiben.

In einem ähnlichen Verhältniß hielten sich fast alle andern katholischen Fürsten. Die Nähe des Kaisers verhinderte wohl alle Manifestationen der Abweichung: Heusenstamm, der auf jedem ankommenden Briefe las, daß er nur erst der Erwählte von Mainz,

1) „absque alia juris discussione." Der Vertrag (2. Juni 1546) scheint in den bairischen Archiven abhanden gekommen zu sein. Ich bemerke, daß er in dem Brüsseler, Bd. VII der Documents rélatifs à la réforme, abschriftlich zu finden ist.

noch nicht der wahre Erzbischof sei, hütete sich vor jedem zweideutigen Schritte; allein auch entschlossene Hülfe war von ihnen nicht zu erwarten; allzu furchtbar erschienen ihnen die Protestanten, die bisher in jedem Zusammentreffen den Sieg behauptet.

Und der Kaiser selber hätte wohl noch immer Bedenken tragen sollen sie anzugreifen, wäre es ihm nicht gelungen, in ihrer Mitte Verbündete zu finden. Es war der Meisterstreich seiner Politik, — wir wissen aus einer Meldung an den Papst, daß er schon lange darauf gesonnen hatte, — und, sagen wir, seines Glückes.

Zum Theil ward es durch den Ausgang jener letzten Braunschweiger Fehde, die Gefangennehmung des Herzogs Heinrich veranlaßt. So protestantisch gesinnt übrigens die Herzogin Elisabeth von Calenberg war, so rief sie doch jetzt zugleich mit ihrem Sohne Erich die Hülfe des römischen Königs an, denn unerträglich sei es, daß der altlöbliche Stamm von seinen Landen verdrängt werden solle. Der Schwiegersohn Heinrichs, Markgraf Hans von Cüstrin, der die noch unvermählten Töchter des Verjagten zu sich genommen und mit diesem immer in traulichem Verhältniß stand, ließ ihn auch jetzt nicht fallen; wir finden ihn über diese Sache nach allen Seiten, auch mit Cardinal Madrucci in Briefwechsel. Während alle andern protestantischen Fürsten sich von dem Reichstage entfernt hielten, erschienen Markgraf Hans und Herzog Erich, denen sich Albrecht von Culmbach anschloß, in Regensburg und näherten sich dem Kaiser, von dessen Glück sie die Wiederherstellung Heinrichs erwarteten. Das hatte jedoch so viel nicht zu sagen, da diese Fürsten nur eine geringe Macht besaßen und eigentlich halb als Kriegsoberste dienen mußten. Von ganz andrer Bedeutung war es, daß sich ihnen Herzog Moritz von Sachsen, einer der mächtigsten Reichsfürsten und ebenso kriegerisch wie sie, zugesellte. Ein Ereigniß von so durchgreifender Wichtigkeit, daß wir es etwas näher ins Auge fassen müssen.

Schon längst hatte der Kaiser sein Augenmerk auf ihn gerichtet. Den ersten Anlaß hat vielleicht Landgraf Philipp gegeben, der diesen jungen Fürsten, der eben sein Schwiegersohn geworden war, in das engere Verständniß aufnahm, das er 1541 mit dem Kaiser abschloß. Dann mag es zusammengewirkt haben, daß Moritz in den Irrungen über Wurzen die ganze alte Animosität seiner Linie gegen die churfürstliche an den Tag legte und sich zugleich in dem türkischen Feldzug von 1542 in den Waffen hervorthat. Hierauf näherte sich ihm Granvella; wenigstens hat sich dieser Staatsmann immer des Verdienstes gerühmt, zuerst gesehen zu haben, was sich an Moritz ge-

winnen lasse. Die erste Eröffnung machte er dem Gesandten desselben, Christoph von Carlowitz, zu Nürnberg am 11. Februar 1543.

Wir wissen, mit welcher Umsicht nach allen Seiten damals der Krieg gegen Wilhelm von Cleve vorbereitet wurde: die übrigen Fürsten begnügte man sich von ihm zu trennen; dem Herzog Moritz trug Granvella eine Befehlshaberstelle gegen denselben an. Er erzählte, der Kaiser habe bei den Berichten, die er über Moritz empfangen, gefrohlockt, daß er noch einen so waidlichen jungen Fürsten im Reiche habe, der sich zu mannlichen Thaten anlasse und ihm Treue und Gehorsam zeige. Habe der Herzog Lust zum Kriege, wolle er gegen Cleve oder Frankreich Dienste leisten, so werde er an dem Kaiser den besten Lehrmeister finden, den es vielleicht auf der Welt gebe[1]). Carlowitz war gewandt genug, indem er die Theilnahme an der Unternehmung gegen Cleve ablehnte, zugleich den Punkt zur Sprache zu bringen, auf welchen hiebei alles ankam. Er meinte, es könne hauptsächlich deshalb nicht geschehen, weil sich sein Herr alsdann vor dem Schwager des Herzogs von Cleve, dem Churfürsten von Sachsen, zu fürchten habe. Granvella fiel ein: würde sich Jemand an dem Herzog vergreifen, den würde der Kaiser dergestalt strafen, daß es ihn reuen solle, er sei auch, wer er wolle. Er fügte hinzu, dem Herzog würde dies vielmehr zum Glück gereichen, und drückte sich hierüber so unumwunden aus, daß Carlowitz Bedenken trug, die Worte dem Papier anzuvertrauen. Schon zu Herzog Georgs Zeiten ist von einer Uebertragung der Chur die Rede gewesen: haben sich die Worte Granvellas etwa gleich von vornherein darauf bezogen?

Fürs Erste jedoch lag dies dem Herzog und seinem Rathe noch zu ferne, und sie kamen mit einem andern Anliegen hervor.

Moritz lehnte nicht ab, gegen Cleve sowie gegen Frankreich zu dienen; dagegen aber begehrte er nicht allein eine erbliche Verschreibung der Stifter Meißen und Merseburg, sondern er stellte eine noch weiteraussehende Forderung auf. Er bemerkte, sein Vetter, der Churfürst, gehe damit um, sich der Stifter Magdeburg und Halberstadt zu bemeistern, was ihn jedoch allzu mächtig machen würde; lieber möge der Kaiser ihm, dem Herzog, die Schutzherrlichkeit über die beiden Stifter anvertrauen[2]).

1) Schreiben des Carlowitz an Herzog Moritz 14. Febr. Im Archiv zu Dresden.

2) Instruction des Herzogs Moritz vom 10. März 1543. Im Dresdener Archiv.

Damals nun gelangte man nicht zum Abschluß hierüber. Der Kaiser eroberte Cleve auch ohne Moritz; den Reiterdienst, den ihm der Herzog im Jahre 1544 leistete, konnte er unmöglich mit so umfassenden und ungewohnten Zugeständnissen erwiedern; allein er kannte nun den Preis, um welchen der Herzog zu gewinnen war.

Seitdem blieben nun die freundschaftlichsten Verhältnisse: — der Kaiser hatte nichts dagegen, daß der Bruder des Herzogs, August, zum Bisthum Merseburg postulirt wurde, es in Besitz nahm und zu reformiren begann —: doch war noch kein besonderes Verständniß geschlossen.

Im Laufe des Jahres 1545, den ersten Monaten des Jahres 1546 erscheint Moritz noch nicht vom Kaiser gewonnen.

Am 10. März spricht er in einem Briefe an Philipp die Hoffnung aus, wenn es zum Schlagen komme, werde der mehrere Theil deutscher Nation bei dem Evangelio stehn: er wenigstens denke sein Vermögen dabei nicht zu sparen; wenn sie drei, Johann Friedrich, der Landgraf und er zusammenhalten, werde man sie wohl unangegriffen lassen[1]).

Im Mai war er in Cassel, und obwohl er zum Schmalkaldischen Bund, der ihm unbequeme Geldverpflichtungen auflegte, zu treten keine Lust hatte, so versprach er doch zur Vertheidigung der Religion ein stattliches Heer ins Feld zu stellen, Leib und Gut darüber zuzusetzen[2]).

Im October finden wir ihn bei dem Kriegszug gegen Heinrich von Braunschweig, der, wenn nicht gegen den Kaiser gerichtet, doch auch nicht in dessen Sinne war und ihm am Hofe, z. B. von den Spät, schlecht ausgelegt ward.

Im Anfang des Jahres 1546 trug er kein Bedenken, an der Verwendung für den Churfürsten von Cöln Theil zu nehmen.

Da war nun das Unglück, daß zu gleicher Zeit seine alten Streitigkeiten mit Johann Friedrich unaufhörlich fortgingen. Eigentlich betrafen sie sehr unbedeutende Gegenstände: eine Säule im Amt Herbsleben, das Geleit auf der Erfurter Straße, oder den Zoll, den man den Bürgern von Leipzig bei Borna abforderte, wenn sie Kalk nach der Stadt fuhren. Aber eben in so geringfügigen Dingen zeigte

1) Das heißt jedoch lange nicht, was man darin hat finden wollen, daß er auf einen neuen Bund angetragen habe. Auch bestand ja der Schmalkaldische; ihn auflösen wollen, würde alles in Verwirrung gestürzt haben.

2) Johann Friedrich Dienstag nach Pfingstfeiert. 26. Mai.

sich das Aufwallen der alten Erbitterung. Herzog Moritz hatte nicht allein die Räthe seines Oheims wieder hervorgezogen, sondern auch alte Gegner des Churfürsten aus den Diensten Erzbischof Albrechts bei sich aufgenommen. Denen gegenüber wollten denn die churfürstlichen Räthe um so weniger auch nur das Geringste von dem, was sie für ihr Recht hielten, fallen lassen. In der Magdeburgischen Sache war jeder Theil eifersüchtig auf den andern.

Waren das aber Gründe, um eine auf gemeinschaftlichem Ursprung beruhende, durch wahre und unleugbare Dienste, die von der churfürstlichen Seite der jüngern Linie geleistet worden, befestigte, durch ein großes Interesse gebotene Freundschaft abzubrechen? Der alte Churfürst von Cöln erinnerte die beiden Vettern, nicht unter einander zu hadern: sie wüßten noch nicht, wohin Uneinigkeit führe. Würden sie zusammenhalten, so seien sie so stark wie ein Königreich, und nicht zu besiegen: würden sie sich trennen, so habe doch Keiner Gnade zu erwarten; verzeihe man doch ihm nicht, der eine so gelinde Reformation vorgenommen. Er machte sogar in Beziehung auf die Magdeburgischen Streitigkeiten einen Vorschlag, der sich hören ließ. Es ward ein Tag festgesetzt, wo man eine Beilegung aller dieser Gebrechen versuchen wollte. Ließ sich dies nicht wirklich erwarten?

Bei weitem härter waren die beiden Fürsten vor einigen Jahren an einander gerathen: da hatte Luther seine Stimme erhoben und sie hatten Friede gemacht.

Eine große Persönlichkeit bemerkt man aber nicht allein, wenn sie gegenwärtig ist; man wird ihren Werth oft dann noch mehr inne, wenn die Stelle leer ist, die sie einnahm. Luther lebte nicht mehr.

Als er beschäftigt war, eine ähnliche Streitigkeit zwischen den Grafen Mansfeld zu schlichten, dort in Eisleben, wo er geboren worden, hatte seine Stunde ihm geschlagen.

In seinen letzten Jahren war Luther für seine Ruhe beinahe zu viel mit kleinen Händeln geplagt, in Universität und Land, in seiner Gemeine und seinem Haus, mit alle den verschiedenen Ständen und Classen, — er glaubte wohl einmal, vom Schreibtisch ans Fenster tretend, gegenüber den Satan zu erblicken, der mit leichtfertigen Geberden seiner unnützen Geschäftigkeit spotte, — denn bei weitem nicht, wie er wünschte, griff das verkündete Evangelium durch, die Welt blieb doch immer, wie er sagt, die Welt; aber wir möchten dieser Thätigkeit nicht entbehren: Luthers Briefwechsel zeigt, mit welcher Energie und Gewalt er die Principien, die er gewonnen und erkämpft, in jedem kleinen Verhältniß durchführte und geltend machte.

Auch in den großen Angelegenheiten erhob er noch zuweilen seine Stimme. Er sah wohl, welchen Gang sie nahmen: sehr gut faßt er alle wesentlichen Elemente der künftigen Gefahr auf: immer in dem Lichte des großen uranfänglichen Kampfes zwischen Wahrheit und Lüge, Gott und Satan, in dem er lebt und webt. Milder war er nicht geworden; von seinen Schriften gegen den Papst ist die letzte nicht allein die bitterste, mit Schmähworten am meisten angefüllte, sondern auch in sich selber heftigste, feindseligste; man möchte sagen, wenn so verschiedenartige Dinge sich vergleichen lassen, sie athme den Geist der alten Comödie, wo die Abweichung von der Regel als das Wesen des Gegentheils betrachtet, in ihrer innern Falschheit ergriffen und in den Koth getreten wird. Für ihn freilich war die Zeit nicht da, der Entwickelung, wie sie vor sich gegangen, nachzuforschen, historische Gerechtigkeit auszuüben: die Gewalt, die er bekämpfte, entfaltete eben ihre ganze Kraft, um die Lehre zu vertilgen, die er an das Licht gebracht hatte. Bei aller seiner Heftigkeit aber, im Angesicht der wachsenden Gefahr sieht er doch dem Gange der Dinge ruhig entgegen: denn „wir sitzen", sagt er, „unter dem Schatten des göttlichen Wortes und spotten ihrer." „Betet", ruft er aus, „betet ohne Aufhören." Er glaubt an die Kraft des Gebetes, besonders in der Gemeine, wo denn alle Persönlichkeiten und Namen schwinden, nur noch die Christen da sind, und Christus selbst unter ihnen, in seiner Gemeinschaft mit dem Weltenlenker, mit dem sieghaften Gott. Sehr merkwürdig in dieser Combination der Dinge sind die Predigten, die er in Eisleben hielt. Gleich die erste handelt von dem Glauben, der im Paradies seinen Ursprung genommen, von Enoch und Noah, allen heiligen Propheten fortgepflanzt, endlich von Christus und den Aposteln gepredigt worden; dagegen aber habe sich bald von Anfang der böse Geist, der da in der Luft herrscht, mit seinen Winden und Wellen erhoben, durch mächtige Reiche und Throne, die Jahrtausende daher: er habe sich jetzt aufs neue in seinem letzten Grimm und Zorn mit alle seinen Stürmen aufgemacht; aber der Mann, der in dem Schiffe schlafe, werde zu seiner Zeit durch das Gebet der Gläubigen aufwachen, den Meeren und den Winden gebieten: der rechte und älteste Glaube werde auch der letzte sein bis ans Ende der Welt.

Er starb, indem er seine Freunde ermahnte, für Gott und das Evangelium zu beten, denn der Papst und das Concilium zürne mit ihnen.

Ich denke wohl, eine Zusprache dieser Stimme, welche die

Autorität eines Propheten des alten Testamentes über das Volk und die Zeit besaß, würde den jungen Herzog an den großen Zusammenhang der Dinge erinnert, und auf der Seite, der er angehörte, zurückgehalten haben. Jetzt aber war sie verstummt.

Dagegen gab es andre Einwirkungen, die ihn nach der entgegengesetzten Seite zogen.

Der damals einflußreichste Rath des Herzogs Moritz, Christoph Carlowitz, ein Mitglied jener Luthern so verhaßten Georgschen Partei im Meißnischen Adel, versäumte keine Gelegenheit, um seinen neuen Herrn, wie einst den alten, in Verbindung mit dem Kaiser zu bringen.

Auf dem Reichstag von Worms hütete er sich wohl, mit den Protestanten gemeinschaftliche Sache zu machen. Er zeigt sich sehr zufrieden, durch die Sessionsirrungen mit Baiern von persönlicher Theilnahme an den Reichsverhandlungen befreit zu sein. Er meldet seinem Herrn, auf diese Weise erwerbe er Glimpf, und ermahnt ihn, „das bevorstehende Glück nicht in die Schanze zu schlagen."

Im März 1546 finden wir Carlowitz bei dem Kaiser in Mastricht. Er meldet seinem Herrn, wie der Kaiser nach Granvellas Versicherung ihn lieber höher hinauf, als tiefer herab zu setzen gedenke. Er verspricht mündlich anzuzeigen, wie das Vertrauen, in dem er zum Kaiser stehe, sich nicht allein behaupten, sondern mehren lasse[1]).

Es war ganz in dem hiedurch begründeten Sinne, wenn nun Carlowitz, gegen Ende April 1546 aufs neue nach Regensburg abgeordnet, dort zunächst ein Wort von engerem Verständniß fallen ließ. Mit Freuden ergriff dies Granvella. Aber nicht umsonst wollte sich der sächsische Hof dem kaiserlichen anschließen: in aller Form forderte er jetzt den Erbschutz über die beiden Stifter. Wer hätte glauben sollen, daß der Kaiser in einem Augenblick, wo er die alten Formen der Kirche und des Reiches mit den Waffen aufrecht zu erhalten beabsichtigte, eins der ersten Stifter des Reiches unter den Schutz, das heißt, dem Wesen nach, unter die Regierung nicht allein eines weltlichen, sondern sogar eines evangelischen Fürsten kommen lassen würde? Allein so dringend waren die Umstände, so entscheidend der Vortheil, einen der Mächtigsten dieser Partei herüberzuziehen, daß er den Antrag nicht von sich wies. Nur meinte Granvella, schriftlich lasse sich die Sache nicht zu Ende bringen, es werde nöthig sein, daß der Herzog in Person erscheine.

1) Aus den Briefen vom 3. und 27. März. Langenn p. 216.

In der Nähe war auch die Zeit, auf welche jene Versammlung zur Aussöhnung zwischen den Erbverbrüderten angesetzt war. Jetzt mußte Moritz sich entscheiden.

Was lag alles daran, ob er dahin gehen würde, oder nach Regensburg!

Einen Augenblick schwankte er wohl, jedoch hauptsächlich darum, weil er selbst nicht meinte, daß es dem Kaiser mit jener Concession Ernst sein könne: er erklärte, er müsse erst Sicherheit haben, er müsse wissen, worauf er hinausreiten solle.

Granvella erwiederte, es werde ihn schon nicht gereuen, wenn er komme, der Kaiser werde sich als Freund und Vater gegen ihn zeigen.

Hierauf säumte Moritz nicht länger. Er kündigte seinem Vetter die anberaumte Zusammenkunft auf, er riß sich los von seinem Blutsverwandten und der evangelischen Gemeinschaft, der er, wie Luther einst sagte, nicht allein sein Emporkommen, sondern sein Dasein verdankte, der er mit seiner religiösen Gesinnung angehörte, und begab sich nach Regensburg.

Wohl wahr, daß der Kaiser in diesem Augenblick nichts als weltliche Absichten vorgab, Bestrafung des Ungehorsams, eines angeblichen Landfriedensbruchs, Herstellung der Autorität des Reiches: aber wir haben einen Brief von ihm, worin er ganz ausdrücklich sagt, daß dies alles nur ein Vorwand sei, den ihm wohl nicht Jedermann glauben, der aber doch wohl dazu dienen werde, die Gegner zu trennen[1]): sein vornehmstes Motiv sei, den Ruin des Katholicismus zu verhüten, dem Protestantismus Einhalt zu thun.

Sollte das dem erfahrenen Carlowitz, dem mit natürlichem Scharfsinn begabten Herzog entgangen sein? Man kann es nicht glauben.

Aber sie sahen auf der entgegengesetzten Seite die Oberherrlichkeit über Magdeburg und Halberstadt, die Churwürde, den endlichen Sieg über ihre nachbarlichen Widersacher.

Am 23. Mai hätte Moritz zu der Tagsatzung mit seinem Vetter einkommen sollen: am 24. langte er in Regensburg an[2]). Seine Ankunft, die über seine Politik keinen Zweifel übrig ließ, trug zur Entscheidung der Angelegenheit überhaupt bei.

1) Et combien que ceste couverte et pretexte de guerre ne pourra du tout encourrir que lesdicts desvoyéz ne pensent bien, que ce soit pour cause de la religion; toutesfois sera ce occasion de les separer. (L'empereur à la reine Marie 9. Juin 1546.)

2) Tagebuch des Viglius. (Brüsseler A.)

In diesen Tagen traf alles zusammen, um den Kaiser zu einem definitiven Entschluß zu vermögen.

Der römische Hof erklärte sich bereit, die 200000 Scudi, welche früher an einem dritten Ort hatten deponirt werden sollen, unmittelbar an den Kaiser zahlen zu lassen[1]). Die Erwartung war, daß er nun, wie versprochen, die ihm vorgelegte Capitulation ohne Zögern unterzeichnen werde.

Wir finden ein Schreiben des Legaten am Concil, Santa Croce, worin er den Papst erinnert, von den Instructionen, welche er dem Cardinal von Trient, der von Rom nach Regensburg ging, mitgeben könne, bestehe die beste in einem Gnadengeschenke für Granvella, würdig sowohl des Gebers, als des Empfängers: „Geld zur rechten Zeit wegwerfen, gereiche oft zum größten Gewinn".

Auf Granvella machte ohnehin die Lage der Dinge in Deutschland, wie sie sich in Regensburg entwickelte, großen Eindruck. Eben diejenigen Fürsten blieben aus, auf deren Erscheinen Alles angekommen wäre: Granvella hörte die Entschuldigungen ihrer Räthe an, und nahm sie hin, ohne zu antworten, aber man sah ihm an, wie empfindlich sie ihm waren. Eine Erneuerung des Colloquiums ward von den Protestanten schlechtweg von der Hand gewiesen. Schon fing man an, die Gesetzlichkeit der gegen Cöln vorgekehrten Maßregeln, als auf falscher Voraussetzung beruhend, zu bezweifeln; es leuchtete ein, daß so nicht weiter fortzukommen war.

Am 21. Mai langte der Cardinal von Trient mit seinem Bruder Hildebrand von Madrucci, dem Grafen Felix von Arco und vielen andern Edeln aus jener Verwandtschaft, die einst so vieles zum Ausbruch des Krieges in der Schweiz beigetragen, zu Regensburg an. Der Cardinal, der früher wider die Unternehmung gewesen, erklärte sich jetzt mit Eifer dafür. Der Kaiser sagte, er finde ihn nicht von Eis, wie man gesagt, sondern von Feuer.

Um dieselbe Zeit liefen Briefe von Spanien ein (vom 8. Mai), in welchen der Prinz Don Philipp und der Staatsrath von Spanien den Kaiser aufforderten, keinen weiteren Verzug eintreten zu lassen, eine so heilige und zugleich für die Behauptung seiner eigenen Würde und Macht so nothwendige Unternehmung zu beginnen; von Spanien könne er außer den in solchen Fällen gewöhnlichen Bewilligungen auch noch auf andere große Geldsummen rechnen. Der Beichtvater

1) Schreiben des Kaisers an Königin Maria 9. Juni. (Br. A.)

versicherte, daß nichts einen größeren Eindruck auf den Kaiser gemacht habe.

So hatte einst, in ganz andrer Lage der Welt, das Schreiben eines spanischen Königs, Ferdinand von Aragon, den Kaiser Siegmund bestimmt, von dem sichern Geleit abzustehen, das er dem Johann Huß bewilligt.

Doch war im Laufe des Mai noch nichts ausgesprochen. Wir hören von einem Gastmahl bei Granvella, an welchem einige namhafte Kriegsführer Theil nahmen: mit Bezug darauf sagte Jemand halb im Scherz, man werde nun nicht mehr leugnen wollen, daß der Krieg ausbrechen werde; Granvella erhob sich von seinem Sitz und schwur, indem er das Zeichen des Kreuzes machte, daß der Beschluß dazu nicht gefaßt sei.

Der Kaiser hatte erklärt, er werde keine Entscheidung treffen, ehe sein Bruder, König Ferdinand, angelangt sei, was am 28. Mai geschah. Dann, in den ersten Tagen des Juni, ist die Sache von dem Kaiser aufs neue in Berathung gezogen worden: unter Theilnahme der Bischöfe von Trient und von Augsburg und des Herzogs von Baiern, der damals seinen Vertrag abschloß. Man erwog den Vortheil und die Gefahr, die mit der Unternehmung verbunden sein könnten, noch einmal mit allem Bedacht. Darüber konnte man sich nicht täuschen, daß eine Unterwerfung der Protestanten unter das Concilium nimmermehr zu erwarten sei. Den größten Eindruck machte es, daß die beiden Churfürsten von Pfalz und von Cöln so eben auf deren Seite getreten waren. Wie sollen, sagte man, bei diesem Uebergewicht der Gegner die Katholiken sich behaupten, oder die allgemeinen Angelegenheiten auf eine dem Kaiser genehme Weise geleitet werden können? Den einzigen Ausweg schien ein Krieg darzubieten, und zwar ein unmittelbar zu unternehmender, ehe noch eine widrige Wendung in den Verhältnissen der Welt eintrat [1]).

„Ich habe darüber gedacht und wieder gedacht", schreibt Carl an seine Schwester, „wohlgesinnte und kundige Leute befragt, und über ihr Gutachten Berathung gepflogen, und bin endlich zu dem Entschluß gekommen, den Krieg zu unternehmen".

Nun erst wurden die Artikel des Allianzvertrages mit dem Papste unterzeichnet; der Cardinal-Bischof von Trient eilte sie nach Rom zu überbringen.

1) carta decifrada del Emperador a S. A. (el principe) bei Döllinger Beiträge I, 49.

Damit war denn der Kaiser, der einst durch die Stimme der Nation, im Gegensatz gegen den Wunsch des römischen Stuhles, zur Krone berufen worden, zuletzt im Laufe der Ereignisse doch wirklich zu dem Entschluß gelangt, in Verbindung mit Rom die Waffen gegen die kirchliche Neuerung zu ergreifen, die, aus der Tiefe des deutschen Lebens hervorgegangen, von der großen Mehrzahl der Nation gutgeheißen wurde. Die Protestanten waren unter dem Schutz der Concessionen gediehen, die ihnen der Kaiser selbst von Zeit zu Zeit, freilich immer nur auf einstweilen, bewilligt hatte. Dieses Einstweilen wollten sie sich entledigen: sie forderten eine Sicherung ihrer Existenz, die von der allgemeinen kirchlichen Gewalt, von der sie sich losgerissen hatten, nicht mehr gefährdet werden könne. Aber der Kaiser wollte sie von der Unterordnung unter diese Gewalt, an deren Ausübung im conciliaren Weg er selbst einen großen Antheil in der Hand zu behalten meinte, nicht loslassen. Die Deutschen hatten ihn zum Vogt der Kirche erwählt: als solcher ergriff er das Schwert gegen die allmählig im größten Theil der Nation zum Bewußtsein gekommene Idee der kirchlichen Absonderung.

In dem Augenblick, daß er diesen Entschluß faßte, zeigte sich auch die Schwierigkeit, der innere Widerspruch, in den er dadurch gerathen sollte. In Rom ergriff man die Allianz unter der Voraussetzung, daß das Concilium dadurch eine bewaffnete Macht zur Ausführung seiner Beschlüsse und Urtheilssprüche in die Hand bekomme; unter diesem Gesichtspunkt hat der Nuntius dem Concilium die nahe Beschlußnahme angekündigt. Aber in Deutschland konnte die Heeresmacht, auf die man zählte, nur dadurch zu Stande gebracht werden — denn die protestantischen Fürsten waren dabei nicht zu entbehren —, daß man doch diesen wieder in Bezug auf die conciliaren Beschlüsse sichernde Zusagen gab.

Indem der Kaiser den Herzog Moritz jetzt wirklich zum Conservator, Executor und Beschirmer der beiden Stifter Magdeburg und Halberstadt ernannte, ihm ein Provisionsgeld bewilligte und ihn in Dienst nahm, forderte er dagegen seine Unterwerfung unter das Concilium. Er fügte hinzu, er zweifle nicht, die Versammlung werde rechtschaffen und christlich verfahren: wenn nur Moritz seine Gesandten dahin schicke, so solle deren Anbringen gehört und erwogen werden.

Auch für Herzog Moritz war dies der wichtigste Punkt. Er wußte wohl, daß seine Unterthanen von den nach so vieler Drangsal erlangten reformatorischen Einrichtungen nicht wieder ablassen würden, und nur zögernd ließ er sich zu einem Versprechen bewegen.

Zuerst brachte er ein nochmaliges Gespräch in Vorschlag: aber Granvella hielt das für eine Ausflucht und wies es zurück.

Hierauf erbot sich Herzog Moritz, seine Abgeordneten auf das Concilium zu schicken, um sich, wenn und worin es irgend möglich, mit demselben zu vergleichen: sollte es aber unmöglich sein, so müsse er den Kaiser bitten, mit ihm und seiner Landschaft Geduld zu haben. Granvella wollte auch davon anfangs nichts hören: denn einem allgemeinen Concil sei Jedermann, ohne Bedingung, Gehorsam schuldig: der Kaiser müsse wissen, ob der Herzog die Schlüsse des Conciliums annehmen wolle oder nicht. Die sächsischen Räthe bestanden jedoch darauf, daß ihnen eine unbedingte Unterwerfung unmöglich sei, hauptsächlich aus dem Grunde, weil den Unterthanen bei der Huldigung die Erhaltung ihres Glaubens zugesagt worden. Hierauf trat Granvella einen Schritt näher: er wünschte zu wissen, welches die Meinungen seien, in denen die Unterthanen nicht nachgeben möchten. Am 5. Juni gaben die sächsischen Räthe eine Denkschrift ein, lateinisch und deutsch, in welcher sie diese Punkte namhaft machten. Es waren die Lehre von der Rechtfertigung, der Gebrauch des Sacramentes und die Priesterehe; sollte es darin nicht zur Vergleichung kommen, so möge der Kaiser so lange Geduld haben, bis sich später vielleicht einmal dazu gelangen lasse. Und gewiß war es etwas anderes, einen allgemeinen und vieldeutigen, als einen so ganz bestimmten Vorbehalt anzuerkennen, der in der abendländischen Kirche nicht ohne Beispiel war. Granvella zeigte sich eingehender, als man hätte erwarten mögen: über die Justification, sagte er, habe man sich ja schon verglichen; mit Pfaffenehe und Communion solle es keine Noth haben. Auch über die mehr weltliche Seite dieser Dinge verständigte man sich. Granvella meinte, eine Verwendung der Klostergüter, wie man sie in dem albertinischen Sachsen getroffen, zum Besten von Schulen und Universitäten, werde der Kaiser nicht anfechten. Dagegen versprach Herzog Moritz, die Capitel und Stifte weder in ihren Besitzthümern zu beeinträchtigen, noch in ihren Ceremonien zu stören, auch die Schutzgerechtigkeit über Magdeburg und Halberstadt nicht bis zur Beschränkung der Wahlfreiheit auszudehnen [1]).

Ich finde nicht, daß man nun hierüber eine Abkunft in aller Form abgefaßt und etwa unterschrieben habe: man begnügte sich

1) Aus einem im Archiv zu Dresden befindlichen, von Christoph Türk aufgesetzten Protocoll über diese Verhandlungen.

wenigstens auf der sächsischen Seite, die allgemeine Uebereinstimmung, zu der man gelangt war, in einem Protocoll niederzulegen.

Markgraf Hans von Cüstrin, persönlich ein bei weitem eifrigerer Protestant als Herzog Moritz, ließ sich am Ende auch mit einer mündlichen Versicherung zufriedenstellen. König Ferdinand sagte ihm im Namen des Kaisers zu, er solle nicht allein bis zu dem Beschlusse des Conciliums bei seiner Religion erhalten werden, sondern auch, wenn er sich mit demselben nicht in allen Punkten einverstanden erkläre, in deren drei oder vier sich der kaiserlichen Nachsicht erfreuen. Der Markgraf wünschte dies Versprechen schriftlich zu haben: der König fragte ihn, wenn ihm der Kaiser etwas bei seiner kaiserlichen Hoheit verspreche, ob das nicht eben so gut sei, als wenn er ihm Brief und Siegel gebe? Sei doch damit auch Herzog Moritz zufrieden! Hierauf gab der Kaiser seine Zusage folgendergestalt. Der König wiederholte in des Kaisers und des Markgrafen Gegenwart die mündlich abgeredeten Punkte, und versicherte, der Kaiser genehmige sie. Hierauf reichte der Kaiser dem Markgrafen die Hand und sagte, was er verspreche, das wolle er kaiserlich und wohl halten[1]).

Ueberschritt nun aber der Kaiser damit nicht die Schranken, die ihm durch seine Uebereinkunft mit dem Papst gezogen waren? Gab er nicht doch die Autorität des Conciliums, die er zu begründen entschlossen schien, wieder auf, zwar nur in einigen Punkten, aber doch in solchen, die keineswegs die mindestwesentlichen waren?

Wir wissen, sein Sinn war, das Concilium nach der Idee einer Reform, die ihm vorschwebte, zu leiten.

Nicht ohne die größte Mühe, aber endlich war es doch gelungen, in Trient den Beschluß durchzusetzen, daß in den Verhandlungen des

1) Wir entnehmen dies aus der eigenen Erzählung des Markgrafen Hans. Die kaiserlichen Räthe geben an: „Befinden so viel, das J. Kſ. Mt. mit gewalt oder dem schwert widder ſr. f. g. religion nichſt vornehmen wollten bis zur anstellung eines christlichen concilii, und mehreres wusten J. Mt. nicht, wie auch die Schriften da behanden und ſr. f. gn. konnten vorgestellet werden. Nu wer die kon. Mt. dem Doctor (Seld) in die rede gefallen und gesagt: ich muß dennoch sagen, so viell ich weiß, denn es ist auch mehr angehangt worden, als nemlich, ob man sich auff alle artikel auf dem concilio nicht vergleichen konnte, das man sich dero in zween oder drei ungferlich, bis Gott ferner gnade verleihe, mit ſ. gn. gedulden solle." Wir sehen, der Unterschied zwischen diesen Erzählungen ist nicht groß. Man wird aber wohl nicht in Abrede stellen, daß sie sich Markgraf Hans genauer gemerkt haben wird; er blieb dabei, obiges verhalte sich Wort für Wort so, wie er angegeben.

Concils die Sache der Reform so gut wie die der Lehre vorgenommen werden sollte.

Die deutschen Fürsten wurden darauf aufmerksam gemacht, wie auf diese Weise den obwaltenden Uebelständen gesteuert werden könne; der Kaiser vertraute, daß er sich auch in allen andern Fragen für die Nothwendigkeiten seiner Lage Gehör verschaffen werde.

Zugleich am Concil einen für die Regeneration der alten Kirche maßgebenden Einfluß auszuüben, und hier die Stände zur Anerkennung der Beschlüsse des Conciliums mit Güte oder mit Gewalt zu nöthigen, das war der Gedanke, der ihn erfüllte.

Ein Gedanke, der dahin zielte, die Idee des Kaiserthums auf einer der alten verwandten religiösen Grundlage noch einmal zu realisiren, zugleich aber die glänzendsten Aussichten für Befestigung und Erweiterung der Macht des kaiserlichen Hauses eröffnete. Schon in diesem Moment, noch vor dem Kriege, hier in Regensburg, hat Carl V mit seinem Bruder darüber berathschlagt, wir wissen es aus einem seiner Briefe, wie das Reich in ihrem Hause erblich gemacht werden könne.

Zweites Capitel.

Der Schmalkaldische Krieg an der Donau.

Juni—November 1546.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, dieser alles überlegenden, von fernher einleitenden, die Welt umfassenden Politik gegenüber diejenigen zu betrachten, auf deren Verderben sie zielte. Sie hatten keine Ahnung von dem, was vorging.

Der Krieg war schon beschlossen, als am 5. Juni der Reichstag mit einer Proposition eröffnet wurde, in der sogar die Hülfe zu einem Unternehmen gegen die Türken, woran doch nicht mehr zu denken war, in Erinnerung kam: so sehr suchte man noch in den gewohnten Formen zu bleiben. Der Churfürst von Sachsen hatte wirklich kein Arg dabei. Auf die Meldung seiner Gesandten erörtert er ausführlich, weshalb die offensive Hülfe nicht auf den gemeinen Pfennig bewilligt werden dürfe. Die Anwesenheit seines Vetters in Regensburg erregte ihm noch keine ernstliche Besorgniß: er meinte, Moritz werde ihm das Kloster Dobrilugk zu entwinden suchen [1]).

Ganz so ruhig war Landgraf Philipp mit nichten: er bemerkte wohl, daß die Dinge noch nie so sorglich gestanden; aber er gab doch noch der Vermuthung Raum, der Kaiser könne es mit seinen

1) Schreiben an Erasmus v. Mingkwitz, Gesandten zum Reichstag (unter den Papieren, die dem Kaiser in die Hand fielen, und in Brüssel aufbewahrt werden). Herzog Moritz nehme sich des Schutzes auf Dobrilugk mehr als zuvor an: Carlowitz habe wahrscheinlich den Brief vom Kaiser, auf den Moritz sich erhoben, selber ausgebracht.

Kriegsrüstungen wohl auf Piemont oder von Neuem gegen Algier abgesehen haben.

Auch über die Religionssache hatte sich der Kaiser in seiner Proposition eben wie früher ausgedrückt, die Reichsstände, als sei noch nichts beschlossen, nochmals zu ihrem räthlichen Bedenken darin aufgefordert. Wohl nahmen nun die Berathungen eine entschiednere Gestalt an, als bisher. Die Altgläubigen wollten dabei von keiner Theilnahme der Protestanten mehr hören: weder die Churfürsten — Mainz und Trier verließen sogar die Churfürstenstube, — noch die Fürsten, die dazu von König Ferdinand besonders angewiesen zu sein erklärten. Es war dem Kaiser erwünscht, von den Ständen, die sich als das Reich darstellten, eine ganz unbedingte Heimstellung der Religionssache an das Concilium zu erlangen. Die Protestanten schlossen jedoch daraus auf nichts weiter, als auf eine Wiederkehr der alten Hartnäckigkeit, mit der sie schon immer zu kämpfen gehabt. Sie glaubten der Sache genug zu thun, wenn auch sie ihre frühere Stellung in aller Strenge wieder einnähmen. Sie verwarfen das Tridentinische Concilium aus den oft vorgetragenen Gründen, und wiederholten den Vorschlag eines Nationalconciliums: bis dahin, meinten sie, möge man nur die Beschlüsse von 1544 festhalten, ihnen selber und auch denen, welche noch zu ihrer Confession treten würden, sichern Frieden zugestehen[1]). Mit treuherziger Befangenheit überreichten sie diese Antwort dem Kaiser am 13. Juni.

Dem war das doch gleichsam zu viel. Schon waren die Kriegsobersten, die er brauchte, in Pflicht genommen; den Landsknechten, die man warb, wurden die verschiedenen Musterplätze bezeichnet, zu denen sie sich sammeln sollten; Italien war von Neapel bis an die Tyroler Alpen mit Rüstungen erfüllt; ein drittes Heer sollte der Graf von Büren in den Niederlanden zusammenbringen[2]). Es war ihm gegenwärtig, wie er überdies die Protestanten von allem isolirt, was ihnen jemals zu Statten gekommen, ja sie schon in sich selbst entzweit hatte. Dennoch kamen sie ihm mit den Anmuthungen wieder, die einst nur unter den größten Gefahren bewilligt worden. Als er ihre Antwort vernahm, verlor er einen Augenblick das Gleichgewicht

1) Kurzer Bericht aller ergangenen Handlung auf dem Reichstag zu Regensburg bei Hortleder II, III, 2. 241; jedoch so summarisch, daß man die Sache nicht einsieht; ausführlicher in den Frankfurter Acten.

2) Nach einem Tagebuch im Br. A. waren diese Commissionen am 8. Juni gegeben worden.

der Stimmung und die vornehme Ruhe, die er sonst immer behauptete: er lachte.

Dies ungewohnte Bezeigen kaiserlicher Majestät war im Grunde das Erste, was den Churfürsten von Sachsen auf die Gefahr aufmerksam machte, in der er sich befand[1]).

Endlich fragten die protestantischen Gesandten doch nach, wohinaus die Rüstungen des Kaisers gemeint seien, die nun vor Jedermanns Augen vollzogen wurden. Er antwortete, nach wie vor denke er auf Vergleichung zwischen den Ständen: wer ihm darin folge, der solle seinen allergnädigsten Willen spüren: sollte ihm aber Jemand den Gehorsam verweigern, gegen den werde er sein Ansehen brauchen. Der ganze Hof sprach von der Züchtigung der ungehorsamen Fürsten.

Dem Landgrafen und dem Churfürsten schien es kaum glaublich, daß man sie als Ungehorsame bezeichnen könne: wenn jemals von irgend einem Fürsten des Reiches, so sei von ihnen unterthäniger Wille bewiesen worden. Wirklich mußte Friedrich von der Pfalz noch einmal bei dem Kaiser anfragen, wer denn die ungehorsamen Fürsten seien. Er antwortete, es seien die, welche unter dem Scheine der Religion gegen ihn Practiken treiben, die Rechtspflege des Reiches nicht leiden wollen, geistliche Güter einziehen und sie zu ihren Eigenliebigkeiten mißbrauchen. Schon war ohnehin kein Zweifel mehr[2]). Schon hörte man die Spanier sagen, der Kaiser werde die Zähne zeigen und Einen beißen; es sei um ein paar Meilen in den böhmischen Wäldern zu thun, so könne man auf ebener Straße nach Sachsen gelangen.

Die beiden Fürsten mußten sich zur Vertheidigung rüsten; die Zeit war gekommen, wo ihr Bündniß seine Probe bestehen sollte.

An dem Schmalkaldischen Bunde hatten sich nun aber, besonders in den letzten Jahren, nicht geringe Mängel herausgestellt.

Vor allem fehlte viel, daß er sämmtliche evangelische Stände vereinigt hätte. Churfürst Joachim z. B. hatte die Bestätigung seiner Kirchenordnung mit dem Versprechen erworben, den Bund zu

1) Schreiben des Churfürsten an seine Räthe 21. Juni: „das kf. M., als K. Mt. von den Ständen dieses Teils berürte Antwort überreicht worden, sich mit Lachen wider S. Mt. erzeigt, das hatt bei uns ein Nachdenken."

2) Die AEB. hatten vorgeschlagen, daß der Kaiser im Namen des Reiches gebeten werden solle, er möge Niemand wider Recht, aufgerichtete Verträge und Zusagen überziehen. Die Uebrigen wollten aber nur bitten: er solle Niemand überziehen ohne Recht.

vermeiden. Andere wollten die Verpflichtungen desselben nicht auf sich nehmen: wie Herzog Moritz alle die Jahre daher. Der König von Dänemark hielt sich entfernt, weil man ihm im J. 1544 nicht die Hülfe geleistet, auf die er Anspruch machte. Markgraf Hans von Cüstrin sonderte sich aus Rücksicht auf seinen Schwiegervater Heinrich von Braunschweig ab. Unter den Städten hielt Nürnberg von Anfang an immer seine eigenthümliche politische Stellung fest; das Nemliche war mit Regensburg, Rothenburg, Schweinfurt, Dünkelsbühl, Nördlingen der Fall.

Aber auch unter Denen, die dem Bunde beigetreten, zeigte sich mancherlei Mißverständniß. Die oberländischen Stände waren mißvergnügt, daß ihnen die braunschweigische Sache, die sie wenig angehe, doch so viel gekostet; die niedersächsischen beklagten sich, daß man alle Versammlungen im Oberland ansetze, und drohten wohl, in Zukunft bei solchen nicht zu erscheinen. Die Fürsten mit ihren mancherlei Rechtsansprüchen empfanden es als einen Uebelstand, daß ein Bund, der alle ihre Kräfte in Anspruch nahm, sie doch gerade in Fragen verließ, an denen ihrer Politik das Meiste lag, z. B. den Landgrafen in der nassauischen Sache. Aber auch Johann Friedrich beschwerte sich, daß man die Einrichtungen, die er mit dem Bisthum Naumburg vorgenommen, nicht auch von Bundes wegen als eine Religionssache anerkennen wolle: — nur daher, meinte er, schöpfe Julius Pflug den Muth, ihm zu widerstehen, bei dem kaiserlichen Hof Mandate gegen ihn auszubringen. Eine ähnliche Bedenklichkeit verhinderte noch den förmlichen Beitritt des Churfürsten von der Pfalz: der Bund wollte sich nicht geradezu gegen die Ansprüche Baierns auf die Churwürde erklären. Dagegen klagten die Städte, von den Fürsten werde noch zu viel Rücksicht auf anderweite Verhältnisse genommen. Sie wünschten die Aufstellung eines Bundesrathes, der immer beisammen bleibe, und zwar zu dem doppelten Zweck, die Streitigkeiten der Mitglieder zum Austrag zu bringen und die gemeinschaftlichen Geschäfte zu verwalten. Die vornehmste Veränderung, die hiebei in Antrag kam, bestand darin, daß diese Räthe durch einen Eid sich verpflichten sollten, nur das allgemeine Beste der Vereinigung vor Augen zu haben. Sie wären damit, wie einst im Reichsregiment, wie im schwäbischen Bund, der besondern Pflicht gegen ihre Mandatare gewissermaßen entledigt worden. Es war die Absicht, das Verhältniß der Stimmen nach dem Maße der Geldbeiträge, die ein Jeder leiste, festzusetzen. Genug, nach keiner Seite genügte das einfache Bündniß mehr. Eine feste Vereinigung

und bleibende Institute fand man nöthig. Alsdann, meinte man, wenn erst diesseit Ordnung gemacht worden, werde Jedermann sich anschließen[1]).

Diese Dinge beschäftigten nun um so mehr die allgemeine Aufmerksamkeit, da der Bund zu Ende ging und überhaupt erneuert werden mußte. Unaufhörlich ward darüber berathschlagt: im December 1545 zu Frankfurt a. M., im April 1546 zu Worms, im Mai und Juni desselben Jahres zu Regensburg. Noch war man jedoch mit nichts zu Stande gekommen: jener Bundesrath ward weder angenommen, noch verworfen; eine Veränderung in den Anschlägen, Aufbringung eines Bundeskriegsraths, Umgestaltung der Hauptmannschaften zwar in Vorschlag, aber noch nicht beschlossen: und wie es bei Verhandlungen dieser Art geschieht, jedes Interesse regte sich: als plötzlich die Stunde der Gefahr eintrat. Die Gegner zählten bereits auf die ausgebrochene Uneinigkeit: die Erklärungen des Kaisers, die den meisten der einzelnen Stände noch durch besondere Botschafter mitgetheilt wurden, waren darauf berechnet, den Bund vollends zu zersprengen[2]). Bundesverhältnisse darf man aber wohl niemals nach den kleinen Irrungen beurtheilen, die dabei unvermeidlich sind; wenn nur die innern Momente sich noch gesund und kräftig erweisen. Der Schmalkaldische Bund zeigte sich besser begründet, als man hätte meinen sollen. „Gott Lob“, schreiben die sächsischen Gesandten am Reichstage ihrem Herrn, „wir finden allhie bei den Ständen kein Verzagen. Sie sind getrost bei der Sache“. So sehr fehlte es den Städten doch nicht an politischer Einsicht, daß sie hätten überredet werden können, der Kaiser wolle allein den beiden Fürsten zu Leibe, und werde sie in dem gegenwärtigen Zustande lassen. Sie wußten sehr wohl, daß die Unterwerfung unter das Concilium, die er forderte, mit dem Princip, das sie bisher vertheidigt, nicht zu vereinigen, unter dieser Bedingung nichts von allem, worin sie lebten und webten, seines Bestehens sicher war. Die Stadt Augsburg, von der man am ersten Abfall erwartete, weil so

1) Die Verhandlungen in den Arch. zu Frankfurt und zu Weimar.

2) Nach dem Bericht der sächsischen Räthe (Dienstag nach Viti, im Weim. A.) eröffnete Granvella den Abgeordneten von Straßburg, Augsburg, Nürnberg und Ulm: des Kaisers Vorhaben sei nicht wider sie gerichtet, wie er ihnen auch noch niemals beschwerlich gefallen: es gehe nur wider die Fürsten, Sr. Maj. Rebellen, welche das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, Stifte und Klöster eingenommen, andre Fürsten verjagt. Dieselben Versicherungen enthält das Ausschreiben vom 17. Juni.

viel einflußreiche Einwohner durch Wechselgeschäfte an den Hof gebunden waren, übernahm es gerade, das von dem Kaiser angeschuldigte Verfahren der beiden Fürsten in ausführlicher Antwort zu rechtfertigen. Die Straßburger erwiederten dem kaiserlichen Gesandten, was von den Fürsten geschehen, dessen seien sie ebenso gut schuldig. Herzog Ulrich von Würtemberg erklärte dem Gesandten, der auch an ihn kam, er werde bei der erkannten Wahrheit bleiben und ohne Zittern dulden, was Gott über ihn verhänge. So waren sie alle gesinnt: sämmtliche Bundesgesandte versprachen einander mit aufgehobenen Händen, Leib und Gut für Freiheit und Religion zu wagen, und alles eilte zu den Waffen.

In Ichtershausen kamen die beiden Oberhauptleute des Bundes, Johann Friedrich und Philipp, zusammen. Noch konnte man nicht wissen, ob der Kaiser zunächst die oberländischen Stände, oder vielleicht von Böhmen her Sachsen angreifen würde, und die Frage entstand, ob man nicht am besten thue, seinen Angriff abzuwarten; aber die beiden Fürsten zogen in Betracht, wenn jeder für sich bleiben, nur auf das Seine sehen wolle, so werde einer nach dem andern zu Grunde gehen, und beschlossen, sich dem Kaiser mit gemeinschaftlicher Anstrengung da entgegenzustellen, wohin er seinen Angriff richten werde, ein jeder mit Hintansetzung des eignen Landes. Schon vor vier Jahren, bei Gelegenheit der ersten Unternehmung nach Braunschweig, hatten sie eine Verabredung getroffen, den Oberbefehl gemeinschaftlich zu führen, dergestalt, daß weder der eine, noch der andere etwas für sich anordnen, im Fall einer Meinungsverschiedenheit aber die Entscheidung den Kriegsräthen zustehen solle. Diese Verabredung erneuerten sie jetzt[1]). Schon am 20. Juli dachten sie sich jenseit des Thüringer Waldes zu vereinigen, mit 16000 M. z. F. und 5000 M. Reiterei. Namentlich auf die letztere kam es an, da man in dem obern Deutschland daran Mangel hatte. Dem Landgrafen gelang es, denn von jeher hatte er sein Augenmerk darauf gerichtet, in kurzem 10 Geschwader zusammenzubringen, fast durchaus fremdes und geübtes Kriegsvolk. Der Churfürst mußte sich, wiewohl ungern und nicht ohne widerwärtige Folgen, mit seinen eignen Landsassen begnügen.

Indessen leiteten die Kriegsräthe von Würtemberg, Augsburg,

1) Abschied bei Hortleder II, III, VI. 259. Der Eisenacher Abschied ist darin bestätigt, „ausgenommen die Articul, die sich auf das braunschweigische Land und nicht auf diesen jetzigen Zug hinauswärts schicketen".

Ulm und Constanz die Rüstungen im Oberlande. Würtemberg allein brachte 28 Fähnlein und 600 M. z. Pf. auf; auch jeder andre Stand that sein Bestes. Binnen 8 Tagen waren 12000 M. im Feld, über welche ein alter kriegsgeübter Oberst, der noch unter Kaiser Maximilian gedient und bei der Eroberung von Rom gewesen, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, den Oberbefehl übernahm.

Hülfe von außen konnten die Protestanten auf keiner Seite erwarten: aber sie hatten den Vortheil, daß sie zuerst gerüstet waren. Darauf kam nun alles an, ob sie denselben zu benutzen verstehen würden.

Noch waren die kaiserlichen Haufen keineswegs schlagfertig. Hildebrand von Madrucci war noch zu Nesselwang, der Marchese von Marignan zu Füßen beschäftigt, Leute zusammenzubringen, was etwas langsamer von Statten ging, als sie geglaubt hatten: keinen bessern Plan konnte es geben, als diese Versammlungen zu zerstreuen. Und auf der Stelle machten sich die Ulmisch-Augsburgischen Fähnlein unter der Anführung Schärtlins dahin auf. Natürlich aber sahen sich auch Jene vor: als Schärtlin in ihrer Nähe bei Füßen anlangte, in der ersten Tagesfrühe des 9. Juli, waren auch sie bereits aufgebrochen und zogen vor seinen Augen am andern Ufer des Flusses von dannen. Schärtlin begrüßte sie mit ein paar Falconetschüssen; er zweifelte nicht, wenn er sie verfolge, werde er sie ohne Mühe zersprengen und den größten Theil zu sich herüberziehen: dann hätte ihm der Weg nach Regensburg offen gestanden, wo der Kaiser nur noch geringe Mannschaften, ein paar hundert Mann z. F., ein paar hundert Mann z. Pf. um sich hatte, mitten unter einer protestantischen, gährenden Bevölkerung. Da aber zeigte sich zuerst, welch eine glückliche Politik es gewesen war, nicht sowohl daß er Baiern zu gewinnen gewußt, sondern noch vielmehr, daß er diesen Bund verborgen hielt. Herzog Wilhelm ließ die Kriegsräthe wissen, wenn Schärtlin das bairische Gebiet betrete, so werde er ihr Feind werden, er, der jetzt ihr günstiger Nachbar sei[1]). Noch immer waren die Protestanten weit davon entfernt, den Umfang der gegen sie vereinigten Feindseligkeit zu kennen; die Kriegsräthe fürchteten durch Rücksichtslosigkeit zu bewirken, was doch schon geschehen war, und wiesen Schärtlin an, um Gottes willen das bairische Gebiet nicht zu betreten. In guter Ruhe konnten nun die beiden Kriegshaufen

1) Schreiben Schärtlins vom 9. Juli im Weim. A. Bericht des Kriegsmanns bei Mencken III, p. 1395. Schärtlins gedruckter Bericht p. 88.

ihre Ordnungen vollenden und den Weg nach dem kaiserlichen Hauptquartier einschlagen.

Auf dieser Seite zu seinem Verdruß zurückgehalten, faßte Schärtlin nach einer andern hin einen nicht minder weitaussehenden Plan.

Er hatte Füßen besetzt, wo man ihm Huldigung geleistet haben würde[1]), wenn er nur beauftragt gewesen wäre, sie anzunehmen; noch in derselben Nacht ließ er durch seinen Locotenenten Schankwitz einen Versuch auf die nicht weit entfernte Clause machen, der auf das Beste gelang. Schankwitz griff eben noch zur rechten Stunde an, als anderthalbhundert Schützen zwar zur Vertheidigung bereits eingerückt waren, aber ermüdet im ersten Schlafe lagen: durch den plötzlichen Lärm aufgeschreckt, wußten sie kaum ihre Waffen zu finden und wurden ohne viel Anstrengung besiegt.

Triumphirend berichtete Schärtlin den Ständen, daß er diesen wichtigen Platz zu ihren Handen gebracht, daß ihm der erste Schlag gelungen sei.

Sein Gedanke war nun, durch Tyrol, wo er wenig Widerstand zu erwarten hatte — eine Aufforderung der Regierung dazu war so gut wie ohne Erfolg geblieben: aus 40 Gerichten sollen sich nur 18 Mann gemeldet haben[2]) —, vorwärts zu rücken: vielleicht Trient heimzusuchen, um das Concilium auseinanderzujagen: auf jeden Fall aber an den Grenzen von Deutschland die Truppen abzuwehren, die aus Italien dem Kaiser zuzogen, die Straßen nach Baiern so gut zu schließen, wie die nach Schwaben. Auch dies wäre noch ein großer Erfolg gewesen, der den Protestanten die Ueberlegenheit im Felde gesichert hätte.

Allein auch dem setzte sich die Bedenklichkeit der Kriegsräthe entgegen. Hinter der Vieldeutigkeit der Rede, mit der man die Verhältnisse umkleidete, konnten sie das wahre Wesen derselben noch immer nicht erkennen. Wer sollte es glauben? Sie zweifelten noch, ob König Ferdinand sich für seinen Bruder, den Kaiser, erklären würde. Um ihn nicht zum Feinde zu bekommen, verboten sie ihrem Obersten alles weitere Vorrücken. Er mußte seine Truppen von Ler-

1) Schärtlin: „alle Unterthanen liefen mir nach, wollten gern Huldigung thun".

2) Avila behauptet, Castelalt habe Schärtlin zum Rückzug genöthigt, vielleicht weil er sich diesen nicht anders erklären konnte, aber ohne Zweifel fälschlich; Schärtlin sagt ausdrücklich: „ich fand auch keinen Widerstand in Tyrol" p. 90. Aus seinen Briefen bei Herberger 102 ergiebt sich, daß er auch von den Augsburger Bürgern zurückberufen wurde.

moos, wohin sie vorgegangen, wieder abrufen, und mit Zusagen zufrieden sein, von denen sich wohl voraussehen ließ, daß sie nicht würden gehalten werden, und den Rückweg nach Augsburg einschlagen. Ein Kriegsgefährte vergleicht die Stimmung Schärtlins in diesem Augenblick mit der Stimmung Hannibals, als er von seiner Vaterstadt aus Italien abberufen ward.

Hiedurch geschah nun aber, daß der Kaiser nicht allein selbst ungefährdet blieb, sondern alle seine Vorbereitungen sich ohne Hinderniß entwickelten.

Während die Verbündeten in Tyrol vordrangen, ließ er zu Regensburg in aller Ruhe und mit den gewohnten Festlichkeiten die Vermählung zweier seiner Nichten mit dem Erbfolger in Baiern und dem Herzog von Cleve vollziehen. Noch war die ganze Gesellschaft beisammen, als er, am 20. Juli, mit der Achtserklärung gegen Johann Friedrich und Philipp hervortrat. Wir brauchen hier nicht die Gründe zu erörtern, mit denen er sie rechtfertigte. Er führte noch die Packischen Händel, die würtembergische, die braunschweigische Sache an, über die er sich doch schon längst mit den beiden Bundeshäuptern verständigt. Auch hatte er der Acht nicht, wie er durch seine Capitulation verpflichtet gewesen wäre, Urtheil und Recht vorhergehen lassen: sie kann nur als ein Act der Politik betrachtet werden. Da nun einmal das Schwert gezogen wurde, mochte es ihm an der Zeit scheinen, das ganze Gewicht seiner kaiserlichen Autorität einzusetzen. Die beiden Vorkämpfer der Feinde wurden als pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrührerische Verletzer kaiserlicher Majestät, von des h. Reichs Frieden ausgeschlossen; alle Stände des Reiches, geistliche und weltliche, alle Herren, Ritter, Knechte, Hauptleute, bei Verlust ihrer Regalien und Freiheiten, aufgefordert, sich von ihnen abzusondern, ihre Unterthanen von der Erbhuldigung und den Pflichten, die sie ihnen geleistet, losgezählt.

An dem Tage, von welchem diese Achtserklärung datirt ist, erschienen die ersten Truppen in Regensburg, die dem Kaiser zugezogen: es waren zwölf Fähnlein Spanier, die bisher in Ungarn gedient, und 500 Reiter, die Markgraf Albrecht und der Deutschmeister in Niederdeutschland geworben und durch Böhmen herbeiführten. Ueberhaupt gab die Nähe der östreichischen Gebiete für die Unternehmungen des Kaisers einen trefflichen Rückhalt. Von Wien fuhr Geschütz und Munition die Donau herauf, ohne alle Bedeckung, als wäre man mitten im Frieden: ein schwaches Streifcorps hätte sich desselben bemächtigen können. Anfang August fühlte sich der Kaiser

stark genug, um Regensburg ohne Besorgniß zu verlassen; zunächst vereinigte er sich mit den drei deutschen Regimentern, welche Madrucci, Marignano und Georg von Regensburg aufgebracht; dann ging er den Truppen entgegen, die von Italien her in Anzug waren. Wie in den alten Zeiten der salischen oder hohenstaufischen Kaiser waren die italienischen und deutschen Streitkräfte in einen einzigen Krieg verwickelt. Nur zog dies Mal kein Kaiser nach dem Süden, um einen Papst zur Anerkennung seiner Macht zu nöthigen, sondern umgekehrt, südeuropäische, großentheils päpstliche Schaaren, was seit vielen Jahrhunderten nicht geschehen, zogen nach Norden gewendet über die Alpen, um die Abtrünnigen des Papstes, die auch dem Kaiser widerwärtig geworden, im Bunde mit ihm zu unterwerfen. Zuerst langten die neapolitanischen Truppen, von Apulien nach Triest übergefahren, auf deutschem Boden an. Dann erschienen die päpstlichen Völker mit den Mannschaften der Herzöge von Florenz und Ferrara in den Alpen. Was auch die tyroler Regierung zugesagt haben mochte, ungehindert zogen sie die gerade Straße von Insbruck und Kufstein daher. Bei Landshut, 12. August, geschah die Vereinigung. In dem Glanze eines Gonfaloniere der Kirche stellte sich Alessandro Farnese seinem Schwiegervater, dem Kaiser, dar, der ihm das goldene Vließ mit eigner Hand um den Hals hängte [1]). Auch ohne die niederländischen Haufen, die noch jenseit des Rheines heranzogen, hatte der Kaiser nunmehr 34000 M. z. F., 5000 M. z. Pf. beisammen, wenn nicht das zahlreichste, doch vielleicht das am besten organisirte Heer, das er jemals im Felde gehabt. Seiner Wahlcapitulation, welche ihm verbot, fremde Truppen ins Reich zu führen, zum Trotz, hatte er sein Fußvolk mehr als zur Hälfte aus Ausländern zusammengesetzt: man zählte 10000 Italiener, 8000 Spanier im Heer. Fürs Erste nahm er seinen Weg nach Regensburg zurück, wo er sein Geschütz gelassen, und das in diesem Augenblick von den Verbündeten bedroht ward.

Denn indeß waren nun auch der Churfürst und der Landgraf mit den Mannschaften, die sie aufgeboten und geworben, von Thüringen daher gezogen; ihre ursprüngliche Absicht, sich der fränkischen Bisthümer zu bemeistern, hatten sie, von den Oberländern täglich zu eilender Hülfleistung angemahnt, nur zur Hälfte ausführen können, und sich mit dem Versprechen der Bischöfe, ihre Feinde nicht sein zu

1) Godoi Commentarii della guerra d'Alemagna, übersetzt bei Hortleder II, 1621.

wollen, begnügen müssen; Anfang August hatten sie sich zu Donauwerth mit dem würtembergischen sowohl wie mit dem städtischen Haufen vereinigt und eine Masse von 35000 M. z. F., 6000 M. z. Pf. gebildet. Was ihnen für ihre ganze Stellung in diesem Augenblick besonders zu Statten kam, das waren die Erklärungen des römischen Hofes, die ihnen in die Hände fielen: z. B. ein Ausschreiben an die katholischen Stände der Schweiz[1]), welches ausdrücklich dahin lautete, daß die Widersetzlichkeit der verstockten Leute in Deutschland gegen das Concilium ihn, den Papst, veranlaßt habe, das Schwert zu ziehen: auch der fromme Kaiser habe sich entschlossen, die Verbrechung, die an dem christlichen Glauben geschehen, mit gewappneter Hand zu bestrafen; ferner der Vertrag des Papstes mit dem Kaiser, dessen wir gedacht; endlich ein Ablaßversprechen für alle Die, welche auf eine bestimmte Weise und Zeit um die Ausrottung der Ketzereien beten würden, nachdem der Kaiser sich entschlossen, das Schwert gegen die Feinde Gottes zu zücken. In Briefen aus Trient war zu lesen: Die, welche sich aus Petrus nichts mehr machen, werde Paulus züchtigen, und zwar mit dem Arme des Kaisers; es sei wie ein Kreuzzug anzusehen[2]). Dadurch ward nun jeder Zweifel, ob man auch berechtigt sei, dem Kaiser Widerstand zu leisten, vollends gehoben: man sah denselben, wie einst Luther, nicht mehr als Reichsoberhaupt, sondern als einen Gehülfen, einen Beamten des Papstes an, „der ein Volk heranführe, das von christlicher Lehre nichts wisse und nach deutschem Blute dürste". In fliegenden Blättern wird der Kaiser als ein Hercules bezeichnet, der zu den Füßen der babylonischen Omphale sitze und dieselben küsse; als ein parodirter Aeneas, der sich aufgemacht, die Götzen aus Holz und Stein zu vertheidigen. Einem Dichter erscheinen die Helden deutscher Nation aus fernsten und nächsten Zeiten: Arminius, Friedrich Rothbart, Georg Frundsberg, denen er klagt, daß der, welchen die Deutschen sich freiwillig zum Kaiser gesetzt, den sie mit ihrem Beistand groß gemacht, jetzt Deutschland von seiner Freiheit bringen wolle; die Helden urtheilen: weil der Kaiser sich zu dem wälschen Papst geschlagen, sei die Nation frei von ihm. Oder vor dem Kaiser, der auf seinem Throne mit seinen Vertrauten Rath pflegt, stellt sich Frau Germania dar, in ehrsamer Haltung, schwarzem Gewand, und macht ihm Vorwürfe, daß nun auch er sich zu den Päpsten schlage, von denen doch die

1) Wahrhaftiger Abdruck bei Hortleder II, III, 12. 296. Bei Rainaldus finden sich ähnliche Schreiben nach Frankreich, nach Polen.

2) Lettera di Gismondo Phedro da Trento. (Inf. Politt.)

alten Kaiser so oft betrogen worden: daran erkenne sie sein heuchlerisch-falsches Herz: aber „hast du Kriegsleute", fährt sie fort, „ich habe sie auch: Gott im Himmel, den du nicht hast, den habe ich". Eben dies war nun die Gesinnung der Fürsten und aller Verbündeten. Johann Friedrich und Philipp widerlegten ausführlich die Anklage des Ungehorsams, die in der Achtserklärung gegen sie erhoben worden: denn über alle Punkte habe man sich mit ihm in den Jahren 1541 und 1544 vertragen. Die Beschuldigung, daß sie dem Reiche Stifte und Städte entzogen, weisen sie als unbegründet zurück: vielmehr habe der Kaiser Stifte des Reiches eingezogen, wie Utrecht, und sich wohl gegen die Freiheit einer Stadt, wie Nürnberg, sehr anzüglich vernehmen lassen. Sein Bund mit dem Papst aber zeige, daß er mit demselben übereingekommen, das Wort Gottes zu dämpfen und die Bekenner desselben auszurotten. Schon seit fünfundzwanzig Jahren habe er dies im Sinne gehabt, wie sein Wormser Edict beweise, und schreite nun endlich zur Ausführung. Aber eben darum sei man berechtigt, ihm zu widerstehen. Er habe die verbrieften und beschworenen Bedingungen, unter denen man ihm Gehorsam schuldig, selbst gebrochen: er könne nicht mehr als der Kaiser, als Obrigkeit angesehen werden, sondern als einer, der Tyrannei ausübe, mehr auf des bösen Geistes Getrieb, als nach Gottes Ordnung. Das italienische Kriegsvolk, das ihm zugezogen, verglichen sie wohl mit dem Heere des Quinctilius Varus; ebenso aber werde es ihm gehen, wie es dem gegangen durch den sächsischen Fürsten Arminius[1]). Nicht als hätten sie sich die Ueberlegenheit ihres Feindes verborgen. Die Gebete, die man in den Kirchen hielt, athmen das Gefühl der Gefahr „vor der Feinde Rath und Macht, vor den fremden, mörderischen Nationen, die ihre Unzucht ausüben und ihre Abgötterei bestätigen wollen". Aber eben darum hofft man auch auf den Gott, der sein Volk im rothen Meer erhalten hat: er wird die Seinen auch gegen diesen neuen Antiochus vertheidigen. Hie und da werden alle Tage um zwölf Uhr die großen Glocken angezogen, dann treten die Hausväter mit Weib und Kind und ihrem Gesinde zusammen, um die Erhaltung nicht allein des reinen Wortes, sondern auch der deutschen Zucht und Ehrbarkeit zu beten; der Arbeiter, der auf offenem Platz an seiner Arbeit ist, tritt davon zurück und fällt einen Augenblick auf die Kniee. Denn der Grund des Krieges ist, wie die Magdeburgischen Prediger sagen, zuletzt nur des Teufels unablässiges

1) Glossirte Zeitung aus Welschland bei Hortleder II, III, 13.

Wüthen wider Christum und seine Kirche. „Dort zu Rom auf seinem Stuhl sitzt das Kind des Verderbens, der Mensch der Sünde, und hat seine Freude daran, daß die Deutschen (um seinetwillen) gegen einander in Waffen sind und ihr eignes Blut vergießen".

Die Sache wäre wohl entschieden gewesen, wenn der Tiefe und Macht dieser Antriebe auch die Kriegführung und allgemeine Haltung der Protestanten entsprochen hätte.

Aber einmal: die Dinge der Welt standen nicht ganz wie sie meinten; so war das Verhältniß des Papstes nicht, wie sie es faßten; man betrügt sich mit dem idealen Inhalt der Gegensätze, so wie man ihn auf das unmittelbar Vorliegende anwendet. So gefährlich ohne allen Zweifel das Vorhaben des Kaisers für sie war, so lag doch der Charakter, den sie ihm zuschrieben, keineswegs für Jedermann zu Tage. So lange Fürsten von so unzweifelhaft evangelischer Gesinnung, wie Markgraf Hans von Cüstrin, der sogar seinen Prediger mit sich hatte, in dem kaiserlichen Lager dienten, mußte die öffentliche Meinung schwanken.

Und ferner: sobald sie einmal die Waffen gegen den Kaiser erhoben, war nicht allein von der Religion und ihrer Erneuerung, sondern von der Zukunft des Reiches überhaupt die Rede. Der Grund des Krieges war: die Vertheidigung der mit so viel guter Befugniß unternommenen Religionsveränderung: der nächste Zweck die Ausführung der Speierischen Beschlüsse von 1544, die Sicherheit der Religion vor Concilium und Kammergericht. Allein schon waren sie selber hiebei nicht stehen geblieben: sie erkannten den Kaiser in diesem Augenblick nicht mehr an: wie nun, wenn es ihnen gelang, ihn zu besiegen, zu verjagen? Welche Form wollten sie dann dem Reiche geben? Niemand hätte es sagen können; sie selber hatten keine Entwürfe darüber. Es gereicht den Protestanten moralisch zur Ehre, daß es so war: — ihre Absicht beschränkte sich auf die Vertheidigung: — aber vortheilhaft konnte es ihnen nicht werden. Den Fortgang ihrer Waffen sahen Neutrale, obwohl Protestantischgesinnte, wie der Churfürst von Brandenburg, nicht ohne Besorgniß an. Dagegen gab dem Kaiser die Idee des Reiches und der bestehenden Ordnung der Dinge, die doch zuletzt an seine Person sich knüpfte, des gewohnten Gehorsams, an und für sich eine gewisse Macht.

Das protestantische Heer war von den religiösen Ideen wohl berührt und ergriffen, aber keineswegs durchdrungen: es bestand aus Söldnern, die um Lohn dienten, nicht anders als das kaiserliche, und ebensowenig den Eindruck religiöser Zucht und Ordnung machten.

Und hiebei trat denn auch der Uebelstand ein, daß die Heerführung keine Einheit darbot. Es war wie ein Schicksal, daß Johann Friedrich, der sonst seiner Leibesbeschaffenheit wegen es vorzog in seinem Lande zu bleiben, diesmal hauptsächlich dadurch, daß er aus Mangel an Soldreitern seine Lehnsmannschaft hatte aufbieten müssen, bewogen worden war, selbst mit zu Felde zu gehn. Da es an Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Anführern nicht fehlen konnte, da dann die Kriegsräthe zu entscheiden, die Befehlshaber des städtischen und des würtembergischen Heeres mitzureden hatten, so ward jedes Vorrücken und Zurückziehen, jede Bewegung ein Gegenstand der Besprechung, selbst eines Schriftwechsels. Für den Frieden und den gewöhnlichen Lauf der Dinge mögen Berathschlagungen taugen: soll aber ein Heerführer sein Talent entwickeln können, so darf er nicht erst in den entscheidenden Momenten durch Rücksprache mit andern Gleichberechtigten zu erforschen haben, ob er demselben vertrauen dürfe. Der Genius ist seiner Natur nach selbstherrschend: Gemeinschaft kann ihn nur lähmen.

In diesem Augenblick hatten die Protestanten eine großartige militärisch-strategische Position. Sie beherrschten das rechte Rheinufer, zu dessen Vertheidigung eine gute Anzahl Fähnlein unter Reiffenberg abgeordnet waren, das linke Donauufer und den untern Lech, sie konnten noch immer mit den alten Deutschen, mit denen sie sich verglichen, wetteifern, die in ähnlicher Stellung so unzählige Mal den Römern widerstanden. Nach jener Vereinigung der verschiedenen Heerhaufen in Donauwerth fühlten sie sich stark genug, um den Muth zu fassen, dem Kaiser eine Feldschlacht anzubieten.

Doch bemerkte man auch dann noch in ihrem Verhalten eine gewisse Zurückhaltung [1]).

Man hatte ihnen gerathen, den Kaiser nicht weiter anzuerkennen, ihn nur als König von Spanien zu bezeichnen, ihre Fahnen im Namen des Reiches in ihrem Lager fliegen zu lassen; aber sie würden sich damit selbst als das Reich aufgestellt haben. So weit zu gehen wagten sie nicht. In der Verwahrungsschrift, die sie ihm zuschickten (eine Art von Absagebrief), hielten sie ihre Stellung als Stände der Augsburgischen Confession mit legaler Correctheit inne. Allerdings

1) Bedenken der sächsischen Kriegsräthe: „Lassen S. Ch. G. und sie ihnen gefallen, daß dem nechsten nach Regensburg gezogen (dahin war das oberl. Bedenken gegangen) und ihnen der Kampf geboten werde. Denn s. churf. Gn. haben darum ire Lande und Leute verlassen und mit dem Zug dermaßen geeilet, daß solches mit Gottes Hilf beschehen möcht. (Weim. Arch.)

wagten sie ihm zu sagen, er habe sich durch seine Verletzung der Verträge mit ihnen des Kaiserthums selbst entsetzt, und kündigten ihm aus diesem Grunde ihre Lehen und Pflichten auf, aber sie behandelten ihn immer als den allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten römischen Kaiser. Carl V war zu stolz, um ihnen darauf zu antworten. Dem jungen Edelmann und dem Trompeter, die ihm die Absage überbrachten, ließ er bedeuten, er wolle ihnen das Leben schenken, das sie verwirkt hätten, nur die Urheber alles Uebels denke er zu züchtigen.

Er meinte, es sei darauf abgesehen, ihn aus Deutschland zu verjagen: aber in seiner Seele war er entschlossen, als Kaiser in Deutschland zu leben oder zu sterben.

Er selbst drückt seine Verwunderung aus, daß die Protestanten zuerst, statt nach Füßen zu gehen, ihn nicht in Regensburg angegriffen hatten, wo er noch wenig gerüstet war; und daß sie nicht wenigstens jetzt in ihrer Uebermacht unverweilt auf ihn losgingen, sie würden dann seine Heerhaufen, ehe sie sich vereinigten, einzeln haben vernichten können: er meinte, Gott habe sie mit Blindheit geschlagen[1]). Sie hatten damals Rain und Neuburg eingenommen. Schärtlin versichert, es wäre nur auf einen Entschluß angekommen, so würden sie sich Ingolstadts bemächtigt haben, das ja hauptsächlich gegen sie befestigt worden war: wenigstens hat das Herzog Wilhelm dem römischen Hofe oft genug gesagt. Aber die Fürsten waren von dem Glauben an die bairische Neutralität und von der Besorgniß, den Herzog zu dem Bunde mit dem Kaiser, der doch längst geschlossen war, erst zu veranlassen, nicht weniger gefesselt als die Kriegsräthe in Ulm[2]). Sie hielten Schärtlin zurück, zufrieden mit der Versicherung, daß ihnen von da weder die Zufuhr gehindert noch der Uebergang über den Fluß abgeschlagen werden solle. Darauf bauend, setzten sie sich endlich gegen Regensburg in Bewegung, wohlbedächtig

1) Commentaires de Charles quint 127. Vgl. Luis de Avila: commentario de la guerre de Alemagna 7.

2) „Verließen sich auf Herzog Wilhelms Zusagen, das daselbst her nichts als Freundschaft, Guts Paß, Proviant und anders jederzeit jnen gereichen möcht.“ Augsb. Bericht p. 1419. Dieselbe Nachricht enthält der Bericht des Landgrafen Philipp bei Rommel. Schärtlin versichert, er würde Ingolstadt überrascht haben, wäre er nicht von Sachsen und Hessen abgehalten worden. Die Baiern pochten später auf das Verdienst, daß sie Regensburg dem Kaiser geöffnet. Herzog Wilhelm behauptet, nächst Gott habe der Kaiser seinen Sieg von ihm.

jedoch auf dem linken Ufer der Donau, um nicht etwa von ihren Landschaften abgeschnitten zu werden. Sie zweifelten nicht, daß sie die Stadt nehmen, oder wenn der Kaiser heranrücken würde, um sie zu entsetzen, auch ihn schlagen würden. Aber indeß war der Kaiser schon wieder dahin zurückgegangen und hatte es nicht allein in Vertheidigungsstand gesetzt und die für die fernere Kriegführung erforderlichen Anordnungen getroffen, sondern sich sofort auf dem rechten Ufer auf den Weg gemacht, um ihnen bei Ingolstadt zuvorzukommen. Auf diese Kunde kehrten auch die Protestanten wieder um; sie beklagen sich, daß ihnen auf ihrem ohnehin beschwerlichen Marsche die Zufuhr von den Baiern abgeschnitten worden sei; sie eilten, über die schwierigen Pässe hinwegzukommen, wo ihnen ein Angriff des Feindes hätte gefährlich werden können [1].) Dem Kaiser gelang es, die feste Position in der Nähe von Ingolstadt, die sie eben verlassen hatten, vor ihnen zu erreichen und sein Lager daselbst aufzuschlagen. Er war Meister in seinem Heer wie in seinem Cabinet und brauchte keine hemmende Rücksicht zu nehmen; sein Ziel stand ihm in jedem Augenblick deutlich vor den Augen, und er ging immer unverzüglich darauf los; der Herzog von Alba unterstützte ihn mit Hingebung und Energie. In diesen Zügen auf dem Schachbrett des Kriegsschauplatzes hatte der Kaiser offenbar die Oberhand. Seine Stellung war nicht allein für ihn selbst unschätzbar, sondern sie bedrohte auch die Verbindung der Protestanten mit Schwaben, von wo sie ihre Lebensmittel empfingen. Aber so ganz schlecht, wie man gesagt hat, war auch deren Führung nicht. Um die schwäbischen Städte und vor allem Würtemberg zu decken, nahmen sie dem Kaiser gegenüber bei Nassenfels ebenfalls ein festes Lager ein.

So standen die beiden großen Feldlager einander gegenüber, in deren einem sich die auf eine europäische Combination gestützte, mit dem Katholicismus verbundene Macht des Kaisers, in dem andern die protestantische Tendenz eines Bündnisses der deutschen Reichsstände, isolirt von jeder andern Verbindung, darstellte. Von dem

1) Der venezianische Gesandte Mocenigo versichert: der Kaiser habe gehofft sie zwischen seinem Heer und seinem Waffenplatz Regensburg einzuschließen. Ich denke, daß sich das auf die Aufstellung des Kaisers bei Neustadt bezieht, wo er die Donau leicht hätte überschreiten und dann die Protestanten zugleich von da und von Regensburg aus angreifen können. Aus Schärtlins Briefen sieht man, daß die Protestanten einen Angriff von Neustadt her fürchteten. Man sollte nicht immer wiederholen, dem Landgrafen seien alle Wasser zu tief, alle Moore zu breit gewesen. Er hatte bessere Gründe.

Kaiser mit Verachtung zurückgewiesen und nun erst mit der gegen sie ergangenen Achtserklärung bekannt geworden, erklärten ihm die Protestanten, indem sie ihn als den, der sich Kaiser nenne, bezeichneten, daß sie hier seien, um die Execution der Acht, die er gegen seine Pflicht, auch gegen die, mit der er Gott verwandt sei, über sie ausgesprochen habe, zu erwarten.

In diesem Sinne erschienen sie, ein vorliegendes Moos überschreitend, am 30. August auf dem weiten offenen Felde, vor dem kaiserlichen Lager, in der Hoffnung, er werde zu einem „ritterlich tapfern" Treffen herauskommen, denn er sei ja stärker an Macht. Sie näherten sich ihm auf einen Falconetschuß. Die Rechte hatte der Churfürst inne; ihm schloß sich der Landgraf an, weiter zur Linken Schärtlin; die Fußvölker wurden durch reisige Schützen gedeckt; vor der Schlachtordnung zwischen den Abtheilungen stellte man das Geschütz auf: namentlich auf einem Hügel zwischen Schärtlin und den Hessen eine Anzahl Schlangen, welche das Volk die zwölf Apostel nannte, aus denen man das feindliche Lager begrüßte. Ihrem Aufmarsch gegenüber waren aber auch hier die Mannschaften in Schlachtordnung aufgestellt worden: die Linke nahmen die Spanier ein, dann folgten deutsche und italienische Fußvölker; vier Geschwader Reiterei hielten sich in starker Stellung zur Abwehr eines Angriffs fertig [1]). Der Kaiser war zu Pferd gestiegen und erschien bald bei der einen, bald bei der andern Nation, er sprach wohl ein paar anmahnende Worte; aber noch wirksamer war, daß er auf die Kugeln nicht achtete, die um ihn herflogen: so ließen auch die Mannschaften, meistens geübte Kriegsleute, keine Anwandlung von Furcht blicken. Die Herausforderung der Protestanten, eine Feldschlacht anzunehmen, lag dem Kaiser ferne, er hätte es unter seiner Würde gehalten. Die Frage war nur, ob sie nicht gegen ihn anrücken und ihn in seinem Lager aufsuchen sollten. In ihrem Rathe ist die Rede davon gewesen: Schärtlin hielt es für rathsam, denn eine ähnliche Gelegenheit werde der kluge und rasche Kaiser nicht sobald wieder bieten; man sollte ihn unter dem Dampf und Staub des Geschützes anfallen, und der Tapferkeit der Kriegsleute und der göttlichen Gnade vertrauen. Auch der Landgraf soll gesagt haben, er würde es thun, wenn er allein wäre [2]), wie einst im Würtembergischen Zug. Aber

1) Ausforderungsbriefe bei Hortleder II, III, 28.

2) Es ist sehr auffallend, daß Schärtlin dem Landgrafen die Schuld giebt, dieser dem Churfürsten. Die Versicherungen des Landgrafen haben

dazu war man doch am Morgen nicht ausgezogen. Der Churfürst und die Kriegsräthe fürchteten, nachdem sie besser eingesehen, wie die Verhältnisse mit Baiern standen, die Geschütze von Ingolstadt möchten auf die andringenden Verbündeten abgehn, ohne daß selbst ein theilweises Handgemenge mit den Kaiserlichen dies verhindern könne.

Den zweiten Tag darauf erneuerte der Landgraf, der eine nahe Anhöhe eingenommen hatte, die Beschießung des Lagers; aber indeß war dies durch böhmische Schanzgräber erst recht befestigt worden; die Wirkung auf den Kaiser war noch geringer. Er hörte die Messe in den Schanzen; in seinem Zelt hatte er den Astronomen Peter Apian bei sich und ließ sich an einem Himmelsglobus den Lauf der Planeten erklären: eine Kugel schlug neben ihnen nieder: der Kaiser bat den Astronomen, in seiner Erklärung ruhig fortzufahren[1]). Bald wagten sich die kecken Spanier wieder aus den Schanzen hervor. Man sah ihnen von ferne her zu, wie sie sich mit den leichtern Deutschen im Felde herumjagten, sich um ein steinernes Haus in der Nähe oder um ein Stück Geschütz schlugen, bald gewannen, bald verloren; die spanischen Berichte fassen das ganz gut als einen Wettkampf in Gewandtheit und Verwegenheit auf; an eine große Entscheidung war nicht mehr zu denken.

Indem sich dabei dergestalt der Kaiser auf dem linken Donauufer behauptete, gewannen seine noch entfernten Truppen auch das rechte Rheinufer.

Den Fähnlein der Verbündeten, die am Mittelrhein aufgestellt worden waren, zum Trotz bewerkstelligte Maximilian von Büren seinen Uebergang. Man behauptet, der Vizthum von Bingen habe sein Wort verpfändet gehabt, es nicht zu gestatten; Friedrich von Reiffenberg, der bei Castel stand und es noch hätte verhindern können, habe indeß bei einem Schmause gesessen, den ihm einige Mainzer Domherren gaben. Genug, einer schlecht angebrachten Gutmüthigkeit gesellte sich die äußerste Fahrlässigkeit zu. Hätte man die Kaiserlichen nur so lange aufgehalten, bis Christoph von Oldenburg,

aber, wie die innere Wahrscheinlichkeit, so auch die Priorität der Zeit für sich. Schon in einem Schreiben an Margaretha von der Saal (21. Sept. bei Duller Neue Beiträge p. 6) kommen sie vor. Das Zuverlässigste ist die Nachricht des Kriegsmannes, welche Avila berichtigt und ergänzt Mencken 1432; er war selbst zugegen, und ist wider den Vorschlag, billigt also die Verwerfung.

1) Adami Vita Apiani (Vitae philos.) p. 162. Auf diesen dritten Tag, 1. Sept., setzt Avila das Niederschlagen der Kugel im Zelt, p. 20.

der mit einer stattlichen Landsknechtschaar bis nach Frankfurt gekommen, vollends herangerückt wäre. Jetzt aber vermochte er nichts auszurichten. Er hatte nur 1000 M. z. Pf., Büren dagegen 7000 M. z. Pf., und überdieß 10000 M. z. F.[1]).

Die Erwartung dieses Ereignisses hatte schon zu dem Rückzug nach Ingolstadt mitgewirkt, um den Kaiser an der Donau festzuhalten. Wie oft hatte dann auf die Kunde davon der Churfürst von Sachsen vorgeschlagen, zwei Heere zu bilden, um mit dem einen das Oberland vor dem Kaiser zu schützen, mit dem andern dem Grafen Büren zu begegnen. Er fand damit jedoch keinen Beifall: der Beschluß war, beisammen zu bleiben: man hoffte, auch so sie auseinanderzuhalten, und entweder mit dem einen oder mit dem andern allein zu schlagen. Aber die Bewegungen, die man machte, auf unzureichende Berichte gegründet, führten nicht zu diesem Ziele[2]). Ohne auf irgend ein Hinderniß gestoßen zu sein, vereinigte sich Büren am 17. September mit dem Kaiser.

Damit aber änderte sich das ganze Verhältniß der beiden Heere. Carl V hatte nun alle seine Streitkräfte beisammen; nun erst hielt er es für angemessen, selber zum Angriff zu schreiten.

Nachdem er Neuburg eingenommen und sich dadurch vollends zum Meister der Donau gemacht, faßte er die Absicht, den Krieg aus Baiern nach Schwaben zu versetzen.

Zuerst richtete er sein Augenmerk auf Nördlingen, von wo er sich den Weg nach Würtemberg zu öffnen gedachte, und da die Stadt seiner Aufforderung kein Gehör gab, erhob er sich mit gesammter Macht, sie zu bezwingen. Man erzählt, die Stadt habe dem Landgrafen eine bestimmte Frist gesetzt, binnen der sie unterstützt sein müsse, wenn sie sich halten solle; und so schwer, ja unmöglich dies geschienen, in der bestimmten Stunde sei dieser mit dem ganzen, nunmehr ebenfalls durch die rheinischen Truppen verstärkten Heere angelangt. Am 4. October zogen die beiden Heere gegen Nördlingen heran, ohne von einander zu wissen; als sich der Nebel erhob, wurden sie einander ansichtig. Die Protestanten hatten den Vortheil, daß sie auf den Höhen vorrückten: trotzdem faßten die Kaiserlichen die Absicht, sie auf dem Marsch anzugreifen: es war der Tag des h. Franciscus, von welchem man sich mit der Prophe-

1) Bericht des Andreas Meinhart an Johann Wilhelm von Sachsen im Weim. Arch.

2) Schärtlins Briefe nach Augsburg 3.—19. Sept. bei Herberger 177.

zeiung trug, er werde den Kaiser zum Herrn von Deutschland machen[1]). Auf einer Anhöhe, von wo man die Landschaft überblicken konnte, hielten die Führer Rath mit dem Kaiser; und da man sagte, es scheine, als sei der Feind geneigt, eine Schlacht anzunehmen, so gab er sein Wort dazu: die Vorhut unter Büren setzte sich in Bewegung, um das Gewässer, das zwischen ihm und dem Feind war (Bach Eger) zu überschreiten: was denn, wiewohl nicht ohne Mühe, bewirkt wurde. Aber indem wurde der Kaiser, der zu seinem eignen Regiment zurückgekehrt war, von einem Großen seines Hauses aufmerksam gemacht, wie gefährlich dies Unternehmen sei, die ganze Armee könne dabei zu Grunde gehen. Der Kaiser, der dafür bekannt war, daß er sich von jeder Localität eine genaue Kunde zu verschaffen suchte, war durch einen Gichtanfall an dieser Stelle verhindert worden (noch trug er den Fuß in einer Leinwandbinde statt Steigbügels); aber die Gründe, die man ihm vortrug, leuchteten ihm ein: er gab auf der Stelle Befehl umzukehren, was denn ebenfalls nicht ohne Schwierigkeiten geschah.

Der Kaiser selbst bemerkt in seinen Aufzeichnungen mit Zufriedenheit, wie er sich späterhin überzeugt habe, daß der Angriff zum Ruin hätte führen müssen[2]); die Spanier hätten nie gestanden, daß es an ihnen lag, wenn es nicht zur Schlacht kam. Alba ließ dem Landgrafen entbieten: warum er sich auf den Höhen halte? Wolle er schlagen, so möge er auf die Ebene kommen. Der Landgraf erwiderte: er habe bei Ingolstadt fünf Tage auf dem weiten Feld gehalten: dennoch sei der Kaiser nicht dahin zu bringen gewesen, sein verschanztes Lager zu verlassen. Weder durch die Verwüstung des Landes noch durch die Besetzung benachbarter kleiner Städte, wie Donauwerth, Lauingen, Hochstädt, ließen sich die Protestanten bewegen, aus ihrer glücklich eingenommenen Stellung zu weichen[3]).

Hierauf, nach einigen andern Scheinbewegungen, nahm der Kaiser eine Richtung gegen Ulm. Am 13. October finden wir sein Lager zwischen Sontheim und Brenz, von wo sich seine leichten

1) Godoi (das Original) 21^{b}. Avila (Ausgabe von 1545) 27.

2) Commentaires 149.

3) Tagebuch des Feldzugs, zu Brüssel: Donawerda ad deditionem coacta est, perplurimi pagi ab Hispanis exusti, quibus facinoribus sperabat fore Caesar ut perterritus Landgravius ad discedendum cogeretur.

Reiter am Morgen des 14. auf den Weg machten, um die Stadt zu berennen. Aber an dem mächtigen Ulm mußte den Protestanten noch viel mehr gelegen sein als an Nördlingen; schon waren auch sie aufgebrochen und ganz in der Nähe; als jene Reiter auf den Höhen nach Ulm zu anlangten, wurden sie zu ihrem Erstaunen von ein paar Falconetschüssen des Churfürsten begrüßt. Der Kaiser schien seinen Plan darum nicht aufgeben zu wollen: in der nächsten Nacht war in seinem Lager alles in Bewegung, um, wie es sich anließ, am andern Morgen doch gegen die Stadt vorzurücken. Und wenigstens die Protestanten hätten sich nichts Besseres gewünscht. Ulm war durch einige Schweizerfähnlein gegen den ersten Anlauf gesichert; im Besitz des Rießes und der Würtemberger Steige hätten sie den Kaiser zwischen zwei Feuer nehmen können. Aber ohne Zweifel zog dieser dies auch selber in Betracht: am Morgen des 15. erließ er den Befehl, daß man im Lager bleiben solle[1]).

Auch die Protestanten bezogen ein festes Lager bei Giengen.

Zuweilen machten sich die leichten italienischen Reiter an die Futterwagen der Deutschen oder erschienen neckend bei dem Gehölz am Lager: dann brachen auch die deutschen Reiter hervor in ihren schwarzen Panzern und geschlossenen Helmen: besonders der kleinen, zwei Spannen langen Faustbüchse wußten sie sich auf das Geschickteste zu bedienen. Bald war die eine, bald die andre Partei im Nachtheil; die Anhöhen bei dem Lager, die Wiesen an der Brenz waren täglich mit diesem Lärmen erfüllt. Indessen wandten sich die beutesüchtigen Spanier nach der andern Seite hin, etwa nach einem reichen Kloster in der Nähe von Ulm, allein auf der Stelle vereinigten sich die Ausreiter der Stadt mit den Landsknechten des Bundes: bald waren die Spanier auf den Glockenthurm zurückgetrieben, wo sie sich endlich ergaben, aber erst dann, als man Anstalt machte Feuer anzulegen. Einst in der Nacht wollte der Kaiser einen Ueberfall, eine Incamisata nach dem Muster Antonio Leivas ausführen: die spanischen Fußvölker, mit weißen Hemden über die Rüstung, wurden von deutschen Reitern begleitet; auch der Kaiser war dabei, der kalten Nacht halber mit einem Wolfspelz bedeckt; aber als er in die Nähe kam, sah er, daß die Schaarwachten in dem feindlichen Lager verdoppelt waren: man bemerkte Fackeln, die

1) Avila, welcher die Quelle aller Spätern ist. Ich benutzte noch ein Tagebuch des Markgrafen Hans von Cüstrin.

sich hin und her bewegten; auch dies Mal hielt er es für das Beste sich wieder zurückzuziehen[1]).

Hatten die Evangelischen einst zur Zeit ihrer Ueberlegenheit Bedenken getragen den Kaiser anzugreifen, so konnte sich der Kaiser, obwohl er jetzt ohne Zweifel der Stärkere war, doch auch zu keinem ernstlichen Anfall auf das evangelische Lager entschließen. Die Fehler, welche die Ersten begingen, waren hauptsächlich politischer Art: sie entsprangen aus freund-nachbarlichen Rücksichten, oder weil sie sich förmlich hatten täuschen lassen; militärisch aber ward die Sache so schlecht nicht geführt, wie man wohl häufig annimmt; war der Angriff nicht glücklich, so ließ sich doch nichts gegen die Vertheidigung sagen; — bis in den Anfang Novembers hatten die Kaiserlichen noch nichts Wesentliches gewonnen.

Mit der vorrückenden Jahreszeit geriethen sie vielmehr in Nachtheil. Den Spaniern, aber noch mehr den Italienern, war das deutsche Klima verderblich: die kalten Nächte brachten die Italiener um: man fand ihre Leichen zuweilen ganz schwarz um ein ausgebranntes Feuer her liegen. Ueberdies litt man viel vom Regen: im Lager stand der Koth einen Schuh hoch; tödtliche Krankheiten griffen um sich, namentlich die rothe Ruhr, und man wollte berechnen, daß das kaiserliche Heer nur durch Scharmützel und Krankheiten mehr als 15000 M. verloren habe. Ueberdies näherte sich die Zeit, wo die Capitulation mit dem Papst endete und man den Abzug der italienischen Truppen erwarten konnte[2]).

Wahrscheinlich rechneten die Protestanten auf den Eindruck, den diese Dinge bei dem Kaiser schienen hervorbringen zu müssen, wenn sie nun doch demselben noch einmal Friedensanträge machten. Ihre Hauptbedingung war, daß es keinem Stande verwehrt sein solle, sich zu der Augsburgischen Confession zu halten; der Friede, den man abschließe, müsse dann durch förmliche Eidesleistung bekräftigt werden, damit kein Theil ihn wieder breche. Wir sehen, sie kehrten auf ihren alten Standpunkt wieder zurück. Aber indessen hatte der Kaiser den seinen vielmehr noch erweitert. Mit Vasallen, die ihn

1) Mocenigo Relatione di 1548: Nelle scaramuzze quasi sempre li nostri (Cesarei) hebbero la peggiore. Vgl. Diarium Gunterrodianum bei Mogen hist. captivitatis Philippi 299.

2) Mocenigo: Cesare era consigliato da tutti li suoi capitani di guerra, ad invernare hormai l'esercito, dividendo in piu lochi le genti sue. Ma S. M^a comandò che di questo piu alcuno non li parlasse. (Kais. Archiv zu Wien.)

als vermeinten Kaiser, als Carl von Gent bezeichnet, wollte er keine Abkunft treffen, ohne ihre völlige Unterwerfung. Er antwortete ihnen, sie möchten erst sich selbst, sowie ihr Land und Leute in seine Gnade und Ungnade ergeben, dann wolle er die Unterhandlung mit ihnen pflegen.

Was ihn zu einer so wegwerfenden Antwort vermochte, war aber wohl nicht angeborne Standhaftigkeit allein, so sehr das seine Tugend ist: erst in diesen Tagen entwickelte die Politik, die er von Anfang an eingeschlagen, alle ihre Folgen: jetzt erst griff Herzog Moritz von Sachsen in die allgemeinen Angelegenheiten ein.

Nach seiner Rückkunft von Regensburg hatte Moritz noch eine Zeitlang den Schein einer neutralen Stellung behauptet.

Als die Achtserklärung erschienen war und König Ferdinand an den böhmischen Grenzen Truppen zusammenzog, fragte Elisabeth von Rochlitz bei Moritz an, ob er nicht das Land des Churfürsten beschützen werde. Auf die Erklärung des Herzogs, daß er von der Gemahlin und den Kindern seines Vetters darum ersucht zu werden erwarte, versäumten diese nicht ihm kund zu thun, daß der Churfürst sie angewiesen habe, sich in jeder Gefahr des Landes an ihn zu wenden; sie ersuchten ihn, dies Vertrauen zu rechtfertigen und die Grenzen der sächsischen Lande dem Churfürsten zum Besten zu besetzen. Elisabeth scheint sogar eine Zeitlang die Hoffnung gehegt zu haben, Moritz noch ganz auf die Seite des Bundes zu ziehen. Sie meinte, wenn man dem Kaiser in den Rücken falle, so werde ihm wohl der Ernst vergehn, und er werde begreifen, daß die deutschen Fürsten keine „westphälischen Bauern“ seien. Sie gab dem Herzog zu verstehn, er selber würde den Böhmen wohl ein ebenso annehmlicher König sein wie Ferdinand[1]).

Und gewiß, hätte sich Herzog Moritz zu seinen Blutsfreunden und Glaubensverwandten gehalten, hätte er etwa wirklich einen Angriff auf Böhmen gewagt, dessen Erfolg bei der Stimmung der Utraquisten im Lande nicht zweifelhaft war, so würde der Krieg noch jetzt zu Gunsten der Protestanten entschieden worden sein.

Aber wir wissen, welch eine ganz andre Richtung, eben am meisten wider seinen Stammesvetter, sein Ehrgeiz genommen, welche Verabredungen er mit dem Kaiser getroffen hatte. Wenn er noch zögerte sie auszuführen, so lag das nur an einigen Schwierigkeiten, auf die er noch stieß.

1) Aus den Briefen Elisabeths: bei Langenn p. 269.

Einmal glaubte man in seinem Lande, daß der begonnene Krieg die Religion bedrohe. Auf eine Anmahnung des Herzogs, des Kaisers nicht in Ungutem zu gedenken, erwiederten die Prediger, daß ihnen das unmöglich sei, da der Kaiser wider das Evangelium zu Felde liege. Sie fügten hinzu, wer sich in dieser Sache nicht recht halte, der habe zeitliches und ewiges Verderben zu erwarten[1]). Der Herzog konnte keinen Schritt thun, wenn er nicht fürs Erste die religiösen Befürchtungen beseitigte. Auf dem Landtag zu Freiberg, im October 1546, erschien er in der That mit einer Erklärung des Kaisers, worin dieser versprach, das Land von der christlichen Religion, in der es jetzt sei, und von dem Worte Gottes nicht zu dringen. Es findet sich nicht näher, wie der Kaiser zu dieser Erklärung bewogen worden ist. Schwerlich verstand er darunter etwas anderes, als was er schon in Regensburg zugestanden hatte; auch waren die sächsischen Staatsmänner nicht ganz damit zufrieden: sie trugen am kaiserlichen Hof gleich darauf selbst, wiewohl vergeblich, auf eine unzweideutigere Fassung an; allein wie sie hier auf dem Landtag vorgelegt und erläutert wurde, war sie allerdings geeignet, die Gemüther zu beruhigen.

Aber auch dann, sollte wohl die Landschaft sich entschließen, zu einer Unternehmung wider den befreundeten Nachbar ihre Einwilligung zu geben? Es war ein sehr stürmischer Landtag. Wir finden wohl, daß später Moritz einige widerspenstige Mitglieder desselben gefangen hält. Johann Friedrich klagt, seine erbittertsten Feinde, die Vierundzwanzig, die einst als Landesregenten aufzutreten gedacht, seien daselbst im Uebergewicht gewesen[2]). Wie dem auch sei: genug der Fürst stellte vor, welch eine Gefahr für das Gesammthaus darin liege, wenn ein Andrer, etwa König Ferdinand, mit den Ansprüchen von Böhmen die Acht gegen Johann Friedrich ausführe. Angeblich um dieser Gefahr zuvorzukommen billigten die Stände, daß die Landschaft des Churfürsten aufgefordert oder auch genöthigt werden solle sich dem Herzog zu ergeben.

Nun erst fühlte Moritz festen Grund unter seinen Füßen; unverzüglich eilte er nach Prag, um sich hier mit Ferdinand zu verständigen.

Ferdinand hatte bei den böhmischen Ständen ein ähnliches Ver-

1) Wahrhaftige Copey einer Schrift, so die ehrwürdigen Herrn Prediger zu Leipzig an Herzog Moritz gethan.

2) Ebeleben 22. Dec. — Das Bedenken der Landschaft an Herzog Moritz bei Hortleder II, III, c. 36.

fahren eingeschlagen, wie Moritz bei den sächsischen. Er hatte ihnen vorgestellt, die Anrechte der böhmischen Krone an die Landestheile, welche Johann Friedrich von derselben zu Lehen trage, seien in Gefahr, wenn Moritz die Acht gegen Johann Friedrich allein vollstrecke, indem er sich mit dem übrigen Lande auch dieser Lehen bemächtigen werde; wie dort der Landtag zu Freiberg, hatten hier Landoffiziere und Landrechtsbeisitzer den Beschluß gefaßt, daß man dies nicht geschehen lassen dürfe.

Die Stimme des Volkes erklärte hier und dort die Sache Johann Friedrichs für die bessere: den beiden Fürsten gelang es jedoch bei ihren Landständen zu bewirken, daß sie gegen ihn vorzuschreiten ermächtigt wurden.

Leicht verständigten sie sich selbst unter einander. Sie bestimmten, was einem Jeden von ihnen zufallen sollte [1]). Während Johann Friedrich dort bei Giengen die schwäbischen Reichsstädte und Würtemberg gegen den vordringenden Kaiser zu beschützen sich anstrengte, ward hier sein Land von eben dem, auf dessen Schutz er gerechnet, und dem Bruder des Kaisers getheilt. Schon ward auch die Würde, auf die er stolz war, eben diesem Vetter zugesprochen. Carlowitz ist es gewesen, der zuerst ein Formular dieser Uebertragung entworfen und es dem römischen König vorgelegt hat. Von dem ward es dem Kaiser zugesendet, und dieser hat es am 27. October in seinem Lager zu Sontheim ausfertigen lassen und unterzeichnet. Die Churwürde wird darin dem rebellischen Johann Friedrich feierlich abgesprochen und auf Denjenigen übertragen, der sich als ein Bekämpfer besagter Rebellion gezeigt habe. Mit großem Eifer hatte Ferdinand auf diese Ausfertigung gedrungen. Ohne die Uebertragung der Chur, sagte er, würde der Herzog den Vertrag, der jetzt mit ihm geschlossen worden, schwerlich ausführen: geschehe sie aber, so sei niemals wieder an eine Versöhnung zwischen ihm und Johann Friedrich zu denken.

Auch ließ Herzog Moritz nunmehr alle weitern Bedenklichkeiten fahren, jetzt war ihm alles gewährt, was er fordern konnte: die Oberherrlichkeit über die beiden Stifter, die Churwürde, der größte Theil der Lande seines Vetters: in der That nicht um einen geringen Preis verkaufte er seine Mitwirkung.

1) Tractat vom 14. October. Die Lehnshoheit über Schwarzburg und Reuß an den König: die übrigen Lehen an den Herzog, doch nicht ohne Entschädigung. Sollte der König ein Reichslehen erobern, so wollte er es wieder herausgeben, doch gegen Entschädigung.

Am 30. October überschritten die böhmischen Truppen die sächsische Grenze; ihre Stärke bestand besonders in der leichten Reiterei der Husaren, die im Kampfe gegen die Türken die Waffen führen gelernt: ohne Mühe warfen sie das in Eile zusammengeraffte voigtländisch-thüringische Landvolk auf den Höhen von Adorf über den Haufen. Ein allgemeiner Schrecken ergriff die friedlichen unbefestigten Städte der Nachbarschaft. Herzog Moritz versprach ihnen seinen Schutz, aber nur unter der Bedingung, daß ihm selber die Huldigung geleistet würde, wogegen er die Verflichtung übernahm, sie bei ihrer Religion zu schützen und sich gegen seinen Vetter aller Gebühr zu halten, wofern derselbe sich mit kaiserlicher Majestät versöhne. Diesen Vertrag nahmen sie an, eine nach der andern, auch Zwickau, auf das der Churfürst besonders gerechnet[1]). Hierauf unterwarfen sich Borna, Altenburg, Torgau. Der Herzog hatte sich mit seinem Kriegsvolk den Böhmen und Ungarn zugesellt. In Kurzem mußte das ganze Land in seine Hand fallen.

Hiermit erst traten die Gedanken, mit denen der Kaiser den Krieg unternommen, vollständig ins Leben. Die Nachricht von dem bei Adorf erfochtenen Vortheil traf am 6. November in seinem Lager ein[2]). Nicht mit Unrecht ließ er sie durch ein allgemeines Lösen seines größeren Feldgeschützes feiern. Sie mußte für den gesammten Krieg entscheidend werden.

Einen Augenblick schien es zwar, als würde die verstärkte Gefahr die Protestanten nur um so enger vereinigen. Auf Bitten der Kriegsräthe entschloß sich der Churfürst, nicht sogleich aus dem Felde zu weichen, der Sache noch einen Augenblick zuzusehen; aber gar bald zeigte sich, daß es doch nicht zu vermeiden sein werde.

Nässe, Kälte, schlechte Lebensmittel, einreißende Krankheiten hatten auch in dem protestantischen Lager allgemeinen Unmuth hervorgebracht. Der vornehmste Uebelstand aber war, daß alle Geldmittel erschöpft waren. Die oberländischen Städte hatten im Laufe des Feldzugs zum Theil 12, zum Theil 18 Doppelmonate erlegt; es zeigte sich, daß man mit dem Grundsatz den Krieg mit dem

1) Anforderung des Herzogs Moritz an Rath und Gemeine zu Zwickau. Schreiben von Plauen Hortleder II, III, 43. 44.

2) Diarium belli gesti anno 1546 (Br. A.) stellt die Ereignisse des 6. Nov. folgendergestalt zusammen: Capitanei apud Caesarem questi de pane, de pecunia, de lignorum inopia; consilium coeptum de munienda Lauginga; literae ab rege Romanorum de Plata et Gozgow occupata, item quod S. M. 1mo Nov. statuebat ire contra Zwicaviam.

Kämmereivermögen zu führen nicht weiter fortkommen könne. Die Kammerräthe zu Ulm, welche das Geldwesen besorgten, wußten keinen Rath mehr. Man war den Landsknechten einen, zwei, drei Monate schuldig; haufenweise liefen sie davon. Die Stände hatten Unterhandlungen mit Frankreich eröffnet: aber der König forderte, entweder sie sollten erst einen andern Kaiser ernennen, was in der Lage, in der sie sich befanden, auf keine Weise anging, oder sie sollten ihm die definitive Ueberlieferung von Boulogne auswirken, was nun vollends nicht in ihrer Macht stand: so mußte sich alles zerschlagen[1]).

Und konnte wohl der Churfürst seine Landsassen hier im Lager zurückhalten, während ihre eignen Besitzungen in ihrem Vaterlande angegriffen wurden?

Die Meinung erhob sich, daß man das Oberland durch ein Winterlager schützen, dem Kaiser indeß durch Besetzung eines oder des andern Stiftes, z. B. von Würzburg oder von Mainz, sowie durch Wiedereroberung der verlornen sächsischen Lande Schaden genug zufügen und auf das Frühjahr den Krieg mit frischen Kräften wieder erneuern könne.

Man sah sehr wohl und hatte oft überlegt, welche gefährlichen Folgen es haben müsse, wenn man sich trenne; allein man glaubte endlich, daß es nicht zu vermeiden und dabei doch die Sache noch keineswegs verloren sei; genug man faßte endlich diesen lange vermiedenen Entschluß[2]).

Montag am 22. November setzte sich das Lager bei Giengen in Bewegung; Dienstag, am 23. des Morgens, ward der Abzug vollzogen.

Der Kaiser, der seit den Nachrichten von den Ereignissen in Sachsen nichts anderes erwartete, mit seinem Lager schon eine Strecke Weges näher gekommen war und täglich kleine Anfälle machen ließ, erschien am ersten Abend in Person mit einigen Reitergeschwadern; aber auch der Landgraf hatte nicht versäumt sich vorzubereiten: von einer günstigen Stellung auf einer Anhöhe begrüßte er den Vorrückenden mit seinem Geschütz. Der Kaiser eilte zurück, brachte in

1) Instructionen und Relationen des Johann Sturm, der im August und October 1546 nach Frankreich geschickt wurde, im Weim. Arch.

2) „Als wir", sagt der Landgraf in einem Briefe vom 16. December, „vorrukter Tag vor Giengen von wegen unfletigs wetters, Keld, Mangels Fütterung und andren unrichtigkeit mit dem Kriegsvolk lenger nit haben pleiben konnen, sondern der unvermeitlichen notturft nach abziehen müssen."

der Nacht auch sein Fußvolk in Bewegung und erhob sich zur Verfolgung seiner Gegner; aber sei es nun, daß die Protestanten sich zu früh davongemacht, wie man auf seiner Seite sagte, oder daß er vielmehr zögerte, wie diese behaupteten, denn von ihnen sei allerdings der helle Tag erwartet worden; genug, er erreichte sie nicht.

Es bezeichnet ganz gut den schlechten Zustand, in welchem beide Theile waren, und die gegenseitige Achtung, die sie einander eingeflößt, daß die Protestanten die Meinung aussprachen, sie würden alle verloren gewesen sein, wenn sie der Kaiser an dem ersten Abend ernstlich angegriffen hätte; während es die italienischen Berichte als ein Glück für den Kaiser betrachten, daß er die Abziehenden des andern Tages nicht erreichte: wäre es zu einem Treffen gekommen, so wäre er wahrscheinlich selber geschlagen worden.

Wie sie einander gegenüber gestanden, ein Theil dem andern gewachsen, jeder gleich unangreifbar, so wichen sie jetzt von einander.

Daß dies aber geschah, daß die Protestanten es waren, die das Feld verließen, darin lag nun doch ein unermeßlicher Vortheil des Kaisers. Die Häupter des Bundes waren gekommen, um die minder mächtigen Stände des Oberlandes gegen ihn zu schützen: jetzt überließen sie ihm den Platz.

Der Umgebung des Kaisers war es wie ein Traum. Noch so eben hatten sich Alle im elendesten Zustand, dem Verderben nahe gefühlt: mit Einem Male sahen sie, daß sie die Herren im Felde waren[1]).

Ein späterer großer Fürst und Feldherr sagt, in großen Angelegenheiten gebe allein Beharrlichkeit den Ausschlag. Ein Grundsatz, dessen Wahrheit selten ein Feldzug so gut bewiesen haben wird wie dieser. Nachdem Carl V nur einmal nach langem Zögern zum Entschluß gekommen, ist auch unter den mißlichsten Umständen kein Schwanken noch Zagen in ihm zu bemerken gewesen: weder als er fast unbewaffnet in Regensburg lag, noch der Uebermacht der feindlichen Geschütze bei Ingolstadt gegenüber, noch in den Widerwärtigkeiten des Lagers von Sontheim: er zeigte immer eine großartige Ruhe und Siegeszuversicht.

1) Mocenigo: In un tratto Cesare, che pochi dì inanzi si ritrovava a pessimo partito, restò signore della campagna: la qual cosa ancora a quelli che erano sul loco pareva un insogno. Aus einem Schreiben Pagets vom 7. Dec. (Statep. I, 886) ergiebt sich, daß man in England an den Abzug der Protestanten anfangs gar nicht glauben wollte.

Die Hauptsache that dabei ohne Zweifel die politische Ueberlegenheit, deren er sich bewußt war. Es giebt auch eine politische Strategik: durch diese waren die Protestanten besiegt, ehe der Krieg noch begann. Daß sie die Mittel und Wege ihres Feindes nicht kannten, machte sie verworren und unschlüssig. Als sich dieselben endlich entwickelten, mußten sie verzweifeln, ihre Stellung zu behaupten, und wichen aus dem Felde.

Drittes Capitel.

Aussöhnungen und Unterwerfungen.

December 1546.

Indem die Fürsten des Bundes die Donaugegenden verließen, meinten sie, wie gesagt, keineswegs ihren Widerstand fallen zu lassen. Ihre Absicht war, das Oberland durch ein Winterlager von 6000 M. z. F. und etwa 1500 z. Pf., das bei Elwangen aufgeschlagen werden sollte, und durch eine gute Verwahrung der würtembergischen Steige und Alpen zu beschützen. Indessen dachten sie wohl in den stiftischen Gebieten noch etwas auszurichten; Johann Friedrich zweifelte nicht, daß er sein Land sofort wieder einnehmen werde.

Schon hatten die Städte bewilligt, anderthalb Monat einer neuen Anlage aufzubringen; außerdem aber war man übereingekommen, eine allgemeine Contribution unter dem Namen eines gemeinen Pfennigs auszuschreiben.

Auch die auswärtigen Angelegenheiten gewannen nunmehr einen bessern Anschein.

Im Juni hatten England und Frankreich Frieden gemacht, und die beiden Könige begannen den Gang der Dinge in Deutschland, der auch für sie sehr gefährlich werden konnte, besser ins Auge zu fassen. Schon im Lager von Giengen war viel von einer Geldsumme die Rede, welche in Lyon flüssig gemacht werden und den Protestanten zu Gute kommen sollte [1]). Jetzt erschien ein französischer Gesandter bei Johann Friedrich, um unter den nöthigen Versicherungen für die Rückzahlung noch andere Geldunterstützung zuzusagen.

1) Sleidanus XVIII. Ausg. von Am Ende II, 357. Adriani 202.

Und diesem politischen Interesse trat das religiöse zur Seite. Unter der Hand wandten sich die Oberländer an die Eidgenossenschaft, zunächst nur, um eine ernstliche Verwendung der Tagsatzung zu erlangen, jedoch nicht, ohne auch das Wort Einigung verlauten zu lassen. Im Osten näherten sich Preußen und Dänemark.

Der Kaiser war in diesem Augenblick Meister im Felde: seine Unternehmung aber hatte er noch bei weitem nicht durchgeführt: Sieger konnte er sich noch lange nicht nennen. Die Protestanten durften hoffen, ihm im nächsten Frühjahr erfrischt und verstärkt, besonders auch wieder mit Geld versehen, im Felde zu begegnen.

Es leuchtet ein, daß für ihn alles daran lag, dies zu verhindern.

Da kam ihm nun von Anfang an zu Statten, daß die Protestanten nicht, wie sie beabsichtigt, sich in Franken festsetzten. Der Landgraf eilte nach Hessen voraus. Der Churfürst führte das Heer auf weiten Umwegen über Heilbronn und Neckarsulm, wo er ein paar Tage verweilte, nach der Bergstraße, dem Stifte Mainz, der Abtei Fulda[1]). Er nahm die Gelegenheit wahr, sich von den Prälaten zu Aschaffenburg und Fulda starke Brandschatzungen zahlen zu lassen, mit denen er seine Truppen einigermaßen befriedigen konnte; aber seines Bleibens war nirgend: jeden Tag erhielt er aus seinem Lande Nachrichten von größern Verlusten und dringendern Gefahren; dahin eilte er unverzüglich zurück.

Hiedurch bekam der Kaiser, der gleich nach dem Abzug Giengen, Nördlingen, Rothenburg besetzt hatte, und jetzt keinen Feind weiter erblickte, die beste Gelegenheit, sich gegen die bei weitem wichtigeren schwäbischen Städte zu wenden.

Und hier hatte er wieder den Vortheil, daß der Abschied von Giengen nicht ordentlich zur Ausführung gebracht wurde.

Vor allem: die Reiter, deren man, wie wir wissen, dort zu Lande hauptsächlich bedurfte, waren nicht zurückgeblieben, wie man verabschiedet hatte. Landgraf Philipp behauptet, das habe darin seinen Grund, daß man denselben von städtischer Seite zu geringen Sold geboten.

Dann war das Winterlager überhaupt gar nicht zu Stande gekommen.

Der Bürgermeister und die fünf Geheimen von Ulm behaupten, der Fehler habe an den übrigen Städten gelegen, welche ihre Ein-

1) Nach einem Schreiben von Heilbronn an Ulm.

willigung nicht zugeschrieben. Es ist ihnen wohl entgegnet worden, es hätte keines Zuschreibens bedurft, da der Beschluß an sich klar gewesen sei. Der Grund des Uebels lag darin, daß Ulm keine Neigung hatte, neue Vorschüsse und Auslagen zu machen, die ihm früher nur säumig waren wiedererstattet worden.

Ueberhaupt ließ sich in dieser Stadt, die bisher die religiöse Angelegenheit mit dem größten Eifer gefördert, eine gewisse Verstimmung bemerken, die sich von den Bürgern auch auf die anwesenden Bundesgesandten ausbreitete. Man berichtete dem Kaiser, man habe sie mit gesenkten Köpfen, mit allen Zeichen des Mißverständnisses und der Entmuthigung von dem Rathhaus kommen sehen.

Dahin nun konnte das den Kaiser nicht führen, daß sich etwa auch Ulm und Augsburg, wie Heilbronn und Hall thaten, auf eine gefahrdrohende Bewegung seiner Truppen ihm unterworfen hätten. Waren aber nicht die Dinge vielleicht dazu angethan, um einer Unterhandlung und billigen Mitteln Eingang zu verschaffen?

Den Fürsten, die ihn jetzt auch persönlich beleidigt, hatte Carl das Verderben geschworen: im Lager von Sontheim hatte er nicht mehr vom Churfürsten und Landgrafen, sondern nur von Johann Friedrich von Sachsen, Philipp von Hessen hören wollen; mit den Städten aber, die sich früher immer gut kaiserlich gezeigt, konnte er wohl auf die Eröffnungen zurückkommen, die er ihnen vor dem Kriege gemacht hatte.

Städtischer Seits glaubte man über die Fürsten, besonders den Landgrafen, gerechte Beschwerde führen zu können: die erwähnte Anfrage derselben bei dem Kaiser schien auch zu eignen Unterhandlungen zu ermächtigen[1]).

Ohne Zweifel bildete es ein weiteres Motiv für sie, daß der Schmalkaldische Bund in Kurzem zu Ende ging und seine Erneuerung unter den obwaltenden Umständen die größten Schwierigkeiten darbot.

Durch die Vermittelung zwei geborner Ulmer, David und Johann Baumgärtner, welche Blutsverwandte des Ulmischen Bürgermeisters Georg Besserer waren und in dem besten Verhältniß mit Granvella standen, geschahen die ersten Eröffnungen.

Ein Gedanke, der anfangs angedeutet worden, als sei es um eine gemeinschaftliche Unterhandlung mit sämmtlichen oberländischen

1) Durch Vermittelung Sr. K. H. des Kronprinzen von Würtemberg sind mir vier starke Convolute aus dem Ulmer Archiv, Schmalkaldische Religionsacta, mitgetheilt worden, auf die ich die folgende Darstellung gründen konnte.

Fürsten und Städten zu thun, ward doch bald darauf von den kaiserlichen Ministern verworfen. Nicht mit dem Bund, auch nicht mit einem Theil desselben, sondern nur mit einzelnen Ständen wollten sie zu schaffen haben. Einen nach dem andern hofften sie herbeizubringen; zum Anfang hatten sie sich eben Ulm ausersehen.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage dieser Stadt näher, so war sie folgende.

Von der protestantischen Seite liefen täglich neue Anmuthungen ein. Johann Friedrich forderte Mitversicherung der von Frankreich angebotenen Summen; Philipp rieth eine Unternehmung auf einige minder gut besetzte Plätze an der Donau; Augsburg trug auf gemeinschaftliche Besetzung von Mindelheim an; Eßlingen rief um Hülfe. Indessen rückten ein paar noch unbezahlte Fähnlein des Bundesheeres geradezu in das Ulmische Gebiet, um die Rückstände ihres Soldes gleichsam mit Gewalt einzutreiben.

Dagegen ließen es die Kaiserlichen nicht an Drohungen fehlen: Einziehung und Vergabung der Herrschaften auf dem Lande; förmliche Belagerung, die vollends alles verderben müsse, zu der schon die Kanonen von Rothenburg im Anzuge seien. Würde dagegen die Stadt sich fügen, so versprach man ihren Kaufmannsgesellschaften die Wiedereröffnung aller kaiserlichen und königlichen Lande, Herausgabe aller festgehaltenen Waarenballen, die Gnade und Huld des Kaisers [1]).

„Vor eurer Thüre“, schrieb ihnen der Ferdinandeische Rath Georg Gienger, „stehen Friede und Krieg, Glück und Unglück, Segen und Fluch. Zwischen denen habt ihr zu wählen“.

Man wird es einer deutschen Commune schwerlich zutrauen, daß sie unter solchen Umständen festhalten sollte. Hingebung Aller ohne Ausnahme und die entschlossenste Führung hätten dazu gehört.

Auch das aber wird man von einer Commune dieser Zeit nicht erwarten, daß sie, nachdem sie den Krieg bestanden, das große Interesse, um deßwillen sie ihn unternommen, hätte vergessen sollen.

Die ersten Vorschläge, welche Granvella machte, wurden zurückgewiesen, weil darin der Religion nicht gedacht worden. Die Fünf erklärten, ihre Absicht sei nie eine andere gewesen, als sich vor dem Gehorsam und Glauben des Papstes zu schützen; der gemeine Mann

1) „Wir haben in unser Capitulation ayns notigen artigkls vergessen, nämlich das Ewrn Gesellschaften Kaufleuten und hantirenden Bürgern der kf. kön. Mt. Lande wider geoffnet und alle hantirung massen wie vor diesem krieg zugelassen auch was inen arrestirt wäre wieder relaxirt würde“. (Giengen 2. December.)

in der Stadt werde Leib und Leben, Gut und Blut lieber wagen, als davon ablassen. Mit den zweideutigen Versicherungen, welche im Anfang des Krieges gemacht worden, wollten sie sich noch immer nicht begnügen.

Auch nach dem gefährlichen und siegreichen Feldzuge, den der Kaiser gemacht, stellte sich ihm doch die religiöse Forderung, die er zu beseitigen gedacht, wenn nicht mit der alten Heftigkeit, doch mit Energie entgegen.

Churfürst Friedrich von der Pfalz, der in diesen Tagen in die Nähe gekommen, hauptsächlich um seine Theilnahme am Kriege mit der Geringfügigkeit derselben — er hatte nur dem Herzog von Würtemberg kraft alter Tractate ein paar hundert Mann zugeschickt —, zu entschuldigen, entwickelte dem Kaiser, wie leicht sich ihm Deutschland jetzt unterwerfen werde, wenn er Gnade ergehen lasse, hauptsächlich in Einem Artikel, dem der Religion. So tiefe Wurzeln habe die neue Lehre in Hohen und Niedrigen geschlagen, daß es nicht mehr möglich sei, sie zu vertilgen. Alles rufe ihn an, nur in diesem Punkte keine Gewalt auszuüben: in jedem andern wolle man Gehorsam beweisen.

Es war, wie wir wissen, eben der Punkt, auf den es dem Kaiser am meisten ankam. Allein auch jetzt noch war er nicht in der Lage, geradezu damit durchzugreifen.

Herzog Ulrich, dem nun auch Eröffnungen waren gemacht worden, forderte ebenfalls „bei der wahren evangelischen Lehre erhalten zu werden".

Einen zweiten Vorschlag, den Granvella vorlegen ließ, wiesen die Ulmer, zwar auch wegen einiger Bestimmungen über den Gehorsam gegen den Kaiser, die man verfänglich fand [1]), hauptsächlich

1) Nach Granvella's Vorschlag sollten die Bürger versprechen, bei dem Kaiser, als ihrer höchsten und ainigen ordentlichen Obrigkeit, alle Zeit als gehorsame Unterthanen zu bleiben: nie wieder einen Bund zu machen, ohne daß der Kaiser und das Haus Oestreich darin begriffen oder vorbehalten wären; dem Kammergericht zu gehorchen, wie es der Kaiser bestellen würde. Die Ulmer ermäßigten diese Bedingungen sämmtlich nach den im Reiche herkömmlichen Formeln. Nur nach dem alten Eide z. B. wollten sie Carl dem Fünften Gehorsam versprechen, „als einem römischen Kaiser, sie als eine getreue und gehorsame Stadt Ihr Majestät und des römischen Reiches"; „einem Kammergericht würden sie gehorchen, wie es der Kaiser mit den Ständen einrichten werde"; u. s. w. Auch weigerten sie sich, der Achtserklärung gegen Sachsen und Hessen in aller Form anzuhangen, wie es der Kaiser forderte: es schien ihnen ihre eigne Aechtung darin zu liegen.

aber wegen der Religion, von sich. Sie forderten die Zusage, bei der Religion, die sie angenommen und noch haben, ruhig gelassen zu werden bis auf ein freies christliches Concil in deutscher Nation, zu der alle Stände berufen und dabei gehört würden.

Johann Baumgärtner erschrak nicht wenig über diese Forderung, als welche nicht bewilligt werden könnte, und rieth ihnen nochmals unbedingte Unterwerfung.

Bei Granvella jedoch machten diese Erinnerungen ihren vollen Eindruck. Er sah wohl, daß er ohne religiöse Zugeständnisse keinen Schritt weiter kommen könne.

Und gab es nicht ein leichtes Mittel, hierüber eine vorläufig befriedigende Bestimmung zu treffen? Die Ulmer selbst haben darauf aufmerksam gemacht, daß man ihnen die Zusicherung, wenn sie nicht in den Tractat zu bringen sei, in einer Nebenverschreibung gewähren möge, wie solche dem Herzog Moritz und den brandenburgischen Fürsten zu Theil geworden.

Am 12. December hatten die Ulmer den Gegenentwurf eingereicht, der ihre Forderungen enthielt: am 13. erwiederte Granvella, nicht allein gedenke der Kaiser sie nicht weiter zu verpflichten, als nach den alten Eidesleistungen, sondern überdies in dem Artikel des Glaubens halber solle es keinen Mangel haben: der Kaiser werde ihnen in einer Nebenversicherung zusagen, sich darin gegen sie zu halten, wie gegen Herzog Moritz und die Fürsten von Brandenburg.

Nur fügte er hinzu, daß der Kaiser dies nicht als eine eigentliche Bedingung ansehen wollte: es würde sonst den Schein haben, als habe er den Krieg doch der Religion wegen unternommen. Nach Granvella's Wunsch sollte es so aussehen, als habe der Kaiser nie etwas anderes beabsichtigt.

Baumgärtner rieth ohnehin: nicht eigentlich eine Capitulation auf bestimmte Artikel, sondern nur „einen heimlichen Verstand" mit dem Kaiser zu schließen: ihm zu vertrauen, wie ja den beiden Hauptleuten des Bundes vertraut worden sei.

Und hierauf nun gingen Bürgermeister und Fünf der Stadt Ulm ein. Allerdings waren sie weit entfernt von dem Ziele, welches ihnen im Beginn des Krieges vorgeschwebt; allein die Ungewißheit, ob dies überhaupt jemals zu erreichen, verleidete ihnen die Beschwerden und Gefahren des Krieges: sie glaubten mit Zugeständnissen, die so mächtigen Fürsten genügten, zufrieden sein zu können.

Am 14. December ward der Rath versammelt und ihm zum ersten Mal von den bisherigen Verhandlungen Nachricht gegeben.

Der Rath beschloß, ganz wie man ihm vorschlug, sich „in höchster Unterwürfigkeit“ vor dem Kaiser zu demüthigen, und ohne alle weitere Disputation Sr. Majestät auf die Versicherung der Religion, wie sie gegen Herzog Moritz und Brandenburg geschehen, zu vertrauen.

Der Bürgermeister Georg Besserer und Jos Weikmann, damals einer der in den weitesten Verbindungen stehenden Ulmer Kaufleute, wurden zu Gesandten gewählt, um die Sache zu Ende zu bringen. In Neresheim gesellte sich ihnen David Baumgärtner zu, der sich als der Begründer dieser Sache betrachtete, und ihnen „durch das geheime Mittel“, das er nicht weiter entwickelt, bei Granvella nützlich zu sein versprach. Einige Tage mußten sie auf das sichere Geleit warten; am 22. December früh trafen sie in Hall ein, wo sich der Kaiser und seine Räthe befanden: den ganzen Tag unterhandelten sie mit Granvella. Die Differenzen betrafen jetzt weniger die Religion, als die Ausgleichung mit den in Nachtheil gerathenen Geistlichen; die Geldzahlung, die der Kaiser zu eigner Schadloshaltung forderte; die weitere Unterhandlung mit andern Ständen: sie konnten nicht alle geschlichtet werden. Da aber der Kaiser am 23. December Hall zu verlassen gedachte, entschlossen sich die Gesandten nichtsdestominder, den Act der Demüthigung zu vollziehen, zu welchem sie von dem Rath der Stadt bevollmächtigt waren. Der Kaiser nahm sie in seine Huld wieder auf, fügte aber hinzu, „wenn er der Stadt weiter in Gnaden etwas auflege, so versehe er sich eines solchen Gehorsams, daß er dadurch zu fernern Gnaden bewogen werde“.

So weit aber ging ihr Zutrauen doch nicht, daß sie sich nicht Gewißheit darüber hätten verschaffen sollen, welche Bedingungen der Kaiser hiemit meine. Nach ihrem Bericht waren es folgende: Verzichtleistung auf den Schmalkaldischen Bund, und Versprechen, in keinen andern zu treten, in welchem nicht der Kaiser und der König mitbegriffen seien — Zurückgabe alles dessen, was seit dem Anfange des Krieges Geistlichen oder Weltlichen entrissen worden — Entlassung des Kriegsvolks — Gehorsam gegen das im Reich aufzurichtende Kammergericht — eine Geldstrafe. Was aber die Religion als den vornehmsten Punkt anbelangt, sagen sie, so habe sich der Kaiser erboten, „einen ehrsamen Rath bei seiner habenden Religion bleiben zu lassen, sowie Herzog Moritz, Herzog Erich und das Haus Brandenburg, und ihn weder mit dem Schwert, noch mit andrer Gewalt davon zu bringen“.

So geschah, daß sich die mächtige Stadt, welche als der Heerd

der gesammten Bewegung im Oberland hatte angesehen werden können, dem Kaiser unterwarf.

Für diesen Fürsten war dies einem neuen Siege gleich. Die Kette des Schmalkaldischen Bundes war in ihrer Mitte gesprengt und ein Beispiel des Abfalls aufgestellt, welches nothwendig Nachfolge finden mußte. Ulm selbst bot die Hand zu Unterhandlungen mit den übrigen oberländischen Städten; Anfang Januar versammelten sich hier die Gesandten derselben, wenigstens zum Theil ganz bereit — vor allen Memmingen und Biberach —, sich ebenso auszusöhnen, wie Ulm gethan.

Auch war das unvermeidlich, da Ulm eine der wichtigsten militärischen Positionen für das gesammte obere Deutschland darbietet. Würtemberg wie Augsburg geriethen dadurch in unmittelbare Gefahr. Der Kaiser ward durch die gute Luft, die ihm die Baumgärtner rühmten, veranlaßt, selbst ein paar Wochen in Ulm Wohnung zu nehmen.

Ueberdies eröffneten sich auf diesem Wege pecuniäre Hülfsquellen. Der kaiserliche Hof faßte den Gedanken, Niemand zur Aussöhnung zuzulassen, der nicht dem Kaiser eine ebenso große Abtragssumme zahle, als dieser im Kriege wider ihn aufgewendet. So wörtlich ließ sich das nun nicht ausführen, aber nicht weit davon entfernt war es wenigstens, wenn Ulm 100000 G. zahlen mußte. Es schien kein Vortheil, wenn der Kaiser ein ansehnliches Geschütz sammt Pulver und Munition als Abschlag annahm [1]). So zahlte auch Heilbronn 20000, Eßlingen 40000, Reutlingen 20000 G. Man nahm den Grundsatz an, daß von jedem Hundert G. Vermögen der Bürger 1 Gulden Abtrag gezahlt werden müsse. Hätten sie sich entschlossen, nur die Hälfte davon in das Lager von Giengen zu zahlen, so wäre es nie so weit gekommen.

Unter diesen Umständen konnte nun auch der Herzog von Würtemberg sich nicht behaupten.

Es scheint, als habe er anfangs, als noch von einer gemeinschaftlichen Unterhandlung für die gesammten Oberlande die Rede war, erträglichere Bedingungen hoffen können: wenigstens hielt Granvella den Rath des römischen Königs, Doctor Gienger, ausdrücklich deshalb von dem Geschäfte fern, damit er nicht die Ansprüche seines

1) Nur so ist es zu verstehen, daß sie 100000 G. gezahlt. Nach der Copie der kaiserlichen Quittung vom 20. März zahlten sie 80126 G. 47 Kr. baar; sie gaben ferner 11 Stück auf Rädern, 900 C. Pulver, 1200 Kugeln, „so alles an Geld macht 14873 G. 13 Kr.“ — dieses alles mache 100000 G. Statt 80126 muß es wohl heißen 85126 G.

Herrn zu unbequemer Zeit rege mache; allein da jene Unterhandlung sich zerschlug, Ulm sich unterwarf, ergingen gegen ihn, und zwar an demselben Tag, da dies geschah, die härtesten Drohungen, und die kaiserlichen Truppen rückten in sein Gebiet ein. Der Herzog entwich nach Hohentwiel, und ließ durch seinen Canzler Gültlinger Bedingungen der Unterwerfung vorschlagen; aber der Kaiser wies sie zurück und legte selbst einen Vertrag vor, auf dessen unverweilter Annahme er bestand. Der Herzog sollte 300000 Gulden zahlen, eine Hälfte in 14, die andre in 25 Tagen, seine festen Häuser Hohenasperg, Schorndorf und Kirchheim kaiserlichen Truppen einräumen, ohne daß eine Zeit der Rückgabe bestimmt worden wäre, und vor allem dem König Ferdinand wegen aller Ansprüche, die er an den Herzog machen könne, Rede stehen. Noch ein Glück, daß wenigstens der Cadanische Vertrag bestätigt ward, der das Bestehen des Landes und die Religion sicherte [1]). Herzog Ulrich mußte sich selbst zu persönlicher Abbitte herbeilassen. Als der Kaiser in den Saal eintrat, wo diese geschehen sollte und der Fürst seiner wartete, ging er an ihm vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Nach vollzogener Ceremonie sprach er seine Verzeihung aus, nicht ohne eine Warnung hinzuzufügen.

Hierauf konnte auch Augsburg nicht länger widerstreben. Aus dem Briefwechsel der dreizehn Verordneten des Krieges mit Ulm sehen wir zwar, mit wie vielem Muth und gutem Willen man dort die Wendung der Angelegenheiten lange Zeit ansah: man wollte nicht zugestehen, daß der Krieg schlecht geführt worden sei; von Fremden werde wohl der Widerstand bewundert, den man dem mächtigen Kaiser geleistet habe: sei es wirklich wahr, daß die niedersächsischen Städte ihrer Pflicht nicht nachgekommen, so möge man sie das verantworten lassen und nur selber zur Sache thun, die gefaßten Beschlüsse auszuführen [2]). Der tapfere Kriegsmann Schärtlin vermaß sich, die Stadt Jahr und Tag zu halten, derweil könne dann Deutschland Athem schöpfen und sich rüsten: sollte es ja zuletzt schlecht gehen, so werde man noch nach Jahrhunderten in den Chroniken lesen, daß Andere sich ohne Noth ergeben, Augsburg aber für das göttliche Wort und die deutsche Freiheit bis zuletzt muthig gestritten: an leidlichem Vertrag werde es auch dann nicht fehlen. Aber all-

1) Nach einem Schreiben Granvellas ward der Vertrag am 7. Januar „absolvirt“.

2) Schreiben vom 22. December 1546. (Ulmer Acten.)

mählig machte sich auch hier der Einfluß der großen Kaufherren bemerklich, die sich anfangs entfernt hatten, jetzt aber wiederkehrten: Anton Fugger, Schwager Hans Baumgärtners, ward mit der Unterhandlung beauftragt, und am 29. Januar 1547 unterwarf sich auch Augsburg. Es mußte 150000 G. zahlen, 12 Stück Geschütz, eine kaiserliche Besatzung aufnehmen, und was dem mehr ist: in Hinsicht der Religion sich mit der mündlichen Versicherung Granvella's begnügen, daß es bei dem jetzigen Zustand derselben sein Verbleiben haben solle.

Indessen war auch schon in weiterer Ferne ein nicht minder bedeutender Abfall von der protestantischen Sache erfolgt. Als der Graf von Büren mit dem niederländischen Volk, das er nach Hause führte, in die Nähe von Frankfurt gelangte, regte sich in dieser Stadt ebenfalls eine mächtige Partei, die auf unverweilte Aussöhnung drang. Die Zünfte und die Prediger waren dagegen; allein die Mehrheit des Rathes erklärte sich dafür. Die Mannschaften des Grafen sahen nicht sehr streitbar aus, sie waren von Krankheit heimgesucht, Belagerungsgeschütz führten sie nicht bei sich; dessenungeachtet ergab sich ihnen eine wohlbefestigte, mit allen Bedürfnissen auf lange Zeit versehene Stadt. Der Grund war die Ueberzeugung, daß der Kaiser doch zuletzt den Platz behalten und an Allen, die sich nicht bei Zeiten unterworfen, Rache nehmen werde. Namentlich fürchtete Frankfurt den Verlust seiner Messen, und ich finde in der That, daß die Stadt Worms sich schmeichelte, dieselben an sich zu ziehen. Der Graf versprach sein Fürwort auch in Hinsicht der Religion: er würde dem Kaiser selbst nicht länger dienen, wenn diese angegriffen werden sollte. Schon am 29. December zogen die Kaiserlichen in Frankfurt ein; am 21. Januar 1547 leisteten die Bürger dem Kaiser einen neuen Huldigungseid [1]).

Und unter diesen Auspicien ward nun auch die große Angelegenheit, die den Ausbruch des Krieges hauptsächlich mit veranlaßt hatte, die Cölnische, zu Ende gebracht.

Es ist ganz in der Art und Weise der Regierung Carls V, daß die päpstliche Excommunication gegen den Erzbischof schon im April 1546 ausgesprochen war, der Kaiser aber sich wohl gehütet hatte, ihr Folge zu geben. Auf dem Wege nach Regensburg hatte er noch einmal die Vertrautesten vom Clerus seiner Hülfe versichern, den Rath in seiner streng katholischen Haltung bestärken lassen; den

1) Kirchner Geschichte von Frankfurt II, 128.

Erzbischof hatte er aufs neue gewarnt, aber ihn übrigens glimpflich behandelt. Man wußte wohl, daß Hermann seine Gesandten auf die Zusammenkünfte, später ins Lager der Protestanten geschickt, daß dagegen protestantische Abgeordnete bei ihm gewesen, sein Geschütz, seine Vertheidigungsmittel überhaupt untersucht hatten. Wäre er so entschieden bedroht worden, so würde er sich doch vielleicht zu einer ernstlichen Anstrengung seiner Kräfte ermannt haben, die er bisher vermied und die vielleicht ein Gewicht in die Wagschale hätte werfen können. Man muß wohl urtheilen, daß er es auch so hätte thun sollen. Denn wie die Sachen zwischen ihm und dem Kaiser nun einmal standen, so durfte er nicht zweifeln, daß seine Existenz von dem Erfolg der protestantischen Waffen abhing. In demselben Moment, wo sich das Glück im Feld für den Kaiser entschieden, im November, ward dem Erzbischof die gegen ihn ergangene Sentenz kund gethan. Mochte er dagegen immerhin seine alten Einwendungen wiederholen, sowie die ersten Unterwerfungen in Schwaben erfolgt, schickte der Kaiser sich an, die päpstliche Sentenz zu vollstrecken. Aus seinem Feldlager in Schwaben entsandte er zu dem Ende seinen Commissarius Viglius van Zuichem, dem sich der Gouverneur von Geldern, Graf Hochstraaten, zugesellte, nach Cöln.

Worauf hiebei Alles ankam, das war die Haltung, welche die Stände des Erzstiftes, die sich ihrem Fürsten zugesellt hatten, behaupten würden. Sie wurden auf den 24. Januar 1547 zu einer Versammlung nach Cöln eingeladen.

Es wäre noch immer sehr möglich gewesen, daß der Moment der Krise zu einer lebhaften Manifestation für den Erzbischof bewogen hätte, wodurch vielleicht eine günstige Bewegung selbst in der Stadt, wo noch Viele für denselben waren, hervorgerufen worden wäre. Gab es doch auch hier Beschwerden gegen die Geistlichkeit genug, welche eben bei dem Wechsel der Regierung zur Sprache kommen mußten.

Die Sorge der Commissarien ging nun dahin, jede Bewegung zu vermeiden, ihren Auftrag ganz im Frieden zu vollziehen.

Die Absicht des Churfürsten war, zu dem anberaumten Tage selbst in der Stadt zu erscheinen. Die Commissarien stellten dem Rathe vor, daß daraus leicht eine Bewegung des gemeinen Volkes, eine „Verstörung und Verhinderung ihrer Commission" erfolgen könne, und baten, den Fürsten durch ein förmliches Schreiben von seiner Absicht abzumahnen, weil sie keinen Auftrag an ihn hätten. Obwohl das Schreiben, das einer der Bürgermeister in diesem Sinne aufge-

setzt, bei dem Rathe nicht durchging, aus formellen Anständen, so hörte doch der alte Herr so viel von den gegen ihn getroffenen Vorkehrungen, daß er vorzog wegzubleiben.

An seiner Stelle erschienen Abgeordnete, mit dem Auftrag, wie sie erklärten, „ihre Nothdurft vorzuwenden, und, wenn es nöthig eine Appellation aufzuschlagen“; die kaiserlichen Commissarien wiederholten aber die Einwendungen, die sie gegen die Anwesenheit des Fürsten erhoben, auch gegen die Vergleitung seiner Abgeordneten: diese würde den Gegnern nur Muth machen, und was könne daraus entstehen, wenn ihnen gestattet werde, zu einer feierlichen Appellation zu schreiten? Die Bürgermeister folgten auch hierin ihrem Rathe.

So geschah, daß die Stände sich ohne ihren Fürsten und dessen Räthe versammelten.

Die Versammlung fand im hohen Chore des Domes statt: auf der einen Seite standen die kaiserlichen Commissarien, und etwas tiefer die clevischen Räthe, die eben zu diesem Act herbeigekommen; auf der andern der Coadjutor in seinem Röckel und Beff, und die Mehrheit der Domcapitularen; in der Mitte die weltlichen Mitglieder der Ständeversammlung. Nachdem die Heil.-Geist-Messe gesungen war, eröffnete Dr. Viglius die Verhandlungen mit einer ausführlichen Proposition, in welcher er davon ausging, daß durch die Excommunication des Papstes alle Unterthanen des Stifts vom Gehorsam gegen den bisherigen Erzbischof entbunden seien; dahin laute auch ein kaiserliches Decret, wenn nicht der Erzbischof von seinem Vornehmen ablasse, wovon man wisse, daß er es nicht gethan[1]); und da nun schon längst das Stift mit einem Coadjutor versehen sei, der den Ständen bereits vorgestellt und von ihnen angenommen worden, so sei des Kaisers ernstlicher Wille, daß der Coadjutor von den Ständen als erwählter Erzbischof und natürlicher Fürst anerkannt und ihm aller Gehorsam geleistet werde.

Afterdechant und Capitel versäumten nicht, auch von ihrer Seite eine förmliche Präsentation des Coadjutors den Ständen vorzutragen.

1) Quod Sua M. in decreto suo imperiali status omnes a juramento, promissionibus et obligationibus quibuscumque, ubi decreto huic ille non paruerit aut contravenerit, quod ipsum fecisse notorium, censuerit liberandos et relevandos, . . et nunc insuper summus pontifex lata sententia eosdem omnes ab universis juramentis et obligationibus absolverit, censeatque S. Maj. et velit, easdem obligationes omnes transferendas ac praestandas ipsi domino praesentato. (Aus der Proposition. Brüsseler A.)

Die Stände waren jedoch nicht sogleich dieser Meinung. Die clevischen Räthe und die kaiserlichen Commissarien unterhandelten mit ihnen den ganzen Tag, aber sie blieben dabei, obwohl sie der Kaiser und der Papst ihres Eides entbunden, könnten sie doch als ehrliche Deutsche sich desselben noch nicht erledigt erachten, wofern nicht ihr alter Fürst einwillige und ihnen ausdrücklich die Erlaubniß gebe, sich einem neuen Herrn zu unterwerfen. Sie forderten eine Frist, um dessen Meinung zu vernehmen. Schon ward das Volk ungedauldig, das sich — mit dem Rathe der Stadt keineswegs ganz einverstanden, wiewohl durch dessen Strenge bisher im Zaum gehalten —, in Harnisch und Wehr um den Dom gesammelt hatte[1]).

Eben darum ließen sich auch Commissarien und Capitel durch keinen Widerspruch abhalten, den Coadjutor wirklich einzusetzen. Unter dem Gesange des Te Deum, von der Orgel begleitet, ward Adolph von Schaumburg auf den Hochaltar gesetzt und dem Volk als der neue Erzbischof dargestellt.

Wohl sah nun Hermann von Wied, daß er sich nicht behaupten würde. Was konnte ihm auch, einem achtzigjährigen Greise, gesinnt wie er war, und nur noch lebend in religiösen Gedanken, so viel daran liegen? Er faßte die Absicht, die Erhaltung der Religion, die er eingeführt, zum Preise seiner Abdankung zu machen. Er forderte die Zusicherung, daß in dem Zustande der Religion nichts verändert und derjenige Theil des Capitels, der es mit ihm gehalten, wieder in seine Rechte hergestellt werde.

Vielleicht mochte sich der Erzbischof schmeicheln, ein Zugeständniß auszuwirken, wie den oberländischen Städten bewilligt worden; allein hier hatte der Kaiser andere Rücksichten: die Commissarien erwiederten, daß in ihrer Instruction von diesen Dingen nichts enthalten sei. Adolph von Schaumburg erklärte, er werde sich in der Religion so verhalten, wie Gott und die beiden höchsten Gewalten es billigen würden.

Da waren aber auch die Stände keinen Schritt weiter zu bringen. Zuweilen glaubte man eine oder die andere ihrer Aeußerungen als genügend betrachten zu können; aber näher betrachtet enthielten sie

1) Relation über den Vorgang bei Bucholtz IX, 390: Capitulum nolens populum, qui ad ecclesiam majorem cum consulibus civitatis maximus confluxerat (rei exitum, sed non pari voto exspectans), diutius suspendere, seditionem, si publicatio extraheretur diutius, non injusto metuens. Andre Notizen schöpfte ich aus den Protocollen des Rathes.

doch immer den alten Vorbehalt. Anfang Februar verließen sie nach und nach die Stadt: der Landtag löste sich ohne Abschied auf.

War der Coadjutor schon ohne Einwilligung der Stände inthronisirt worden, so nahm er nun auch keine Rücksicht weiter auf ihren fortgesetzten Widerspruch. Mit bewaffnetem Gefolge — einer Schaar von 100 Reitern — brach er am 7. Februar von Cöln auf, um das Erzstift förmlich in Besitz zu nehmen. Am 8. Februar ward der evangelische Prediger aus Brül entfernt. Am 10. Februar ward in der Kirche des heil. Cassius zu Bonn wieder die Messe gelesen. So ging es weiter im Lande.

Unter diesen Umständen aber, da der evangelische Gottesdienst bereits überall umgestürzt wurde, konnte auch der Erzbischof nicht mehr auf die Erhaltung desselben bestehen. Von den Ständen des Stiftes zwar nicht verlassen, aber doch auch nicht unterstützt, — ohne Aussicht auf Hülfe der einst mächtigen Verbündeten, denen er sich zugesellt hatte, von Gewalt bedroht, resignirte er am 25. Febr. 1547.

Eine so gewaltige Wirkung hatte es, daß in dem Capitel in Folge einiger wenigen Stimmen niederer Geistlicher sich keine evangelische Majorität bilden konnte. Da vielmehr der alte Glaube im Besitz eines im Ganzen gesetzlichen Ansehens blieb, so konnte er Anspruch auf die Unterstützung des Kaisers und Papstes machen. Er behauptete sich nicht allein: unter den günstigen Umständen eroberte er ein beinahe verlorenes Gebiet wieder.

Indeß waren, ausgenommen Constanz, alle anderen oberländischen Städte mit dem Kaiser ausgesöhnt. Am härtesten war es der Stadt Straßburg gefallen, die, von einem Bürgermeister geleitet, der an den allgemeinen Angelegenheiten des Protestantismus den lebendigsten Antheil genommen, auch nach dem Abzug der beiden Fürsten aus dem Feld an den Grundsätzen des Bundes festhielt und Andere zum Widerstand mahnte. Auch hier aber machte man doch zuletzt die Betrachtung, daß man der kaiserlichen Uebermacht auf die Länge nicht widerstehen werde, es wäre denn, man hätte sich an Frankreich anschließen wollen — ein Gedanke, den diese Zeiten noch verabscheuten und womit ihnen nicht einmal geholfen gewesen wäre; daß der Wohlstand der Stadt auf den auswärtigen Handelsgeschäften beruhe, worin ihr der Kaiser mit einem einzigen Federstrich unwiederbringlichen Abbruch thun könne; endlich daß der Kaiser die ordentliche Obrigkeit sei. Es läßt sich denken, in welche trübe Stimmung die leitenden Mitglieder des Rathes hierüber geriethen. „Ich habe", schreibt Butzer, „unsern Herrn Jacob Sturm mit vielen Thrä-

nen Gott bitten sehen, ihm einzugeben, was er rathen solle, damit es der Stadt zu Nutzen und Wohlfahrt gereiche." Endlich aber behielt auch hier der allgemeine Zug der Dinge die Oberhand. Jacob Sturm war selbst in der Gesandtschaft, die an den Kaiser abgeordnet wurde, um sich zu unterwerfen. Es war für ihn ein bitterer Augenblick: er bat Gott um seinen Tod in derselben Stunde; aber er konnte sich nicht weigern und mußte die Gesandtschaft übernehmen[1]). Doch erhielt Straßburg etwas glimpflichere Bedingungen, als die übrigen Städte: es ward ihm keine Besatzung aufgedrungen: es brauchte nur 30000 G. zu zahlen; in dem Begnadigungsbrief werden den Bürgern ihre löblichen Gebräuche und Herkommen, wie sie die in Gebrauch haben, mithin auch die religiösen, obwohl sie nicht ausdrücklich genannt sind, zugesichert.

Dergestalt war auch die vierte große Hauptstadt dem Kaiser unterworfen; geistliche und weltliche Fürstenthümer am Rhein und in Schwaben gehorchten ihm wieder. Schon erhoben die fehdelustigen Kriegshauptleute, die unter Herzog Heinrich gedient, auch in dem niedern Deutschland die Waffen in des Kaisers Namen: im Februar fiel Minden in ihre Hand.

Carl V war in diesem Kriege ganz grau geworden: seine Krankheit griff ihn mit ungewöhnlicher Heftigkeit an: man bemerkte es fast mehr an der Bewegung seiner Lippen, als an dem schwachen Ton seiner Stimme, wenn er redete: wer ihn sah, so leichenblaß, an allen Gliedern gelähmt, ward von Mitleiden ergriffen; aber eben dies war der Augenblick, wo er Herr zu werden begann, wo das unbesiegte Deutschland ihm zu gehorchen anfing. Von allen Seiten kamen Fürsten und Herren und die Gesandten so vieler Städte, um sich vor ihm zu demüthigen. Man sah sie knieen, „die ehrenfesten hochgelahrten fürsichtigen und weisen", wie die Urkunden sie nennen, die ihm so oft Widerpart gehalten, in der Mitte des versammelten Hofes, einer hinter dem andern in langer Reihe, mit niedergeschlagenen Augen: bis dann einer von ihnen das Wort nahm und Se. kaiserliche Majestät um Gottes des Allmächtigen und seiner Barmherzigkeit willen anflehte, die gegen sie gefaßte, allerdings wohlverdiente Ungnade fallen zu lassen; nachdem der Kaiser nicht selbst, sondern durch den Mund seines Vicecanzlers ihnen dies zugesagt, „aus angeborner kaiserlicher Milde, und weil er das Verderben der Reichsstände nicht wolle", gelobten sie dafür unterthänigen Gehorsam

1) Röhrich. Schreiben Butzers 16. März im Arch. zu Weimar.

so für ihre Nachkommen als für sich selbst in den demüthigsten Ausdrücken, die sich finden ließen; obwohl man sie aufstehen hieß, so wagten sie das doch nicht eher, als bis der Kaiser selbst ihnen mit einem Wink seiner Hand dazu das Zeichen gab[1]).

Gewiß ein Glück, daß er es so weit gebracht: aber so viel leuchtet auch ein, wenn wir unsern Blick nach einer andern Seite richten, daß die Art und Weise, wie er dahin gelangte, ihn in neue Schwierigkeiten verwickeln mußte.

Nur mit protestantischer Hülfe hatte er den Krieg wider die Protestanten unternommen: doch wissen wir wohl, nicht ohne Bedingungen war ihm dieselbe gewährt worden. Je mehr nun diese Hülfe zur Entscheidung beigetragen, um so weniger waren die religiösen Zugeständnisse wieder zu beseitigen, mit denen man sie erworben. Aber ohne ähnliche Zugeständnisse würden sich auch die Städte nicht unterworfen haben. Zwar waren dieselben nicht ausdrücklich in die Verträge aufgenommen, aber nichts desto minder waren sie geschehen und wurden eifrig festgehalten.

Schon hierdurch gerieth der Kaiser mit dem päpstlichen Hofe in Weiterung. Der Nuntius glaubte bei allen diesen Verhandlungen eine entscheidende Stimme zu haben: er war gar nicht einmal um seine Meinung gefragt worden.

Aber auch überdies hatte das indeß versammelte Concilium einen Gang genommen, der den Wünschen und Bedürfnissen des Kaisers mit nichten entsprach. Eben in den Zeiten, in welchen wir stehen, kam es zu einem Ausbruch von Mißverständnissen, welcher die bedeutendsten Folgen haben mußte. Ehe wir den Kaiser zur Fortsetzung seiner Kriegsunternehmungen begleiten, müssen wir diese Verhältnisse ins Auge fassen. Wir würden sonst zu keinem Mitgefühl des Momentes gelangen.

1) Ausführlicher Bericht der Frankfurter Gesandten, Ogier von Melem, Johann Fichard, Daniel zum Jungen, Hans Geddes, in dem 9. Band der Rubrik „kaiserliche Briefe" im Frankf. Stadt-Archiv.

Viertes Capitel.

Fortgang des Tridentinischen Conciliums.

Während die Heere des Kaisers und des Papstes gegen die Protestanten zu Felde lagen, hatten ihre Theologen und Prälaten sich in Trient vereinigt, um im Namen der allgemeinen Kirche über die großen Streitfragen, welche Deutschland und die Welt entzweiten, entscheidende Beschlüsse zu fassen.

Das Tridentinische Concilium, wie es sich im Frühjahr 1546 beisammen fand, dürfte doch kein Mensch als eine Repräsentation der christlichen Welt im Sinne der alten Kirchenversammlungen betrachten: die Diöcesen sämmtlicher dort versammelten Bischöfe betrugen nach einer Berechnung, die man damals angestellt hat, einen sehr geringen Theil der Christenheit. Es waren fast nur Spanier und Italiener zugegen. Wie hätten die deutschen Bischöfe erscheinen können, in einem Augenblick, wo ein Krieg ausgebrochen, in welchem ihr ferneres Bestehen bedroht war. Eine Verordnung des Papstes, welche den Prälaten verbot, sich durch Procuratoren vertreten zu lassen ohne die dringendsten Entschuldigungen, machte es für eine große Anzahl von Diöcesen unmöglich, in Trient repräsentirt zu werden. Aus großen Reichen, die noch am Papstthum festhielten, wie Frankreich und Polen, war nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von ihnen erschienen.

Und nicht anders stand es mit den Theologen, die zur Seite der Prälaten eine noch nie in ähnlicher Weise auf einem Concilium dagewesene Corporation bildeten. Deutsche, auf die es vor allem angekommen wäre, fanden sich eigentlich gar nicht unter ihnen. Von den deutschen Bischöfen hatte ein einziger, Otto Truchseß von Augs-

burg, einen Gelehrten herübergeschickt; aber auch der nicht einmal war ein Deutscher: es war ein Savoyard, Claudius Jajus, von der Gesellschaft Jesu. Ueberdies aber waren diese Theologen fast durchaus Mönche. Von der Theologie der Mönchsorden, welche die Universitäten beherrschten, sich loszureißen, war einer der vornehmsten Gedanken der ersten Reformationszeiten gewesen: eben diese Theologie trat nun, mit wenig fremdartiger Versetzung, wesentlich vorherrschend in Trient auf, es waren Franciscaner, Carmeliter, Servi; der Augustinergeneral Seripando suchte sich umsomehr durch Strenge und Eifer hervorzuthun, da in einer Congregation seines Ordens die Bewegung zuerst entsprungen war; in besonderer Stärke erschien der Orden der Dominicaner, welcher noch überall die Lehrstühle inne hatte. In der Congregation für das Tridentinische Concilium zu Rom saßen drei Dominicaner. Das unter ihrem Einfluß so eben in Spanien sich durchsetzende scholastische System war von Domenico Soto und Bartolomeo Carranza, welche dasselbe in Valladolid und Salamanca vortrugen, in dieser besondern nationalen Färbung vertreten. Zu ihrer Seite, noch ganz mit ihnen einverstanden, erschienen einige feurige Jesuiten, Salmedon und Lainez, ebenfalls Spanier, welche ihrer dogmatischen Strenge durch eine ascetische Außenseite Nachdruck verliehen. Der Legat Cervino studirte nichts so eifrig wie die Schriften des h. Thomas, vor allem die Summa: er machte sich Excerpte daraus[1]).

Es leuchtet ein, daß die Versammlung im Grunde nichts anderes repräsentirte, als die zwischen Kaiser und Papst in diesem Augenblick geschlossene Vereinigung und die im Besitz ihres maßgebenden Ansehens gestörte mönchische, hauptsächlich dominicanische Theologie. Das hinderte sie aber nicht, sich doch selbst als die „hochheilige, öcumenische, allgemeine, in dem heiligen Geiste gesetzmäßig versammelte Synode" zu proclamiren.

Nun wissen wir aber, daß Kaiser und Papst wohl in dem Gedanken übereinstimmten, den Protestantismus zurückzudrängen, aber weder über das Wie einig waren, noch auch sonst ihre Zwistigkeiten geschlichtet hatten.

Die Meinung des Kaisers war von jeher, nicht allein die Abweichungen vom Glauben, sondern auch die Mißbräuche der Verfassung zur Sprache zu bringen; denn auch auf diese stütze sich der

1) Doctoris angelici, cujus doctrina tantopere in concilio Tridentino spectata est. Petrus Aurelius in Pollidori Vita Marcelli p. 68.

Irrthum der Protestanten[1]). Er drang zugleich auf eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, wie sie von jeher gefordert worden war. Wohin aber konnte das führen? Das Princip der Herrschaft des Papstthums selbst hätte dabei in Frage gestellt werden können. Wir erinnern uns, daß diese Tendenzen bei den Verhandlungen, die dem Frieden von Crespy vorangingen, hervorgetreten waren; um einem Concilium der Potentaten zuvorzukommen, hatte der Papst Paul seinen Zögerungen ein Ende gemacht und die Berufung nach Trient beschleunigt. Alles kam ihm nun darauf an, die Verhandlungen des Concils seinerseits in der Hand zu behalten und zu beherrschen.

Von vornherein war es ein großer Gewinn für ihn, daß in Trient die einfache Majorität entscheiden sollte. Wie wäre an eine Abtheilung von Nationen zu denken gewesen, da so viele Nationen hier keine Repräsentanten gegenwärtig hatten? Man glaubte fast, jene Verordnung, welche die Procuratoren verbot, sei aus dieser Rücksicht und absichtlich erst später erlassen worden: es schien, als wolle der Papst das Concilium nicht allzu zahlreich[2]).

Dazu kam, daß den Legaten das Recht der Initiative zustand. Es ist keine leere Formel, wenn es im Eingange der Decrete heißt: sie seien auf den Vorschlag der Legaten ergangen: sie behaupteten dies ihr Recht ausschließend und auf das Strengste[3]).

Nicht bei dem Vorschlag aber blieben sie stehen: sie übernahmen auch die Vorbereitung. Sie theilten die gesammten Prälaten in drei Classen ein: nicht etwa Deputationen, von denen jede besondre Geschäfte zu erledigen gehabt hätte: diese waren vielmehr überall die nemlichen. Die Legaten haben gar kein Hehl, daß sie diese Maßregeln hauptsächlich deshalb ergriffen, um Bewegungen zu vermeiden, wie sie in einer größern Versammlung leicht eintreten, plötz-

1) Besonders deutlich drückt das der Kaiser in einem späteren Schreiben an Toledo aus: que se hiziesse una tal reformacion, que los protestantes no tuviesen ocasion de perseverar en sus errores fundados sobre los abusos (Maurenbrecher 276).

2) Mendoza al emperador 16. Abril 1545: de manera, que vincendo los obispos que son muchos y suyos, y tan pocos de otras provincias, que se hara señor absoluto del concilio y lo podra baratar como quisiere.

3) Schreiben der Legaten 30. October 1541: Havendo noi tenuta sempre ferma questa bacchetta in mano di non voler che altri faccia l'officio nostro di proporre.

liche Wirkung einer überlegenen Beredsamkeit, Bildung fester Parteien. Bei ihnen kam man zusammen: sie leiteten die Besprechungen; die Zusammensetzung der Classen selbst war auf so umsichtige Weise getroffen, daß jene Gefahren auch nicht einmal im Kleinen besorgt werden durften.

Anfangs war es die Absicht der Legaten, diesen Conferenzen auch die Theologen beiwohnen zu lassen: aber die Prälaten weigerten sich, mit Mönchen zu Rathe zu sitzen. Die Legaten versammelten hierauf die Theologen in einer besondern Congregation. Von diesen war, wie die Dinge standen, am wenigsten Opposition zu erwarten. Die Theologen konnten nichts wünschen, als die Sanction ihrer Doctrinen durch die päpstliche Autorität und das unter dem Schutz derselben versammelte Concil. Schon am 19. Februar 1546 — merkwürdiger Weise gerade den Tag nach Luthers Tode — vereinigten sich die Legaten, über kein Dogma Beschluß fassen zu lassen, es wäre denn vorher mit diesen Theologen überlegt[1]).

Die Deutschen hatten einst ein Concilium gefordert, im Sinne des Baseler, aber noch entschiedener deutsch, wo die Geistlichen von ihrer Pflicht gegen den Papst erledigt und auch die Laien ein entscheidendes Votum führen sollten: da hofften sie die alten Streitigkeiten der Nation mit dem römischen Stuhle zu schlichten und sich über die Glaubensirrung zu versöhnen.

Statt dessen bot man ihnen nun dieses Concilium an. Es war fast eine Täuschung, daß man es nach Trient berief, jenseit der Berge. In diesem für die Deutschen bestimmten Concilium fanden sich beinahe keine Deutschen. Man hatte gemeint, der hierarchisch-dominicanischen Entwickelung des Dogma Einhalt zu thun: in Trient waren nur die eifrigsten Verfechter eben dieses Dogma versammelt. Man hatte davon geträumt, das Papstthum zu beschränken: in Trient hatte, wie wir sehen, der Papst einen vollkommen überwiegenden Einfluß.

Schon war, wie wir wissen, beschlossen worden, Reform und Dogmen neben einander zu behandeln: wie sich denken läßt, begann man mit den Dogmen.

Und da zeigte sich der Sinn, in welchem man überhaupt verfahren wollte, gleich bei dem ersten Schritte.

1) Rainaldus aus den Acten: a praesidentibus concilii decretum est, quoties de articulis fidei et dogmatibus agendum esset, antequam quidquam a sancta synodo decerneretur, omnia prius cum dictis theologis familiariter conferenda.

Sehr methodisch fing die Versammlung von Trient damit an, sich über Schrift und Tradition zu erklären. „Wir müssen", sagte Cardinal Poole, „uns erst mit Waffen versehen, ehe wir den Kampf mit dem Feinde beginnen."

Die einzige Frage, welche in Hinsicht der h. Schrift aufgeworfen werden konnte, betraf den Unterschied zwischen den canonischen und den in die gewöhnlichen Sammlungen aufgenommenen apokryphen Schriften [1]). Und allerdings kam dieser Unterschied zur Sprache, aber der Antrag, ihn zu erörtern, ward von der Hand gewiesen. Sehr charakteristisch ist der Grund, weshalb. Im Jahre 1441, auf dem Concil zu Florenz, hatte Papst Eugen IV, als sich jener Abt Andreas im Namen der jacobitisch-ägyptischen Kirche, wir untersuchen nicht, mit welcher Befugniß, der römischen anschloß, auch die Titel der von dieser angenommenen Schriften alten und neuen Testamentes verzeichnen lassen. Dem Concil von Trient schien es gleichsam eine Pflicht, dabei stehen zu bleiben, indem nach altem Ausspruch eine Art von Gottlosigkeit darin liege, Dinge, die einmal entschieden worden, in Zweifel zu ziehen und darüber zu disputiren. Cardinal Monte erklärte, einen Streit über die Principien dürfe er überhaupt nicht zugeben. Aus Eusebius und Origenes kann man lernen, welche Zweifel die älteste Kirche über einige dieser Bücher gehegt hat. Darauf zurückzugehn hätte man aber hier beinahe für ein Verbrechen gehalten, nachdem bereits jenes Concil darüber entschieden. Man begnügte sich mit einer einfachen Aufzählung der in die Sammlung aufgenommenen Schriften, und belegte alle mit gleichem Fluch, die eins oder das andre von ihnen, zu welcher von beiden es auch gehören möchte, nicht für heilig und canonisch halten würden.

Und eben so fest hielt man an der Form, in welcher diese Schriften in der lateinischen Kirche bisher in Gebrauch gewesen: man erklärte die herkömmliche lateinische Uebersetzung, die Vulgata, für authentisch. Cardinal Cervino behauptete, der griechische Text sei durch die Arianer corrumpirt worden [2]); ein andrer Grund war, man

1) Bei Möhler sollte es scheinen, als liege etwas daran, daß sich Luther über den Werth einiger Bücher der h. Schrift, z. B. die Epistel Jacobi oder gar die drei ersten Evangelien, minder günstig geäußert. In den Acten kann ich das nicht finden. Da ist nur von den Büchern Esra, Baruch, Maccabäer, dem zweiten Brief Petri, dem Br. an die Hebräer, der Apokalypse die Rede.

2) Il qual testo greco perche è stato piu corrotto dagli arriani ed altri eretici che il nostro latino, pero si è accettato il nostro per autentico, senza far mentione di quello.

wollte den Grammatikern nicht Anlaß geben, sich zu Meistern des Glaubens zu machen. Würde ein Irrthum in der Haupturkunde zugegeben, deren man sich bediene, so dürften Dogmen und Ceremonien, die man daraus gezogen, ebenfalls angegriffen werden[1]). Genug, man setzte fest, daß bei allen öffentlichen Verhandlungen, Disputationen, Predigten nur die Vulgata zu Grund gelegt werden solle.

Indessen war man auch schon zur Erledigung der Frage über die Tradition geschritten.

Bei der Stimmung, welche die erwähnten Beschlüsse verrathen, konnte es keine Wirkung machen, wenn ein einzelner Prälat, wie der Bischof von Chiozza, behauptete, daß in den Evangelien alles enthalten sei, wessen man zum Heil bedürfe; die Legaten antworteten wohl, das seien Einwürfe, die einem in Wittenberg Ehre machen könnten. Als eine andre Stimme die Frage überhaupt fallen zu lassen rieth, weil darüber noch kein Streit obwalte, so antwortete man, wenn sie noch keinen Streitpunkt bilde, so müsse man einen daraus machen, die Welt müsse nach allen Seiten hin erfahren, daß man mit den Gegnern nicht übereinstimmen könne. Und in Wahrheit, Melanchthon hatte sich schon längst gewundert, daß man auf diesen Punkt bisher so wenig gedrungen. Das Concilium setzte fest, daß es eine Tradition gebe, die sich vom Munde Christi und der Apostel bis zum heutigen Tage fortgepflanzt, die man mit eben so viel Ehrfurcht zu betrachten habe, wie das geschriebene Wort selbst. Auseinanderzusetzen, welches diese Ueberlieferungen seien, welches ihre Kennzeichen, hielt es jedoch nicht für nöthig. Alles lag vielmehr daran, daß das Princip ganz im Allgemeinen anerkannt wurde. Cardinal Cervino bemerkte mit Wohlgefallen, daß dadurch auch die Concilien bestätigt würden[2]).

Es würde der Natur der Sache widersprechen, wenn man von dieser Versammlung freie Untersuchungen erwarten wollte. Was allen Festsetzungen zu Grunde liegt, ist der Begriff von der Unfehlbarkeit der römischen Kirche, wie sie nun einmal geworden. Das Concilium spricht nur aus, was zur Behauptung dieses Begriffes nothwendig ist. Die Protestanten hatten für nöthig gehalten, zu

1) C^lis de Monte: Si enim, inquiunt adversarii, libros bonos non habuerunt, quomodo bona dogmata et bonas cerimonias habere possunt?

2) Quello che ha suggerito lo spirito s^to nella chiesa massimamente mediante i concili. (L^ra del C^l Cervino 7. Febr.)

den ältesten, ächtesten Quellen religiöser Belehrung aufzusteigen; die im Laufe der Jahrhunderte unter dem Vorgeben fortdauernder Inspirationen eingetretenen Festsetzungen an der Wahrheit des Evangeliums zu prüfen; nur das damit Uebereinstimmende zu behalten, alles andre zu entfernen: nach der Meinung des Conciliums lag aber eben hierin ihr Abfall. Es ging davon aus, daß der Kirche allein das Recht beiwohne, die Schrift zu erklären. Ein älterer Concilienschluß reichte ihm hin, jeden Zweifel zu heben.

Dergestalt war zuvörderst die Methode der Protestanten vollkommen beseitigt, und man konnte nun ohne Furcht auf die Lehrstücke übergehen, die in der letzten Zeit streitig geworden.

Der Kaiser hätte lieber gesehen, daß das noch unterblieben wäre: Granvella drückte sich sogar spöttisch über die kleine Anzahl wälscher Bischöfe aus, denen man unmöglich die wichtigsten Entscheidungen überlassen dürfe [1]): aber sie konnten es nicht verhindern.

Auch in Trient wurden nun die Artikel vorgenommen, welche früher die Religionsgespräche beschäftigten. Es versteht sich, daß das in dem nemlichen Sinne geschah, welcher dort zuletzt auf der altgläubigen Seite den Platz behauptete. Längst war die Zeit vorüber, wo eine Annäherung möglich geschienen hatte. Die Löwener Artikel, die Aeußerungen Malvenda's in Regensburg waren ganz entgegengesetzter Natur: dabei blieb es nun auch in Trient.

In der Lehre von der Erbsünde verdammte das Concil die Meinung, daß die Taufe nicht alles hinweggenommen habe, was man eigentlich Sünde nennen könne.

Bei dem Artikel von der Justification kamen alle Diejenigen schlecht weg, welche von der imputativen Gerechtigkeit viele Worte machten: sie wurden dem römischen Hofe als solche bezeichnet, welche sich nicht katholisch ausgedrückt. Der Spanier Domenico Soto, der auf die Entscheidung dieser Fragen besondern Einfluß ausgeübt hat, bemerkte, ihm sei die ganze Lehre verdächtig: sie bewirke nur, daß man die Satisfactionen verachte, aus der Mittheilung der Gnade durch die Sacramente weniger mache [2]). Die Ansicht der Protestanten ward in allen ihren nähern Bestimmungen verworfen.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, wenn ich behaupte, daß der Protestantismus bei der Wendung, die diese Verhandlungen nahmen, an dem Vortheil seiner ursprünglichen Richtung nicht wenig verlor.

1) Protocoll der Unterhandlung mit Sachsen. (Dr. A.)

2) Acta Massarelli bei Salig III, 767.

Die lutherische Justificationslehre hatte, wie wir gesehen, eine doppelte Quelle: tiefere Religion, die nach einer andern Sicherheit der ewigen Seligkeit verlangt, als das Bewußtsein inwohnender Gnade verleihen kann, und Widerwille gegen die Aeußerlichkeiten der als objectiv verdienstlich betrachteten kirchlichen Handlungen. Sie wirkte darum so gewaltig, weil sie einem Bedürfniß tieferer Geister, das sich schon lebhaft regte, entgegenkam, und zugleich der Tendenz der Neuerung, die aus den unleugbaren Mißbräuchen entsprang, religiöse Begründung gab.

Und dabei stützte sie sich auf so helle Sprüche der Schrift.

Der Nachtheil nun, in den diese Doctrin bei den gelehrten Verhandlungen gerieth, bestand zunächst darin, daß die tiefern religiösen Antriebe, die ein persönliches In-sich-gehn voraussetzen, sich nur schwer als Argumente behandeln lassen, gültig auch für die, in welchen ein Bewußtsein der Unzulänglichkeit der dargebotenen Heilslehre überhaupt nicht erwacht ist. Noch wirksamer aber war Folgendes. Wenn von der Rechtfertigung allein durch Gnade, ohne gute Werke, die Rede war, so dachte man jetzt nicht mehr an jene kirchlichen Handlungen, deren Verdienstlichkeit vor Gott von Luther und seinen Anhängern ursprünglich bestritten worden, sondern an sittlich-gutes Leben, Wohlverhalten überhaupt, dessen Nothwendigkeit kein Mensch weniger in Zweifel gezogen hatte als Luther, nur daß er in dem Glauben das Ursprüngliche sah, die Quelle, aus der alles Andre fließt. Indem aber der Streit auf dieses Gebiet überging, verlor die protestantische Ansicht an ihrer unmittelbaren Wirksamkeit, an ihrer, ich möchte sagen, oppositionellen Kraft: sie schien nur noch ein transscendentales Interesse zu haben, welches bei weitem minder einleuchtete. Vielmehr bekam auf diesem Boden die Ansicht der Scholastiker, welche die Rechtfertigung allmählig geschehen läßt, durch die Mittel, welche die Kirche darbietet, einen praktischen, gewissermaßen pädagogischen Werth. Auch wurde sie jetzt um vieles besser vorgetragen als früher; die crassesten Auswüchse wurden entfernt; wie die Protestanten bemerkten, auch ihre Gegner hatten nun reden gelernt; sie drückten sich in einer zugleich dem Jahrhundert verständlichen und der heiligen Schrift gemäßern Sprache aus; überall zeigte sich die Rückwirkung der in den letzten Jahren angeregten Zweifel; in dem System stellte sich ein innerer, das ganze Leben, das freilich umsomehr beichtväterlicher Leitung bedurfte, umfassender Zusammenhang heraus, ohne den es sich wohl nicht würde so lange behauptet haben. Die protestantische Lehre nimmt ihren Standpunkt in der

Anschauung der unnahbaren Vollkommenheit des göttlichen Wesens, hauptsächlich der abgewichenen Menschheit gegenüber: nur von seinem Erbarmen rührt die Erlösung, nur von seiner unmittelbaren Einwirkung alle Heiligung her; nur darin besteht die Freiheit des Willens, daß er sich dem göttlichen hingiebt; an die feste Zuversicht auf jene geheimnißvolle Gnade knüpft sich die Wiedergeburt. Der Tridentinischen Lehre dagegen ist der Abfall des Menschen durch die Erlösung von vornherein aufgewogen; in der nach der Taufe zurückbleibenden Begier sieht sie keine Sünde; der Erlöser hat die Rechtfertigung nicht vollzogen, nur möglich gemacht: Niemand dürfte auf die geschehene Erlösung eine unbedingte Zuversicht haben: die Rechtfertigung geschieht vielmehr allmählig, unter Leitung der Kirche und freier Mitwirkung der Menschen. Die protestantische Lehre ist tiefsinniger, tröstlicher; die katholische verständlicher, minder abstract, eingänglicher. Wer aber in diesen Differenzen das Wesen der beiden großen welthistorischen Gegensätze sehen wollte, der würde irren. Sie berühren es wohl, aber sie machen es nicht aus. Der Gegensatz ist und bleibt: auf der einen Seite das im Laufe der Jahrhunderte zu Stande gekommene, Himmel und Erde umfassende, als göttlich und unfehlbar betrachtete priesterlich-hierarchische Institut; und auf der andern: Verwerfung der göttlichen Berechtigung dieses Institutes, das vielmehr als eine menschliche und zwar in Irrthümern befangene, ihrem ursprünglichen Zwecke sogar widersprechende Einrichtung erscheint, — Zurückgehn, theoretisch, auf die Urkunden religiöser Belehrung, in denen sich die Gottheit den Menschen offenbart hat, praktisch, auf das unmittelbare Verhältniß zu dem Erlöser, dem einzigen Haupte seiner Gemeinde. Dort der Particularismus der in den letzten Jahrhunderten ausgebildeten, durch Schulmeinungen und Autorität festgesetzten Formen; hier das Bestreben, das ursprüngliche allgemeine christliche Bewußtsein, das diesen Entwickelungen voranging, herzustellen, die überkommenen Formen bis zur Uebereinstimmung mit dem evangelischen Worte zurückzuführen. Wären Bestrebungen, wie sie sich im Jahre 1541 zeigten, durchgedrungen, wäre vielleicht ein Papst von der Innerlichkeit und dem religiösen Genius aufgetreten, die ihn fähig gemacht hätten, an den Bedürfnissen aller seiner Obhut anvertrauten Nationen lebendig Theil zu nehmen, ihnen entgegenzukommen, der würde jene Formen selber auf das Maß des Haltbaren, Schriftgemäßen und allgemein Gültigen zurückgeführt und dadurch erst der lateinischen Kirche die Möglichkeit gegeben haben die Welt zu bekehren. Aber eben das Gegentheil geschah. An dem

Tridentinischen Concilium zeigte sich eine Mehrheit, deren Haß gegen die Protestanten die Legaten zuweilen selber in Erstaunen setzte. Alles Alte sollte gerechtfertigt, behauptet werden. In der Justificationstheorie gelang es, diese wichtige Frage, welche alle Geister beschäftigte und dem alten Systeme verderblich zu werden gedroht hatte, auf eine Weise zu beantworten, daß sie demselben nicht allein nicht widersprach, sondern vielmehr einen neuen Gegensatz gegen den Protestantismus bildete.

Eben darum konnte aber dem Kaiser nicht damit gedient sein. Wollte er die Protestanten zur Unterwerfung unter das Concil bewegen, so war es ein Hinderniß auf seinem Wege, wenn dies ihre Tendenz und Ansicht so vollkommen verwarf. Denn das wußte er wohl, daß er mit Anwendung der Gewalt allein nicht zum Ziele kommen würde.

Da man aber dennoch fortgeschritten und die Beschlüsse gefaßt hatte, so forderte er wenigstens einen Aufschub in der öffentlichen Bekanntmachung.

Die Trienter Versammlung wandte ein, ihr Ansehn werde leiden, wenn Beschlüsse, über die so lange Berathung gepflogen worden, geheim gehalten würden. Aber der Kaiser bestand darauf, daß man die Deutschen nicht mit Decreten eines ihnen so widerwärtigen Inhalts in Aufregung bringen dürfe, zumal da diese Nation keinen Antheil an deren Abfassung genommen, weder der katholische noch der protestantische Theil. Ungern, aber am Ende fügten sich der Papst und seine Prälaten diesen Vorstellungen[1]).

Schon traten nun aber die beiden Oberhäupter auch in andern Dingen einander entgegen.

So wenig es in der Sache austrug, daß das Concilium in Trient gehalten ward, so kam es doch Paul III wie ein Abbruch an seinem Ansehen vor, daß er sich dazu hatte verstehen müssen. Es mißfiel ihm, daß der Ort, wo das allgemeine Concil versammelt war, unter östreichischer Gerichtsbarkeit stand, gewissermaßen unter dem Kaiser, der eine ihm unbequeme leitende Einwirkung darauf in Anspruch nahm. Sehr streng hielt jedoch der Kaiser darüber. Im August 1546 ließ er den Cardinal Cervino förmlich zur Rede setzen, daß er den Gedanken einer Verlegung des Conciliums in Anregung bringe. „Sollte der Cardinal dahin wirken, ohne vom Papst aus-

1) Auszug aus dem Schreiben Farneses bei Mendham (Council of Trent) p. 95 und bei Pallavicini VIII, 16.

drücklich beauftragt zu sein, so solle er wissen, daß er eine Sache thue, die an sich böse sei und dem Kaiser höchlich mißfalle, die er aber auch einst zu bereuen haben werde. Sollte der Papst versäumen ihn zu bestrafen, so werde er, der Kaiser, ihn, wo er sich auch aufhalte, zu finden und dafür zu züchtigen wissen" [1]). Daß Trient einer deutschen Regierung angehörte, darin lag, wie wir wissen, eins der vornehmsten legalen Motive, die sich bei den deutschen Fürsten, welchen eine Kirchenversammlung in deutscher Nation versprochen worden, für die Anerkenuung der damaligen geltend machen ließen. Nichtsdestoweniger ward bald nachher der Antrag auf eine Verlegung bei der Versammlung in aller Form erneuert. Von dem Lager von Sontheim aus, dort, wo das Schicksal des deutschen Krieges sich überhaupt entschied, am 27. October, demselben Tage, an dem die Uebertragung des Churfürstenthums auf Herzog Moritz unterzeichnet worden ist, protestirte der Kaiser auf das Ernstlichste wider dies Vorhaben. Eine Translation, sagte er, werde die Katholiken zur Verzweiflung bringen, die Protestanten ermuthigen, den Fürsten, denen man bereits das Versprechen abgewonnen, sich dem Concilium zu unterwerfen, Gelegenheit geben, dasselbe nicht zu erfüllen; man werde ihn anklagen, daß er die am Reichstag geschehenen Zusagen nicht halte. Er wolle nicht leugnen, daß dem Papste am Ende die Befugniß dazu beiwohne, aber als der, welcher die Waffen führe, als das Glied der Kirche, das er wirklich sei, könne er nicht unterlassen, S. Heiligkeit auf die schlimmen Folgen aufmerksam zu machen, die ein solches Verfahren unfehlbar nach sich ziehen werde [2]).

Indem kamen auch schon an dem Concilium selbst Fragen in Gang, welche den Papst an jene Absichten einer durchgreifenden Reform mahnten, die der Kaiser immer gehegt, er dagegen immer gefürchtet hatte.

Eine der vornehmsten, dem römischen Stuhle widerwärtigsten betraf die Nothwendigkeit der Residenz der Bischöfe: der Papst fürchtete, man wolle ihm das Recht streitig machen, Cardinäle mit kirchlichen Pfründen zu versehen und sie dabei doch in seinem Dienste zu brauchen. Schon ward auch der Rechte des Bisthums im Ver-

1) Lettera di Marcello Cervino a Papa Paolo III, nella quale da conto a S. S^{ta} della bravata e minaccie che gli fece fare in esso concilio l'mp^{r} Carlo V. 5. Ag. 1546. Inf. pol. XVII, p. 108.

2) Instruttione per Antonio . ., destinato a n^{ro} signore per la translatione del concilio 27. Ottobre. (K. Bibl. zu Paris.)

hältniß zum römischen Stuhle gedacht: der Bischof von Fiesole, einer von den wenigen Italienern, die eine eigene Meinung verfochten, erklärte, er könne nicht dulden, daß eine fremde Gewalt in seine Diöcese eingreife. Er schien den apostolischen Stuhl als eine fremde Gewalt zu bezeichnen: die Anhänger von Rom behandelten ihn dafür beinahe als Ketzer. Aber auch die Spanier wollten die Eingriffe des Papstthums in die bischöfliche Gewalt beschränkt wissen: sie wurden nicht müde, über die schlechte Verfassung der Curie zu schelten und die Anordnungen zu tadeln, welche das letzte Lateranconcilium „mehr zur Entstellung, als zur Herstellung der Kirche" gemacht habe. Sie gaben zu verstehen, daß ein Concilium größere Freiheit haben müsse, daß es rechtlich über dem Papst sei. Unter dem Titel „Censuren" stellten sie einige Forderungen auf, welche sämmtlich Beschränkungen der päpstlichen Macht in sich schlossen. Um nicht Widerspruch hervorzurufen, hielten die Legaten für gut, sich über die Autorität des römischen Stuhles nur behutsam auszudrücken; allein das zeigt am besten, welche Besorgnisse sie hegten[1]). Man wußte aus Erfahrung, ein Spanier thue keinen Schritt, ohne hundert folgende im Voraus berechnet zu haben.

In diesem Augenblick war der Kaiser in Oberdeutschland Herr geworden: alle Städte unterwarfen sich.

Bei den Capitulationen, die er mit ihnen abschloß, zog er den päpstlichen Nuntius nicht zu Rathe. Er machte aufs neue religiöse Concessionen: zwar nur mündlich und insgeheim, aber allein, auf seine eigne Hand; es ist gar nicht zu denken, da darüber so viel hin und her geschrieben ward, daß sie dem Nuntius nicht bekannt geworden seien. Sie bezogen sich zuletzt alle auf die Absicht des Kaisers, dem Concilium noch einmal eine andere Richtung zu geben.

Eine Zeitlang hatte man in Rom gehofft, der Kaiser werde wenn nicht die Verlegung, doch die Suspension des Conciliums gestatten; allein obgleich er die bisherige Thätigkeit desselben nicht billigte, so gewannen doch alle seine Unternehmungen dadurch einen gewissen Nachdruck und Rückhalt, daß es beisammen war: seine Antwort auf diesen Antrag fiel völlig abschläglich aus.

War nicht zu vermuthen, daß er, sobald er nur in Deutschland zu Ende gekommen, selber in Italien erscheinen würde, wie seine

1) Schreiben der Legaten am 6. October: ci sono de' prelati che vorrebbero abbassare la sede apostolica (Mendham 92). Am 23. Nov. gestehen sie, daß sie die Majorität nur durch die Italiener festhalten.

Gesandten öfters gedroht, um das Concilium persönlich zu leiten, und von allen Beschlüssen desselben etwa zuerst diejenigen zur Ausführung zu bringen, welche sich auf die Reform, namentlich des römischen Hofes bezögen.

Der Papst beschloß, dies nicht zu erwarten.

Zuerst, um jedem künftigen Einfluß des Kaisers auf die dogmatischen Festsetzungen vorzubeugen, wies er seine Legaten an, mit der Bekanntmachung der einmal gefaßten Beschlüsse ohne weitere Rücksicht vorzuschreiten. In der Congregation, die darüber gehalten ward, erklärte sich zwar ein volles Dritttheil der Stimmen dagegen; allein hier kam es nur auf die einfache Mehrheit an: diese war doch auf seiner Seite. Man behauptet, bedeutende und gefährliche Gegner seien noch besonders durch Geschenke gewonnen worden. Am 13. Januar endlich wurden jene dogmatischen Decrete wirklich publicirt; — es war die Session, welche im Angesicht der protestantischen Lehre auch die katholische Ansicht hinwiederum fixirte und die beiden Systeme auf immer trennte. Sie war, wie die Zeitgenossen sehr wohl fühlten, eine Feindseligkeit zugleich gegen den Kaiser[1]).

Und indem dergestalt eine Vereinigung mit den Protestanten fast unmöglich gemacht wurde, entzog der Papst zugleich, so viel an ihm war, dem Kaiser die Mittel, sie zu besiegen. Die sechs Monate waren um, auf welche er seinen Bund mit dem Kaiser geschlossen, und er ließ sich nicht bewegen, denselben weiter auszudehnen: er rief vielmehr seine Truppen von dem kaiserlichen Lager ab.

Der Kaiser, unter den Schmerzen einer peinlichen Krankheit, in jedem freien Moment mit dem Gedanken beschäftigt, die Einheit der lateinischen Christenheit aufrecht zu erhalten, sah sich plötzlich von eben dem verlassen, der ihn — nach der officiellen Ansicht der Sache — dabei am meisten hätte unterstützen sollen, mit dem er verbündet war. Er klagte laut, daß der Papst ihm von Anfang durch unzeitige Bekanntmachungen geschadet und ihn niemals gehörig unterstützt habe; jetzt lasse er Decrete publiciren, die noch nicht gehörig gereift seien, und rufe seine Truppen zurück; seine Absicht sei wohl von Anfang an nur gewesen, ihn in einen gefährlichen Krieg zu ver-

1) Schreiben des Du Mortier 29. Januar: Semble que S. Sté ait reçeu quelque mal contentement dudit Empereur, ou quelque evidente suspicion de chose qui luy soit prejudiciable; pour raison dequoy en un mesme tems Elle ait procuré la publication, qui a esté faite de l'article de justification, et retirer lesdites gens de guerre de la solde. (Ribier I, 602.)

wickeln und mitten darin zu verlassen. Aber er gedenke, möge es dem Papst lieb sein oder leid, die Unternehmung, in der er begriffen, mit Gottes Hülfe zu Ende zu führen; er wolle sein Amt besser verwalten, als der Papst das seinige[1]).

Das Mißverständniß brach ganz offen aus, und sogleich zeigten sich sehr umfassende politische Folgen.

Der Papst trat mit dem französischen Hofe wieder in engere Verbindung, worüber sich der Kaiser sehr gröblich vernehmen ließ: mehrentheils ziehe man sich das französische Uebel in der Jugend zu, der Papst bekomme es in seinem Alter. Schon gerieth ganz Italien in Gährung. Im Januar 1547 machte ein junger Fiesco in Genua einen Versuch gegen die unter kaiserlicher Autorität vor einigen Jahren eingeführte Ordnung der Dinge und gegen das mit dem Kaiser auf das engste verbündete Haus Doria. In Siena weigerte man sich, die Einrichtungen, die Granvella angeordnet, definitiv anzunehmen; die Anwesenheit Peter Strozzi's in Rom brachte ganz Toscana in Gährung. In Neapel regten sich Unruhen, die bald darauf zum Ausbruch des vollen Aufruhrs führten. Alle diese Bewegungen aber hatten ihren Mittelpunkt am römischen Hofe: Fiesco, Strozzi, die neapolitanischen Mißvergnügten standen mit dem Hause Farnese in fortwährender, wenig verstellter Verbindung. Auch in Venedig erhob sich Besorgniß vor der anwachsenden Macht des Kaisers: unaufhörlich stellte der Nuntius vor, daß der Kaiser nach der Herrschaft der Welt strebe, und brachte einen Bund gegen ihn in Vorschlag.

Die Autorität des Kaisers war noch so groß, sein Glück so gut, daß alle diese Versuche mißlangen.

Schlimm genug, was der Papst allein und ganz auf seine Hand in den geistlichen Geschäften ihm zu Leide thun konnte!

Paul III schritt nun doch zu der dem Kaiser so widerwärtigen Translation des Conciliums. Kaum zeigte sich eine Krankheit in Trient, die in den ersten Tagen Besorgnisse erregen konnte, aber dann sehr rasch vorüberging[2]) — in der großen Pfarre St. Peter

1) Copia de la carta que S. M^d^ scriviò a Don Diego de Mendoça de Hulma XI de Hebrero 1547 años: z. B. que aunque pesasse a S. S^d^ y a otros, esperavamos con la ayuda de n^ro^ Señor, aunque sin la de S. S^d^, guiar esta impresa a buen camino. Mendoza hat ein Memorial eingegeben, dessen Inhalt man aus dem Auszug der Antwort bei Pallavicini lib. IX, c. III sieht. Es stimmt fast ganz mit jenem Schreiben überein.

2) Rainaldus sagt trotz seiner Ergebenheit gegen die Curie doch: Testimonia (de morbo) relata sunt Fracastorii et Balduini medicorum, quae

kamen in einer ganzen Woche nur zwei Todesfälle vor, der eine eines Kindes, der andere eines Wassersüchtigen —, als die wohlinstruirten Legaten dies zum Vorwand nahmen, die Sache ins Werk zu setzen. Die Minderheit war dagegen: aber sie klagt, ihre Vota seien gar nicht einmal geöffnet und gelesen, geschweige denn erwogen worden. Der kaiserliche Gesandte versichert, nicht allein eine Anzahl Prälaten, sondern auch die Aerzte habe man durch allerlei Mittel für die Absichten der Legaten gewonnen. Am 11. März, einem nach der Stellung der Gestirne Glück bedeutenden Tage, ward darüber Sitzung gehalten: die Mehrheit, wie es denn nicht anders sein konnte, entschied nach dem Wunsche der Legaten[1]). Und darauf wäre sie keinen Augenblick länger geblieben: Tags darauf verließen die meisten Prälaten Trient, wo ihnen Klima und Lebensweise ohnehin längst verhaßt war, und nahmen ihren Weg nach Bologna.

Diesmal aber fügte sich die Minorität nicht so unbedingt wie bisher: dem Willen des Kaisers gemäß verharrte sie zu Trient. Aus der Verlegung entstand eine vollkommene Spaltung des Conciliums.

Wer sah nicht, daß es keine innere Nothwendigkeit war, sondern die Interessen des Kaisers und des Papstes, was die Versammlung entzweite?

An dem römischen Hofe war Jedermann zufrieden: „Ihr seid ein Erzausbund von Leuten", schreibt ein Vertrauter dem Cardinallegaten, „daß ihr diese unerwartete Gelegenheit des allgemeinen Heiles ergriffen habt; ich hoffe, unserm alten Papst werde noch so viel Zeit bleiben, um dies übel eröffnete und gut transferirte Concilium wieder zu schließen"[2]).

Als die Sache in dem Consistorium zur Sprache kam und doch einige Stimmen sie mißbilligten, zeigte sich der Papst ungehalten, daß es in diesem Collegium noch so viele Anhänger des Kaisers gebe.

ex magna parte fuisse fallacia secutus rerum exitus comprobavit. Wie nun dann, wenn es wahr ist, was Mendoza sagt: Puede ser certa V. M^d^ de que los legatos anduvieron secretamente hablando y subornando los obispos como a los medicos. (Schr. vom 10. Sept.)

1) Paez de Castro a Zurita Trento 3. Abril. Los legados — hicieron translacion de este concilio a Bolonia sin razon ninguna, con gran desacato de S. M^d^.

2) Bisogna bene, che se faccia una riforma con quella destrezza e temperantiá ch'ella non guasti la coda al fagiano di questa Santa Sede, et in parte chiudi la bocca a questi blasfematori di Germania. Jovio al C^l^ Santacroce 29. März bei Baluz Miscellanea Ausgabe von Mansi III, 505.

Auf die Anmahnungen von kaiserlicher Seite antwortete er, das Concilium sei frei: wolle es nach Trient zurückkehren, so möge es das thun: er habe nichts dagegen. „Das heißt", sagt der spanische Gesandte in seinem Berichte, „er will es nicht".

Und nun kann man denken, wie der Kaiser dies aufnahm. Der Nuntius legte ihm eines Tages die Gründe vor, durch welche der Papst gehindert werde, die Rückkehr des Conciliums nach Trient anzuordnen. Der Kaiser antwortete: er wisse sehr gut, daß der Papst und der Cardinal Cervino diese Sache vorlängst beabsichtigt: nicht den Worten glaube er, sondern den Thaten. Der Papst, sagt er, ist ein hartnäckiger Alter: wir wollen aber wohl noch Mittel gegen dies Uebel finden: es soll zuletzt an einem Concilium nicht fehlen, das die Welt befriedigt.

In dem kaiserlichen Hauptquartier, in der Umgebung des Herzogs von Alba sprach man von einer Unternehmung nach Italien wie von einer gewissen Sache. Man meinte: da werde Niemand seines Leibes oder seines Geldes schonen: ein jeder werde mitzuziehen begierig sein[1]).

Ich finde keinen Beweis, daß der Kaiser selbst diesen Gedanken gehegt habe. Wäre dies aber auch der Fall gewesen, so würde er sich doch in der Nothwendigkeit gesehen haben, die ihm näher liegenden Feindseligkeiten von Norddeutschland, die sich allmählig wieder sehr gefährlich anließen, zuvor zu beseitigen.

1) Schreiben des Joh. Ulr. Zasius von Nürnberg 22. März im Ulmer Archiv.

Fünftes Capitel.

Feldzug an der Elbe.

In den ersten Monaten des Jahres 1547 hatte Johann Friedrich noch einmal eine recht bedeutende Stellung eingenommen.

Mit ungefähr 20000 Mann, die ihm aus dem Oberland folgten, war er Mitte December 1546 in seinem Thüringen erschienen und hatte die schwachen Heerhaufen, die Herzog Moritz dort aufgestellt, ohne Mühe zerstreut. Nicht allein sein eignes Gebiet hatte er erobert, sondern auch die daran grenzenden Landestheile seines Vetters, eine Menge kleiner Städte und Bergfesten. Die Harzgrafen unterwarfen sich ihm aufs neue: Hans Georg von Mansfeld verlor das feste Haus Heldrungen; Julius Pflug, der den günstigen Augenblick wahrgenommen, um sich im Bisthum Naumburg festzusetzen, mußte es wieder verlassen [1]).

Hierauf wendete er sich, Neujahr 1547, nach dem Stifte Magdeburg.

Unter den Motiven der eilenden Rückkehr Johann Friedrichs zählte es vorzüglich mit, daß sein Nebenbuhler Moritz so eben Anstalt machte, kraft der kaiserlichen Vergünstigung sich in Besitz der beiden Stifter Magdeburg und Halberstadt zu setzen.

Ohne Widerstand zu finden, gelangte Johann Friedrich nach Halle. In allem reichsfürstlichen Pomp, von zwei Herzögen von Braunschweig und Lüneburg, einem Fürsten von Anhalt, einer zahlreichen Schaar von Grafen und Herren, seinem Bruder und einem

1) Schreiben Johann Friedrichs, Zschrapel letzten Dec. (Dessauer Arch.), an Albert von Preußen, Knauthayn 14. Januar.

seiner Söhne begleitet, zog er daselbst ein; zuerst nach alter burggräflicher Gewohnheit umritt er den Roland, der wieder am rothen Thurm aufgestellt worden. Hierauf trug er kein Bedenken, in bester Form Besitz zu ergreifen. Rath und Bürgerschaft leisteten ihm die Huldigung; ein gleichzeitiger Bericht versichert, lange sei keine so gern, „so frisch" geschehen. Der Erzbischof Johann Albert, der in Halle zugegen war, mußte sich bequemen, nicht allein auf die Stadt, sondern auf die beiden Stifter geradezu Verzicht zu leisten, gegen eine Rente von jährlich 10000 G. In einem sogenannten Auflaßbrief an Capitel und Stände sprach er die Unterthanen von der Pflicht los, mit der sie ihm bisher verwandt gewesen, und wies sie damit an seinen Herrn und Oheim, den Churfürsten von Sachsen. Einige Tage darauf erschienen die Lehnsleute beider Stifter zu Halle und leisteten dem Churfürsten wirklich den Eid der Treue[1]).

Man wird nicht anders erwarten, als daß dies alles mit neuen Vortheilen des Protestantismus verbunden war. Im Merseburgischen wurden die bisher noch geduldeten Reste des Papstthums abgeschafft. Die Stadt Magdeburg setzte sich nunmehr auch in den Besitz des Domes und ließ daselbst den evangelischen Gottesdienst beginnen.

Und nun wandte sich der Churfürst gegen die osterländischen und meißnischen Gebiete seines Vetters.

Leipzig zu erobern gelang ihm nicht. Moritz hatte die Vertheidigung einem tapfern Hauptmann, Namens Wallwitz, anvertraut, dem es Ernst damit war. Dagegen würde es, wenn es wahr ist, was man damals allgemein behauptete, den churfürstlichen Anführern eher Leid gewesen sein, Leipzig mit Gewalt nehmen und dabei einer Plünderung aussetzen zu müssen, nicht aus Menschlichkeit, sondern weil sie ihr Geld dort untergebracht hatten. Sonderbar, wenn hier wie im Oberland sich das Geldinteresse den protestantischen Waffen so nachtheilig erwiesen hätte.

Denn daran kann kein Zweifel sein, daß die Masse der Bevölkerung auf Seiten Johann Friedrichs war. Moritz selber klagt, seine Unterthanen seien alle Anhänger seines Feindes, in welchem sie den Vertheidiger des Evangeliums erblicken. Er würde es nicht wagen, das Landvolk unter die Waffen zu rufen, er müßte fürchten, seine eignen Feinde zu versammeln. Einer seiner Amtleute meldet ihm, er wisse nicht zwanzig Menschen, denen zu trauen sei. Moritz

1) Einnehmung der Stadt Halle ex actis publicis bei Dreyhaupt Saalkreis I, 240.

besorgt, beinahe aus seinem Lande verjagt zu werden und niemals dahin zurückkehren zu dürfen[1]).

Die Gesinnung war es, was dem Churfürsten Johann Friedrich überhaupt noch einmal eine Stellung machte.

Es scheint, als sei auch von den niederdeutschen Städten einen Augenblick eine Annäherung an den Kaiser versucht worden, ohne Zweifel, weil so viel Andere die ihnen zu Theil gewordene Religionsversicherung für hinreichend hielten; aber bald faßten sie eine andere Meinung. In einem ihrer Bundesentwürfe drückten sie die Ueberzeugung aus, das Vorhaben der Gegner sei doch, die wahre christliche Religion auszurotten, deren Bekenner mit Gewalt oder heimlichen Tücken um Leib und Leben und Ehre zu bringen. Sie sagten alle, zuerst Magdeburg, dann die vier Städte Bremen, Hamburg, Lüneburg und Braunschweig, endlich auch Goslar, Hildesheim und Hannover dem Churfürsten zu, bei Gottes Wort und den erlangten Freiheiten deutscher Nation bleiben zu wollen[2]). Zunächst hatten es die Kaiserlichen auf Bremen abgesehen, das an seinen Nachbarn, dem Erzbischof selbst, Oldenburg, Calenberg, alte Feinde hatte; dahin richteten einige Kriegsanführer, dieselben, die früher unter Heinrich von Braunschweig gedient und jetzt in kaiserlichen Diensten standen, zunächst ihren Angriff[3]). Aber die Bürger setzten ihre Mauern und Wälle in Vertheidigungsstand und waren, wie ihre einheimische Chronik sagt, in Gott wohl getrost, ihre Gerechtigkeiten zu vertheidigen. Die übrigen Städte brachten zunächst wenigstens so viel zusammen, daß es den Grafen Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld möglich wurde, mit einer Gegengarde, wie es Johann Friedrich nannte, im Felde zu erscheinen.

Und indem zeigte sich noch eine andre Bundesgenossenschaft, welche die größten Erwartungen erregte, in den Ländern der Krone Böhmen. Auch in den Lausitzen, in Schlesien waren starke Regungen zu bemerken; in Prag erhob sich eine Bewegung der drohendsten Art. Auf die Aufforderung, sich zum Kriege zu rüsten, antwortete zuerst die Gemeine der Altstadt dem König, wider den Churfürsten von

1) Schreiben von Moritz Colditz 7. Jan., Berl. Arch. Vergl. Anhang.

2) Schreiben der sächsischen Räthe Melchior v. Creuz und Christian Brück über die Tagleistung zu Magdeburg, Februar 1547, und die Antworten des Churfürsten, im Weim. Archiv.

3) Vertrag mit Wrisberg, Langenn und Friedrich Spät, 16 Fähnlein und 500 Pf. aufzubringen. (Arch. v. Brüssel.)

Sachsen könne sie nicht mit zu Felde gehen, da derselbe Leib und Blut Christi, wie sie, unter beiderlei Gestalt genieße und sammt seinen Unterthanen in den meisten Artikeln mit ihr gleichförmig sei. Der Altstadt traten Neustadt und Kleinseite bei; auf ihren Marktplätzen, durch ein Tedeum, feierten sie diese ihre Vereinigung. Nun hatte der König seine Vasallen nach Leitmeritz beschieden, um gleich von da den Zug nach Sachsen zu unternehmen; aber hier brach die Widersetzlichkeit ganz offen aus. Nur der katholische Adel schloß sich an Ferdinand; allein er war eher in der Minderzahl: die Meisten traten auf die Seite der Prager Städte[1]). Gleich darauf sah man die utraquistischen Herren und Edelleute aus zehn Kreisen in großen Schaaren wieder in Prag ankommen: auch viele städtische Abgeordnete erschienen: die große Glocke am Tein, das alte Zeichen der Empörung, erscholl aufs neue: man begeisterte sich durch Absingen der eifrigsten hussitischen Lieder, z. B. Wierni Christiane, worin die Hierarchie als ein Werk falscher Propheten verdammt wird: allesammt vereinigten sie sich, an dem ungerechten Kriege des Königs keinen Theil zu nehmen.

Mit den religiösen Gefühlen erwachte die Erinnerung an die alten politischen Rechte, die ständische Unabhängigkeit. Da König Ferdinand abgeschlagen hatte, einen Reichstag zu berufen, so schritten die in Prag Versammelten auch ohne ihn dazu. Sie betrachteten sich auch allein als das Reich, und stellten wirklich ein Heer ins Feld, vor allem, um das Eindringen „des fremden unchristlichen hispanischen Volkes" zu verhindern.

Nicht um Johann Friedrich zu stürzen, sondern um sich nur selber gegen ihn zu behaupten, mußte jetzt der König seine Kräfte anstrengen.

Dazu reichten sie nicht aus, daß er selber hätte zu Felde gehen können, aber er vermochte doch dem Herzog Moritz einige Hülfstruppen zu schicken, mit welchen dieser eine feste Stellung zu Chemnitz einnahm.

Von der andern Seite ließ der Kaiser den Markgrafen Albrecht von Culmbach mit 10 Fähnlein und 1200 Reitern anrücken, der sein Hauptquartier in der Stadt Rochlitz aufschlug, dem Leibgeding der Herzogin Elisabeth, Schwester des Landgrafen. Elisabeth hatte

1) Der königlichen May. mündliche Red zu Leutmeritza in Acta alter Handlungen ꝛc. bei Hortleder II, III, 83. 767; besonders merkwürdig sind die Vorträge des Klenowsky.

dem Herzog Moritz den Ort niemals eröffnen wollen, sogar einmal Geschütz auf ihr Schloß führen lassen, um es im Nothfall zu vertheidigen: dem kaiserlichen Befehlshaber konnte sie das aber nicht versagen.

Die beiden Fürsten faßten nun die Absicht, ihre Heerhaufen am 2. März zu vereinigen, und mit vereinten Kräften auf Johann Friedrich loszugehen, der sein Lager bei Altenburg aufgeschlagen hatte.

Johann Friedrich, der durch die Gunst der Einwohner mit bessern Nachrichten versehen ward, als seine Gegner, kam diesem Angriff jedoch zuvor. Er wußte, daß der Markgraf die Fastnachtsvergnügungen dort an dem kleinen Hofe in die Fasten hinein fortsetzte, daß er seiner Truppen nicht vollkommen mächtig sei, weil er sie nicht gehörig besolde und alle Vorsicht versäume. Am Morgen jenes 2. März erschien er vor Rochlitz, und hatte die Höhen eingenommen, die den Ort beherrschen, ehe der Markgraf von seiner Ankunft etwas erfuhr. Zwar ließ dieser nun aufblasen und aus den Thoren rücken, aber seine Reiter hatten keine Lust, gegen die feindliche Uebermacht ernstlich anzugehen. Zu gleicher Zeit wurde die Brücke, die über die Mulde führt, genommen, und in der Vorstadt kam Feuer aus; in dem allgemeinen Wirrwarr, der hierüber entstand, war an keine Vertheidigung zu denken. Der streitbare, freudige Markgraf ward selber gefangen: seine Leute mußten schwören, binnen 6 Monaten nicht gegen den Churfürsten zu dienen.

Unter den kleineren Waffenthaten wird sich selten eine finden, die ein so allgemeines Aufsehen erregte. In allen Correspondenzen der Zeit wird ihrer als eines wichtigen Ereignisses gedacht[1]).

Das machte: die Stellung, welche Johann Friedrich dem Kaiser gegenüber einnahm, war von einer universalen politischen und religiösen Bedeutung.

Bis auf einige feste Plätze fiel jetzt das ganze Gebiet des Her-

1) Schreiben an die Universität: Rectori, magistris und Doctoren unser Universität zu Wittenberg, bei Strobel Vermischte Beiträge p. 70; auch an Bugenhagen, Brück und Melanchthon besonders gerichtet: Corp. Ref. VI, 428. Im Wesentlichen, ausgenommen der Schluß, identisch mit einem Schreiben an den König von Frankreich bei Ribier I, 621. Noch besser, besonders viel anschaulicher, ist jedoch das Schreiben Graf Volradts von Mansfeld an seinen Vater, 3. März; aus diesem und dem Briefe des Churfürsten ist wohl die wahrhaftige Zeitung bei Hortleder II, c. 62 erst zusammengesetzt. Eigenthümlich ist der Bericht von Albrechts Seite in Meusels historischen Untersuchungen Bd. III.

zog Moritz in seine Hand. Als einen letzten Zufluchtsort befestigte derselbe in diesem Augenblicke Königsberg: Johann Friedrich bezeichnet ihn schon als verjagt.

Aus den Lausitzen zogen eine Anzahl erbgesessener Vasallen, die der König aufgerufen, dem Churfürsten zu. Die Leute der Sechs-Städte, welche dem Gebot des Königs fürs Erste Folge leisteten, sangen doch Schmählieder auf ihn und schwuren, niemals gegen den Churfürsten zu streiten [1]).

Die böhmischen Stände traten mit Johann Friedrich in offene Unterhandlung; sie hatten nichts dagegen, daß die churfürstlichen Truppen Joachimsthal besetzten [2]). Zwischen beiden Theilen ward nicht allein über die Erneuerung der alten Erbeinigung zwischen der Krone und dem Churhause, sondern über die Errichtung eines förmlichen Kriegsbündnisses, kraft dessen kein Theil ohne den andern einen Vertrag eingehen sollte, unterhandelt. Böhmische Gesandte erschienen im Lager des Churfürsten.

Wir sehen: nicht in einer bloßen Vertheidigung war Johann Friedrich begriffen: das ganze Elbgebiet erkannte ihn in diesem Augenblicke als seinen Vorfechter an. Unermeßliche, wiewohl unbestimmte Aussichten breiteten sich vor ihm aus.

Er mußte sie freilich ergreifen und verwirklichen. Er mußte die böhmischen Stände, die schlesischen und lausitzischen Herren und Städte zu einem Entschluß treiben, der keinen Rückweg übrig ließ: ohne dies waren sie so gut wie er verloren. Er durfte sich mit dem unthätigen Antheil, den die Populationen ihm widmeten, nicht begnügen; jetzt war die Zeit gekommen, wo Alles an Alles gesetzt werden mußte, wo der Krieg nicht mehr mit den Ueberschüssen der Kammergüter und der Kämmereikassen geführt werden konnte, sondern alle Kräfte auch der Privatleute in Bewegung zu setzen waren. Alles betrachtet, hatte er keine Wahl mehr: er war verloren oder er mußte sich vorsetzen, Kaiser zu werden, ein Kaiser der protestantischen Stände, Städte und Bauern.

Aber einmal leuchtet ein, daß das Unbestimmte und Weitaussehende dieser Stellung ihm in seinen Nachbarn neue Feinde machen

1) Richter Geschichte des Pönfalls der sechs Städte.

2) In dem zweiten Buche d'Avilas wird auf diese Einnahme von Joachimsthal besonderer Werth gelegt: valle muy principal en aquel reyno, donde son todas las mineras que ay en el y esta empresa fue hecha mas con voluntad de los Boémios que por fuerça de los capitanes del duque (52).

mußte — wie denn unter andern Joachim II sich jetzt ernstlich dem Kaiser zuwandte, demselben sogar von seinem Sohne mit ein paar hundert Mann einen Reiterdienst thun ließ [1]) —; und sodann: Johann Friedrich, der keinen entschiedenen Ehrgeiz nährte, der Alles von der Vorsehung erwartete, die Waffen nur zur Vertheidigung in der Hand hielt, war nicht der Mann, um sich in eine Rolle dieser Art auch nur zu finden: er faßte wohl keine der vor ihm liegenden Möglichkeiten weder des Glückes noch des Unglückes in ihrer ganzen Wahrheit auf.

Dagegen faßte der Kaiser die Gefahr, die in der Entwickelung dieser Aufstellungen des Gegners für ihn lag, in voller Präcision.

Er hatte anfangs gemeint, den Kampf mit dem Churfürsten den Nachbarn desselben, zu denen er einen Theil seiner eignen Truppen stoßen ließ, zu überlassen und indessen nach Frankfurt zu gehen, um von da aus einen Angriff auf Hessen zu machen, zugleich aber dort einer Versammlung der deutschen Städte beizuwohnen, auf der er einen Bund, dem alten schwäbischen ähnlich, zu Stande zu bringen hoffte, auf den er sich in den deutschen Irrungen stützen könne, und für die allgemeinen Angelegenheiten Sorge zu tragen [2]). Schon war er der Franzosen nicht mehr sicher. Der Papst sprach von der Nothwendigkeit, den Frieden zu befestigen, aber die Vermittelung, die er dabei übernehmen zu wollen sich bereit erklärte, war damals keineswegs im Sinne des Kaisers. Wußte man doch, daß sich der Papst des Widerstandes freue, den der Kaiser noch fand. Eine allgemeine Agitation ließ sich bemerken. König Franz hatte in diesem Augenblick den Protestanten wirklich eine nicht unbedeutende monatliche Beihülfe für die fernere Dauer des Krieges versprochen [3]). Am 28. Januar war Heinrich VIII gestorben: die Testamentsvollstrecker versprachen, eben so viel zu leisten wie die Franzosen.

1) Vorher waren manche Vermittelungsvorschläge gegangen, z. B. „Articul, worauf die jetzt beschwerliche und sorgfeltige Kriegshandlung im h. Reich wiederumb in Frieden und Ruhe gebracht werden mechten" (Berliner Archiv), ganz protestantischen Inhalts, mit der Forderung eines unparteiischen Kammergerichts ꝛc., so daß Johann Friedrich darauf einging, — die aber unter den damaligen Umständen zu keinem Ziele führen konnten.

2) Das Schreiben bei Maurenbrecher App. 54 muß einige Zeit früher fallen, als den 20. März; denn auf diesen Tag war die Zusammenkunft in Frankfurt bestimmt; sie sollte schon am 25. März ohne den Kaiser Statt finden

3) Der König fürchtete nach Besiegung der Protestanten für Piemont Mesnage bei Ribier I, 598.

Da traf ihn die Nachricht von jenem Ereigniß in Rochlitz[1]). Was hätte sich aber in Oberdeutschland oder auch zur Beruhigung von Europa überhaupt ausrichten lassen, so lange Johann Friedrich selbst noch zu Felde lag und ein Umschlag des Glückes zu erwarten stand. Selbst in Rom freute man sich an der Gegenwehr, die er leistete.

Das Allernothwendigste war, den Churfürsten von Sachsen mit aller Macht ohne Zeitverlust niederzuwerfen.

Schon mußte man fürchten, die böhmische Unruhe möchte in die Bahn der alten Rebellionen gerathen. Ferdinand schrieb in einem Tone, als sei alles verloren. Piero Colonna, den der Kaiser dahin geschickt, um Erkundigungen über die Lage der Dinge einzuziehen, berichtete ihm, seine eigene Anwesenheit sei dringend vonnöthen, die Person des Kaisers sei mehr werth, als 25000 Mann.

Hierauf entschloß sich Carl V. Er vergaß seine Krankheit und den Rath seiner Aerzte, noch eine Zeitlang der Luft von Ulm zu genießen, seine Cur abzuwarten: „in Folge des dringenden Verlangens unseres Bruders", schreibt er am 20. März an Maria, „und aus Furcht, die Dinge möchten sonst in jenen Gegenden in volle Verwirrung gerathen, will ich morgen aufbrechen". Seinem Bruder meldet er, er werde ihm zuziehen mit allen Truppen, die er bei sich habe, und zwar so bald als möglich, in so langen Tagemärschen, als nur immer ausführbar. So eben gelang ihm auch, Straßburg zur Unterwerfung zu bringen, so daß er in seinem Rücken nichts zu fürchten brauchte[2]). Am 24. März traf er in Nürnberg ein, um das seine Armee sich bereits gesammelt hatte.

Noch einmal ward hier ein Vermittelungsversuch gemacht. Der Herzog von Cleve hoffte, es werde ihm gelingen, seinen Schwager noch in diesem letzten Moment mit dem Kaiser zu versöhnen. Daran knüpfte sich in Einem und dem Andern die Meinung, daß dann die ganze Bewegung sich gegen Italien und den Papst entladen werde.

Allein wie wäre hier an ein Uebereinkommen zu denken gewesen? Hätte man jemals erwarten dürfen, daß sich Johann Friedrich in Bedingungen fügen sollte, wie sie Herzog Moritz angenommen: die zwar nicht eine volle Unterwerfung in sich schlossen, aber doch auch die religiöse Sicherheit bei weitem nicht gewährten, welche sein Ge-

1) Commentaires 179.

2) Correspondenz des Kaisers mit seinem Bruder und seiner Schwester zum Theil bei Bucholtz, zum Theil im Arch. zu Brüssel. (Beide bei Lanz II.)

wissen hätte befriedigen können. Johann Friedrich versprach wohl, die Rechtspflege anzuerkennen, welche der Kaiser einrichten werde, aber mit einem Vorbehalt, der noch immer auf die Beschlüsse des Reichstags von Speier hindeutete. Und eben so wenig konnte man von Carl V erwarten, nachdem er einmal Herzog Moritz als Churfürsten anerkannt, daß er dies wieder zurücknehmen würde. Er blieb dabei, daß sich Johann Friedrich auf Gnade und Ungnade ergeben, sogar seine Festungen überliefern sollte[1]).

Wenn er um sich sah, erhob sich in ihm das Gefühl des unzweifelhaften Uebergewichts.

Der Tod seines alten Nebenbuhlers Franz I, dessen letzter Act jene Zusage an Sachsen gewesen war, kam ihm eben zur rechten Zeit. In dem Moment eines Regierungswechsels war von dort an keine nachhaltige Hülfe zu denken.

Auch von den Böhmen war kein ernstlicher, entschlossener Widerstand zu erwarten. Allerdings hatten sie die großen Straßen durch Verhaue verlegt, aber ihr Anführer Caspar Pflug von Schlackenwalde war seiner Sache nicht so gewiß, daß er auch nur dies Unternehmen vollständig ausgeführt hätte. Was dem Kaiser in diesem Kriege überhaupt sehr zu Statten gekommen, die Autorität seiner Würde, trotz aller geistlichen Antipathie, darin lag auch der Vortheil seines Bruders. Gewiß war es nicht Verrätherei an den Ständen, auch wohl nicht Furcht, was Caspar Pflug so unschlüssig machte, sondern innere Verlegenheit. Sei Johann Friedrich der Religionsverwandte der Böhmen, sagte er, so sei doch Ferdinand ihr König: entweder sei das Reich oder die Religion in Gefahr[2]).

Ohne Hinderniß gelangte Kaiser Carl nach Eger; auch Ferdinand und Moritz wurden nicht abgehalten, sich dort mit ihm zu vereinigen. Der Kaiser beging das Osterfest daselbst; bei dem feierlichen Hochamt, mit dem das Fest begangen ward, sah man neben den Kriegsbefehlshabern und Ober-Hofbeamten des Kaisers, die in dem goldnen Vließ prangten, auch die deutschen Fürsten Moritz und seinen Bruder

1) Die Ulmer Gesandten Eger 17. April: „Als wir den 15. dieß monats zu Hirschau zum Imbiß abgestigen, Ist Hzg. Wilhalm von Cleve und die Pfalzgravisch Botschaft furgiriten; hatt uns Hr. v. Flaten angezaigt, das sy alle ungeschafft von kays. Mt. abweichen müßen und all ir werbung und unterhandlen unverfengklich geweßt seyen. Dann es werden so beschwerlich Conditionen und anhengk von J. Mt. ervordert, das H. Hansen zu verstaten schier unmöglich, dazu gar verderblich".

2) Sastrow II, S. 10. Godoi f. 40.

August, so gut wie den Herzog von Cleve; der Bischof von Arras, der jetzt in Abwesenheit seines Vaters die Geschäfte verwaltete, las die Messe.

Und von hier aus faßte nun der Kaiser den Feind ins Auge, der jetzt der vornehmste für ihn in der Welt geworden. Zunächst lag am Tage, daß der Fall desselben den Gehorsam von Böhmen in sich schloß.

Für Johann Friedrich war aber nichts verderblicher, als eben diese seine Verbindung mit den Böhmen.

Wenn er früher seine Kräfte mit denen des Kaisers verglich und die Möglichkeit eines weitern Widerstandes überlegte, so war sein Gedanke, nicht sein ganzes Land, sondern nur seine Festungen, vor allen Wittenberg und Gotha zu vertheidigen, sich da auch nicht einmal selbst einzuschließen, sondern sich nach Magdeburg zurückzuziehen, wo er hoffen durfte, am ersten seine Sache herstellen zu können. Es war darüber mit den beiden Bürgermeistern Heine Aleman und Levin von Emden unterhandelt worden. Die Stadt hatte sich sehr bereit erklärt, ihn mit seiner Familie aufzunehmen, und dazu bereits ein Haus in Vorschlag gebracht, wenn er allein erscheine. Sollte er dagegen alle seine Truppen mitbringen, was er andeutete, so hatten sie auf einige Bedingungen angetragen, die jedoch keine Schwierigkeiten machen konnten, da sie hauptsächlich die Abwendung der von Herzog Moritz über die Stifte in Anspruch genommenen Schutzgerechtigkeit betrafen.

Was den Fürsten in der Ausführung dieses sehr vernünftigen Planes irre machte, war im Grunde allein das Verhältniß zu den Böhmen. Um mit denen in unmittelbare Verbindung zu treten, war ein Theil seines Heeres nach den Bergstädten gezogen und hatte das Gebirge überschritten; mit den übrigen stellte er sich an der mittleren Elbe, bei Meißen, auf: hier, hoffte er, werde er das böhmische Heer am leichtesten an sich ziehen können [1]).

Hatten aber die Böhmen nicht gewagt, dem Kaiser ihr Gebiet zu verschließen, so erhoben sie sich noch viel weniger zu dem Entschluß, außerhalb ihres Landes einem Heere desselben entgegenzugehen.

So geschah, daß sich Johann Friedrich mit zerstreuten Kräften an ungünstiger Stelle im Felde betreffen ließ.

1) „Dann itziger Zeit liegen s. Chf. Gn. an einem solchen Ort, da die Boheimen s. Chf. G. wöllen zuziehen, daß s. Chf. Gn. dieselben sicher zu sich bringen mögen.“ (U. G.)

Niemals vielleicht waren Heere, deren Kampf über ein großes Weltinteresse entscheiden sollte, an Kräften so ungleich. Der Kaiser hatte 17000 M. z. F., 10000 M. z. Pf. Durch die Anstrengungen des Feldzuges, die mancherlei Besatzungen, die Unternehmung nach dem Erzgebirge und nach Böhmen war dagegen das Heer, das Johann Friedrich unmittelbar bei sich hatte, auf 4000 M. z. F., 2000 z. Pf. herabgebracht worden.

Der Kaiser betrat die sächsische Grenze ungefähr eben da, wo vor dem Jahre die Böhmen und Hussiten eingedrungen waren, am 13. April. Sein erstes Nachtlager nahm er zu Adorf, das zweite zu Plauen; aus dem Voigtlande rückte er nach dem Osterland vor, nach Altenburg, Colditz[1]): nirgends fand er Widerstand; 15 sächsische Fähnlein wurden unterwegs aufgehoben; „wo der Kaiser hinzieht", schreibt Ulrich Zasius aus seinem Lager, „giebt sich alles: nie hat man ein solches Vorrücken gesehen". Durch die Linie, die er beschrieb, schnitt er den Gegner zugleich von dessen thüringischem Hauptlande ab, und ging ihm selber zu Leibe.

Denn noch immer wartete Johann Friedrich in der Gegend von Meißen der böhmischen Hülfe, die man ihn hatte hoffen lassen.

Welch eine andere Heeresmacht, die jetzt von den böhmischen Grenzen her gegen ihn vordrang!

Endlich mußte er erkennen, daß ihm nun doch nichts übrig bleibe, als sich nach seiner Festung Wittenberg zurückzuziehen.

Aber schon war er in dem Nachtheil, daß, indem er an dem rechten Ufer der Elbe hinabzog, die Feinde in denselben Gegenden an dem linken erschienen und nur hauptsächlich durch den Fluß von ihm getrennt waren.

Am 23. April gönnte sich der Kaiser, nachdem er 10 Tage unausgesetzt fortgezogen, einen Rasttag zwischen Oschatz und Lommatzsch auf einem Schleinitzischen Gut, genannt zum Hof, an der Jahna, in einer Gegend, die schon einmal durch den Kampf zwischen Heinrich I und den von den ungarischen Bewegungen ergriffenen Daleminziern in der deutschen Historie namhaft geworden. Noch war er der Meinung, die Brücke bei Meißen, welche Johann Friedrich abgebrochen hatte, wiederherzustellen und denselben dort zu suchen oder ihm nachzueilen[2]). An der Jahna aber vernahm er, daß sich das sächsische

1) Tagebuch des Mameranus, erläutert in der Sammlung vermischter Nachrichten zur sächs. Geschichte III, 103 f.

2) Lettre de l'empereur à sa soeur 25. avril 1547, zuerst von Dr. Coremans publicirt in dem Blatte: freie Presse nr. 1 (1. Januar 1840).

Lager nicht mehr dort befinde. Johann Friedrich hatte eine Stellung bei Mühlberg genommen, die man von allen Seiten für fester hielt, als sie war; er erwartete nichts anderes, als daß der Kaiser bei Meißen über den Fluß gehen und ihm Zeit lassen werde, sich weiter zurückzuziehen. Er führte eine Schiffbrücke bei sich, um mit dem jenseitigen Ufer in Verbindung zu bleiben, und der unter Thumshirn nach Böhmen gegangenen Schaar, wenn sie etwa erscheinen sollte, den Uebergang zu erleichtern. Der Kaiser konnte aber nicht gemeint sein, dies zu erwarten, oder auch nur zuzusehen, daß der Gegner zu seinen festen Plätzen gelange, was den Krieg Jahre lang hätte hinausziehen können. Als man ihm sagte, daß es zwar schwer, aber nicht unmöglich sein werde, im Angesicht des Feindes den Fluß zu überschreiten, war er auf der Stelle entschlossen, es zu versuchen, entweder mit Hülfe der Pontons, die er auf einer langen Reihe von Wagen mit sich führte, oder durch die Furten, von denen man ihm sagte. Jetzt hatte er den Feind, an den sich ein so großer Theil der Weltbewegung knüpfte, schwächer als je vor sich. Er war entschlossen, ihn nicht entkommen zu lassen. Noch am Abend brachen die Wagen auf: gegen Morgen erhob sich das ganze Lager.

Die Ersten, die das Ufer erreichten, waren Herzog Moritz und der Herzog von Alba. Von einem Bauer, den sie überredet, auf seinem Kahn hinüberzufahren, vernahmen sie mit Sicherheit, daß Johann Friedrich noch selbst zugegen sei. Sein Fußvolk war schon im Aufbrechen begriffen: er wollte noch seine Sonntags-Andacht abwarten, um demselben dann mit der Reiterei nachzufolgen. An dem Ufer standen einige Hakenschützen, um die Schiffbrücke zu vertheidigen [1]).

Glücklicher, einladender konnten die Dinge nicht stehen. Eine bessere Gelegenheit, die Sache mit Einem Schlage zu Ende zu bringen, ließ sich niemals erwarten. „Eilends und übereilends“, sagt der Bericht eines Anwesenden, „zog der Kaiser herbei“.

Die spanischen Hakenschützen des Vortrabs eröffneten den Kampf gegen die Mannschaften, welche die Schiffbrücke vertheidigen sollten. Unter dem schützenden Feuer der Büchsen schwammen acht Spanier, rasch entkleidet, zwei von ihnen ihre Säbel im Munde, auf die Schiffbrücke zu, erstiegen sie und brachten sie in ihre Gewalt. Die

1) Relatione di Lorenzo Contarini, 1547, dieselbe, die unter dem Titel Rel[ne] della casa d'Austria vorkommt, dadurch merkwürdig, daß sie die von beiden Theilen, besonders aber dem protestantischen, begangenen Fehler erörtert, ruft aus: Il nemico vicino e non sta con guardia.

Leute Johann Friedrichs, die eben beschäftigt gewesen, sie aufzulösen, machten einen vergeblichen Versuch, sie wenigstens in Brand zu stecken. Schon setzten auch einige Husaren durch den Fluß und zeigten sich auf dem jenseitigen Ufer. Die churfürstlichen Reiter, bereits im Abzug begriffen, kehrten noch einmal um und es schien, als würden sie sich zu einer andauernden Vertheidigung des Ufers aufstellen. Das war jedoch nicht der Auftrag, den sie erhalten. Ihr Herr war indessen, nachdem er die Predigt gehört und sein Frühmahl eingenommen, dem vorangegangenen Fußvolk nachgezogen. Das thaten sie auch: sie sahen in den herübergekommenen Leuten die Begleitung des Herzog Moritz, die ihnen nicht sehr gefährlich vorkam.

So wie sie aber den Rücken wandten, erschien der Kaiser mit aller seiner Macht.

Der Kaiser, dessen Ehrgeiz es war, Raschheit und Bedachtsamkeit zu verbinden, trug Bedenken, den Uebergang unverzüglich zu befehlen. Denn man werde, wenn der Churfürst plötzlich umkehre, die Hinübergegangenen zurückwerfen, und der Schimpf würde auf ihn zurückfallen, da diese Unternehmung sein eigenstes Werk sei. Er ließ erst an der Schiffbrücke arbeiten, um Artillerie und Infanterie an der Hand zu haben. Nach einiger Zeit aber überzeugte er sich, daß von den Abziehenden keine Umkehr zu befürchten sei und ein längerer Verzug dem Feinde zu Statten kommen dürfte. Er gab daher den erforderlichen Befehl.

Er hatte bereits über den dichten Nebel zu klagen angefangen, der an diesem Morgen Fluß und Feld bedeckte, der ihn hier verfolge, wie dort an der Donau. Jetzt aber hob er sich, und man erblickte die Elbe. Die classisch gebildeten Italiener und Spanier begrüßten den Fluß, den die Römer nur nennen gehört und kaum jemals gesehen. Ihr Führer kam ihnen wie einer jener römischen Imperatoren vor, die am tiefsten in Germanien eingedrungen. Die Furt zeigte sich sehr brauchbar, von festem Boden: sieben Pferde neben einander konnten sie hindurchjagen; das Wasser reichte den Reitern bis an den Sattel[1]). Zuerst setzten Alba und Moritz über den Fluß, dann die übrigen leichten Pferde, ungefähr 4000, mit 500

1) In Wrisbergs 2. Bericht heißt es: „indes ist die Elb berieten und gegrundt worden, das kais. Mt. mit freier Schlachtordnung zu Roß hindurch gezogen, also das es einem rechten Schützenpferd nit hoher dann an den Sael geschlagen, daß keine Reiter des Orts schwimmen durften". (Meusel historische Untersuch. III, 51.) Avila meint das letztere, doch glaube ich aber dem deutschen Reitersmann.

Hakenschützen, die den Reitern hinten aufgestiegen: dann Ferdinand, endlich der Kaiser. Die Protestanten hatten den Kaiser, der in der Pein der Krankheit ins Feld gegangen war und noch in Nürnberg ungern Jemand vor sich ließ, beinahe als einen Verstorbenen betrachtet: wie ein einbalsamirter Leichnam, wie ein Gespenst rückte er gegen sie an; aber sie kannten diese kranke, schwächliche, scheinbar verkommende Natur nicht, die sich dann mit Einem Male wieder in aller ursprünglichen Energie erhob und das Ziel, das sie vor sich sah, unaufhaltsam verfolgte: im Felde war der Kaiser gesund und munter: täglich stand er früh um vier Uhr auf; auch heute erschien er, noch einmal sehr ritterlich anzusehen, ganz in blanken Waffen, mit dem rothen goldgestreiften burgundischen Feldzeichen, begierig sich zu rächen und des Sieges im Voraus gewiß.

Während nun unter seinen Augen die Schiffbrücke vollendet wurde und die schwere Reiterei so wie das Fußvolk in aller Ordnung über den Fluß ging, eilten Alba und Moritz dem sich zurückziehenden Feinde nach. Die leichten italienischen Pferde und die Husaren hatten ihn bald erreicht. Die Husaren mit ihren spitzen bunten Schilden und überaus langen Speeren, die sie beide mit großer Behendigkeit zu gebrauchen mußten, versetzten den Krieg, wie er an den türkischen Grenzen geführt ward, jetzt in das Elbthal. Sie rissen das Hofgesinde des Herzog Moritz stürmisch mit sich fort.

Wohl sehr möglich, daß ihnen Johann Friedrich mit seinen ausgerasteten Pferden und mit einem Geschütz, welches zahlreich genug gewesen wäre, um einen kleinen Anfall abzuwehren, entgehen, wenn es ihm Ernst war, noch am Abend Wittenberg hätte erreichen können. Auch ward ihm das vorgeschlagen. Es ist so recht ein Zeichen seiner ehrlichen Gewissenhaftigkeit, daß er es nicht that. „Wo sollte", sagte er, „mein getreues Fußvolk bleiben?" Es schien ihm billig, diejenigen, die für ihn fochten, auch seinerseits nicht zu verlassen. Nachdem er schon ein paar Mal sich umgekehrt und die Anfälle des Feindes zurückgewiesen hatte, sah er sich endlich genöthigt, in der Nähe von Coßdorf Halt zu machen.

Seine Meinung war keineswegs, daß es zu einer Schlacht kommen würde. Er dachte nur die beschwerlichen Truppen seines Vetters — denn nur von diesem glaubte er verfolgt zu sein[1]) —

1) Cüstriner Bericht: „H. Hans Friedrich vormeint, das solch nacheillen allein durch etliche geschwader beschehn, die sich also ahn jne hengen wolt, und nicht weniger geacht den (nichts weniger geglaubt als) das kais. und kon. Mt. selbst mit dem ganzen Heer vorhanden wären".

zurückzuweisen, wie an der Donau mancher ähnliche Ueberfall bestanden worden, und dann in der Nacht ruhig weiter zu ziehen.

Allein die Stunde war gekommen, die über sein Schicksal entscheiden sollte.

Noch einmal ließ Alba, wie er nun sah, daß der Feind zum Stehen gebracht worden, bei dem Kaiser anfragen, ob er zu ernstlichem Angriff schreiten sollte. Der Kaiser antwortete, den günstigen Augenblick dürfe man nie versäumen, und eilte, wie er dem Herzog Moritz am Morgen versprochen, mit seinem Gewalthaufen vorwärts, um wo möglich selber dabei zu sein.

Johann Friedrich hatte seine Mannschaften an einer Waldspitze aufgestellt, das Fußvolk mit einigem Feldgeschütz in der Mitte, die Reiterei in fünf verschiedenen kleinen Haufen vorwärts und rückwärts demselben auf beiden Seiten.

Es war am 24. April, eines Sonntags, Nachmittag um 4 Uhr, daß die kaiserlichen Reitergeschwader der Vorhut, ungefähr 2200 M. stark, unter dem Feldgeschei „Hispania und das Reich", das sie in verschiedenen Sprachen riefen, auf die Schlachtordnung losgingen, die Johann Friedrich umgab.

Das Feuern der churfürstlichen Truppen wirkte wenig: indessen würden sie wohl Stand gehalten haben, wäre nicht in diesem Augenblicke in der Ferne der Gewalthaufen des Kaisers sichtbar geworden. Nun erst sahen sie, mit wem sie zu thun hatten: daß sie, wenn sie auch jetzt sich hielten, doch gegen die Nachkommenden verloren waren. Die neuere Kriegsgeschichte zeigt in verschiedenen Beispielen, wie gefährlich es ist, sich an eine Oertlichkeit zu lehnen, die man nicht beherrscht. Ohne Schwierigkeit drangen die Husaren in das Gehölz vor, das der Aufstellung zum Rückhalt hatte dienen sollen. Zuerst gerieth die Reiterei in Verwirrung: — vergebens war alles Zurufen Johann Friedrichs — sie sprengte in wilder Flucht auseinander [1]). Da warfen auch die Fußvölker ihre Gewehre weg und suchten ihr Heil in der Flucht. Es war keine Schlacht, sondern ein Ansprengen auf der einen, ein Auseinanderstäuben auf der andern Seite: in einem Augenblick war Alles vollendet [2]). Johann Friedrich, ganz

1) Ein Schreiben Johann Friedrichs an seine Söhne aus Augsburg (Donnerstag nach Decollationis 1547) giebt der Reiterei alle Schuld.

2) Man muß freilich dabei weder Avila glauben, der die Gelegenheit ergreift, taktische Regeln beizubringen, noch seinen Nachfolgern. Ich habe auch hier nur die ältesten und einfachsten Berichte, von denen zwei aus der kaiserlichen Canzlei selbst stammen, vor Augen gehabt.

allein gelassen, sah sich plötzlich selbst im Holz mit einem Husaren gleichsam im Zweikampf. Er wehrte sich männlich, und schon meinte der Husar ihn entleiben zu müssen: als ein Edelmann vom Hofgesinde des Herzog Moritz, Thilo von Trotha, herbeikam. Nur einem Deutschen wollte der Fürst seine Ehre verpfänden: dem Husaren überließ er seinen Dolch und sein Schwert: dem Deutschen gab er seinen Ring.

Während nun die Zersprengten verfolgt wurden — die Reiter setzten sich dann und wann noch zur Wehre, aber das Fußvolk ward ohne Erbarmen niedergemetzelt: bis jenseit der Heide sah man die Leichen —, ward der gefangene Fürst nach dem kaiserlichen Heerhaufen abgeführt.

Vor einer Stunde hatte er sich noch als ein Oberhaupt des deutschen Protestantismus mit aller Hoffnung des Widerstandes, als eins der wichtigsten Glieder der großen europäischen Opposition betrachten können, und wenigstens als einen Vorfechter des göttlichen Wortes hatte er sich gefühlt; jetzt war er gefangen: „nun bin ich hier“, sagte er, „nun erbarme dich mein, du getreuer Gott“. Der Kaiser sah ihn von ferne kommen: er erkannte den friesischen Hengst, den Johann Friedrich vor drei Jahren in Speier geritten, an jenem Reichstag, an welchem sich die Protestanten unter der Leitung desselben die verhaßtesten Concessionen erzwungen. Johann Friedrich wollte absteigen: der Kaiser winkte ihm, er möge sitzen bleiben: es war ihm genug, daß er ihn sah, mit Blut bespritzt, den Kopf geneigt, mit dem Ausdruck der Demüth. „Erkennt Ihr mich nun“, rief er ihm entgegen, „für einen römischen Kaiser?“ „Ich bin“, antwortete der Churfürst, „auf diesen Tag ein armer Gefangener: Kaiserl. Majestät wolle sich gegen mich als einen gebornen Fürsten halten“. „Ich will mich so gegen Euch halten“, erwiederte der Kaiser, „wie Ihr Euch gegen mich gehalten“. „Ihr suchtet“, fiel König Ferdinand ein, gleich als habe er erklären wollen, wie dies zu verstehen sei, „mich und meine Kinder von Land und Leuten zu verjagen: Ihr seid mir ein feiner Mann“. Wie weidete der Bischof von Hildesheim, der in vollen Waffen durch die Elbe gegangen — im Namen der deutschen Bischöfe, wie er sagt, die von dem Ketzer in so große Gefahr gesetzt worden — bei dem Anblick des gefangenen Ebers seine Augen. So bezeichnet er ihn selbst: er sagt, er wolle nicht ein paar hundert Ducaten dafür nehmen, nicht dabei gewesen zu sein [1]). Am späten Abend erst kam Herzog Moritz zurück.

1) Sein Bericht bei Bucholtz IX, 420.

Er hatte an diesem Tage mehr als 20 Stunden zu Pferd gesessen; bei der Verfolgung hatte ein feindlicher Reiter, plötzlich umkehrend, eine Feuerbüchse gegen ihn abgedrückt, die zu seinem Glücke nicht losging; noch mit einem andern war er handgemein geworden, da hatte ihn ein Edelmann seiner Umgebung gerettet; für alle diese Anstrengung und Gefahr fand er nun bei seiner Rückkehr den Stammesvetter gefangen; nun erst konnte er sich als Churfürst betrachten. Der Hader der beiden Linien hatte ein Moment der großen Weltbewegungen gebildet: deren Erfolge entschieden ihn.

Als Gefangener ward Johann Friedrich vor seine Feste Wittenberg gebracht.

Sehr ernstlich ist die Rede davon gewesen, ihm wegen des doppelten Verbrechens der Rebellion und der Ketzerei das Leben zu nehmen. In dem Todesurtheil ist hauptsächlich von dem ersten die Rede, dem höchsten und erschrecklichsten aller Verbrechen, dem der beleidigten Majestät; bei den Berathungen machte sich noch mehr der andere Gesichtspunkt geltend. Die Einwirkung, welche den Krieg hauptsächlich hervorgerufen, gewann durch die glückliche Wendung, die derselbe genommen, neue Stärke. Man schrieb dem Kaiser das Wort zu: „ich kam, ich sah und Gott siegte". In diesem Sinne erblickten Einige in dem Glück der Schlacht fast eine unmittelbare Veranstaltung Gottes: zum guten Zeichen sei ein Adler über dem spanischen Fußvolk dahergeflogen; den andern Tag habe man die Furt, die das Heer passirt, schon nicht mehr benutzen können; die Sonne sei blutroth aufgegangen, wie an andern glücklichen Schlachttagen des Kaisers; sie habe höher gestanden, als nach den Stunden des Tages zu erwarten gewesen; es fehlte wenig, daß man nicht sagte, Gott habe den Tag verlängert, um das Ermorden der verfolgten Ketzer zu begünstigen: wenigstens hat man es angedeutet. So forderte nun auch der Beichtvater, daß Johann Friedrich die Strafe der Ketzer, den Tod, erleide. Er meinte, dann werde bei dem ersten ernstlichen Angriff auch Wittenberg fallen, das ja nicht allzu fest sei; in dem Schrecken darüber werde sich das ganze Land unterwerfen, und Alles in den alten Stand wiederhergestellt werden können.

Johann Friedrich war sehr ruhig dabei. Im Anfange seiner Gefangenschaft zeigte er sich bekümmert, weil man ihm sagte, sein ältester Sohn sei in der Schlacht umgekommen; als aber ein Trompeter, der deshalb in die Stadt geschickt ward, mit der Nachricht zurückkam, der Prinz lebe und werde bald von der Wunde, die ihm

beigebracht worden, genesen sein, auch ein Wahrzeichen desselben mitbrachte, erschien Johann Friedrich nicht anders als getrost und herzhaft. Ueber alle Furcht für sich selber erhob ihn die Gewißheit einer andern lebendigen Gemeinschaft, der er von jeher angehört, und sein vollkommen reines Gewissen. Man erzählt, das Todesurtheil sei ihm publicirt worden, als er mit Herzog Ernst von Braunschweig, der mit ihm gefangen worden, Schach spielte [1]). Er war längst darauf gefaßt: nicht einmal in seinem Spiel ließ er dadurch sich stören: „Vetter", sagte er, nachdem er das Urtel wie ein anderes Papier neben sich gelegt, „gebt Acht auf Euer Spiel: Ihr seid matt".

Indessen machte man im kaiserlichen Rathe doch auch einige Betrachtungen anderer Art.

Man sah wohl, daß Wittenberg nicht so leicht erobert werden dürfte, als man geglaubt. Es war sehr gut befestigt, mit allem Nöthigen auf lange Zeit versehen. Um die Belagerungsarbeiten zu fördern, hatte Moritz 15000 Schanzgräber zu stellen versprochen, aber nicht mehr als 300 aufbringen können. Die Spanier zeigten sich ohnehin nicht eben zu seinen Gunsten gestimmt: sie meinten, sie seien nicht dazu da, um ihm Städte zu erobern. Dem Beichtvater erwiederte dann der Bischof von Arras: man müsse Gott nicht weiter versuchen, nicht immer Wunder erwarten: würde man einen Anfall auf Wittenberg machen, so könne man leicht die besten Leute und überdies die Reputation verlieren, durch die man jetzt stark sei: wie viel besser, wenn man dem Gefangenen die Todesstrafe in ewiges Gefängniß verwandle, und ihn dafür verpflichte, seine Festungen, zunächst Wittenberg, überliefern zu lassen, und wenn man dann, ehe noch die Wirkung des vorigen Sieges erkaltet sei, den Krieg so rasch wie möglich zu Ende zu führen trachte [2]). Diesen politischen Be-

1) Müllers sächsische Annales 106. Faletus. Besonders Roger Ascham. Doch variiren die Angaben.

2) Bavé à la reine Marie 21. Mai: l'évêque d'Arras à la reine 20. Mai. Von dem Beichtvater sagt Bave: Le personnaige — — a fait tout ce qu'en luy a été pour faire mourir ledit prisonnier, et en avoit gaigné deux à sa part, mais Messieurs le duc d'Arras et Alve y on été contraires — —. Die Abschrift der Wittenberger Capitulation im Berliner Archiv wird mit den Worten eingeleitet: „Als der gewesene Churfürst — gefangen und fürgestanden, das derselbige an Leib und Leben gestraft werden sollte, aber u. g. H. d. Chf. von Brandenburg sich in den sachen bei kf. Mt. hochlichen bemühet, in uf wege eines vertrags zu richten, und solche straffe abzuwenden".

trachtungen gesellte sich auch Alba zu. Der Bischof von Arras ward beauftragt, mit dem Gefangenen zu unterhandeln.

Die erste Bedingung, welche er vorschlug, war, daß sich Johann Friedrich den Beschlüssen des Conciliums, überhaupt den Anordnungen des Kaisers in Bezug auf die Religion unterwerfen solle. Diese Anmuthung aber wies derselbe unbedingt zurück: keine Gefahr Leibes und Lebens werde ihn jemals dazu vermögen. Der Bischof fand ihn so hitzig und eifrig, wie er je einen Mann gesehen.

Bei weitem nachgiebiger zeigte er sich in den weltlichen Angelegenheiten. Der Kaiser hielt die Idee fest, daß Johann Friedrich die Chur und alle seine Lehen verwirkt habe. Endlich unterwarf sich dieser den hierauf gegründeten Verabredungen zwischen dem Kaiser, dem König und Herzog Moritz. Jedoch ward Moritz verpflichtet, den Söhnen Johann Friedrichs ein Einkommen von 50000 Gulden zu lassen. Die Aemter, aus welchen dies aufgebracht werden und die zu dem Ende überhaupt dieser Linie verbleiben sollten, wurden sogleich namentlich bestimmt.

Für den Augenblick war das Wichtigste, daß Johann Friedrich in die Ueberlieferung seiner Festungen willigte.

Zwar zweifelten die Wittenberger, ob sie sich nicht lieber bis auf den letzten Mann wehren sollten, und fragten darüber ihren Pfarrer Bugenhagen. Der rieth ihnen, den gefangenen Fürsten selbst zu Rathe zu ziehen: „denn seine Gnade“, sagt er, „hat uns lieb, S. Gn. wird uns nichts Schädliches rathen“. Johann Friedrich rieth ihnen, sich zu ergeben.

Hierauf zog eine kaiserliche deutsche Besatzung in Wittenberg ein, und der Kaiser konnte nun seine ganze Aufmerksamkeit auf den zweiten Feind richten, der noch übrig war, den Landgrafen Philipp.

Unterhandlung mit Landgraf Philipp.

Nach dem mißlungenen Ingolstädter Zug, von Geld entblößt, auf allen Seiten von Feinden bedroht, war Philipp in eine gereizte, wilde Stimmung gerathen. Am härtesten berührte ihn, daß er seines Landadels nicht sicher war. Beim Eintritt in eins seiner Schlösser soll er zu verstehen gegeben haben, man denke ihn wohl daselbst gefangen zu halten; auf der Jagd kam es ihm vor, als sei er selber das Wild, das man jage. Bei alle dem fuhr man am kaiserlichen Hofe fort, die Thätigkeit zu fürchten, die er einst bewiesen. Vom

ersten Augenblick faßte der Kaiser den Gedanken, sich entweder seiner Person zu bemächtigen — schon im Februar hoffte er durch die Unterhandlungen, die Moritz begonnen, dahin zu gelangen[1]), — oder ihn doch aus seinem Lande zu verjagen. Das Glück der Mühlberger Schlacht bestärkte ihn in der ersten Absicht. Als Meister Lucas Cranach den Kaiser, den er in der Jugend gemalt und der ihn sehr gnädig empfing, im Lager vor Wittenberg um Gnade für seinen gefangenen Herrn bat, ließ sich Carl vernehmen, an dem liege nicht so viel: wenn er nur den Andern auch hätte! Auch dazu knüpfte sich ihm hier noch im Lager vor Wittenberg eine Gelegenheit an, die er lebhaft ergriff, aber auf eine Weise, von der man noch immer nicht genau weiß, was man dazu sagen soll.

Wir haben jetzt authentische Documente der verschiedensten Art: die Correspondenz der beiden vermittelnden Fürsten, Joachims II von Brandenburg und Moritzens, mit dem Landgrafen; die diesem vorgelegten, von ihm abgeänderten Entwürfe; den Briefwechsel des Kaisers und seines Bruders in der Sache; ich habe noch eine ausführliche Relation vom kaiserlichen Hofe und ein von den vermittelnden Fürsten zu Halle aufgenommenes Actenstück benutzen können: bei alle dem bleiben noch einige Dunkelheiten übrig, namentlich eine, deren ich sogleich gedenken werde.

Nach mancherlei frühern Unterhandlungen war noch zur Zeit jenes Lagers vor Wittenberg eine Zusammenkunft zwischen Philipp und Moritz zu Leipzig gehalten worden, wo sich aber Alles zerschlug. Der Kaiser forderte Ueberlieferung aller Festungen, Ergebung in Gnade und Ungnade: eben seine Festungen, in denen er seine Sicherheit auch gegen die eignen Vasallen sah, wünschte Landgraf Philipp vor allem zu behaupten. Er soll gesagt haben, ehe man ihm sie nehme, möge man ihn lieber gleich todtschlagen wie einen tollen Hund. Er wollte nur eine und die andre auf bestimmte Zeit einräumen und vor allen Dingen wissen, bis wie weit sich die Ungnade erstrecken werde, der er sich unterwerfen solle.

Die amtliche Relation versichert nun[2]), der Kaiser habe den vermittelnden Fürsten gesagt, er könne dem Landgrafen nicht trauen,

1) 9. Febr. au roy Ferdinand. Von seiner Annäherung sagt er: lequel presseroit tant plus pour le moings la conclusion de la practique, qu'il a mehu par le duc Mauris, par laquelle me pourroye asseurer de sa personne.

2) Eine Schrift, betitelt: Touchant la prinse du Landgrave, im Brüsseler Archiv.

er müsse ihn persönlich in seiner Gewalt haben; auf deren Einwendung, daß ein Fürst, der sich selbst überliefere, unmöglich auf gleichem Fuß mit demjenigen behandelt werden könne, der mit den Waffen in der Hand gefangen worden sei, habe er erwiedert: auch der Landgraf, der jetzt zugleich von der Wetterau, von Nassau, durch einen Heerhaufen unter Büren, und durch die aus Sachsen anrückende Kriegsmacht bedroht werde, weiche nur der Gewalt. Nach mancherlei Hin- und Herreden hätten sich dann die Churfürsten wirklich mit der Versicherung begnügt, daß sich die Ungnade, der sich der Landgraf unterwerfe, nicht auf Leibesstrafe noch auf ewiges Gefängniß erstrecken solle.

Es ist unleugbar, daß die beiden Fürsten diese Concession gemacht haben: die Eingabe ist jetzt gedruckt, über welche dem Kaiser vorgetragen worden ist, und welche die Worte auf das Deutlichste enthält[1]). Der Kaiser hat es immer behauptet, sie haben es nicht allein nicht geleugnet, sondern sogar förmlich anerkannt. Sie mochten wohl noch etwas gewonnen zu haben glauben, wenn der Kaiser dadurch versprach, den Landgrafen besser zu behandeln als den Churfürsten, der wirklich zu ewigem Gefängniß verurtheilt worden war.

Trotz alle dem, denn sie blieben mit dem Landgrafen in unaufhörlicher Verbindung, schickten sie demselben bald darauf den Entwurf einer Capitulation zu, in der hiervon kein Wort stand, mit der Versicherung, er solle über die Artikel derselben weder an Leib noch Gut, auch nicht mit Schmälerung seines Landes oder mit Gefängniß beschwert werden. Wie dies möglich war, darin eben liegt der Knoten unserer Frage.

Der Grund war nach den Erklärungen der Fürsten dieser, daß man kaiserlicher Seits nicht wieder auf jene Bestimmung zurückkam, sondern sich zu dem Vorschlag einer Capitulation solcher Art verstand, daß sich darnach eher alles andere als Gefangennehmung vermuthen ließ.

Dieser Capitulation zufolge sollte der Landgraf sich allerdings auf Gnade und Ungnade ergeben und einen Fußfall thun, aber es ward ihm Verzeihung verheißen, für die er sich dankbar zu erzeigen habe: — er sollte allen Bündnissen absagen: die Feinde des Kaisers weder dieser Zeit noch künftig in seinem Lande dulden: diejenigen

1) Bei Bucholtz IX, 423: ne tournera a paine corporelle ou perpetuel emprisonnement. Die deutsche Redaction bei Riederer ein wenig abweichend.

von seinen Unterthanen, die noch wider denselben dienen möchten, dergestalt abfordern, daß sie binnen vierzehn Tagen abziehen: alle seine Festungen bis auf eine schleifen, alles sein Geschütz herausgeben, sowie alle Gefangenen, auch den Herzog Heinrich, und demselben sein Land wieder einantworten. Im Fall der Landgraf dieser Verwilligung nicht nachkomme, versprachen die beiden Churfürsten und sein Eidam, der Pfalzgraf von Zweibrücken, ihn dazu zu zwingen.

Daß nun hiebei jene Concession eines auch nur einstweiligen Gefängnisses im Sinne behalten sein könne, glaubten die Churfürsten um so weniger, da so viele von diesen Artikeln die Voraussetzung enthielten, daß der Landgraf frei bleibe[1]). Ueberdies hatten sie schon mit König Ferdinand vor seiner Abreise aus dem Lager über die Nothwendigkeit verhandelt, dem Landgrafen sicheres Geleit zuzusagen; der hatte denn die Vergleitung zwar selbst nicht übernehmen mögen, aber sie ihnen gestattet. Genug, sie trugen kein Bedenken, dem Landgrafen, als er die Capitulation annahm und sich entschloß, ins Lager zu kommen, ihr „frei, sicher, ehrlich, ungefährlich Geleit, ab und zu, bis wieder in seinen Gewahrsam" zuzuschreiben: ja sie verpflichteten sich, wenn ihm irgend eine Beschwerde zugefügt werden sollte, außer dem was in den Artikeln verzeichnet sei, so würden sie sich auf seiner Kinder Erfordern persönlich einstellen.

Unter der Voraussetzung der Freiheit war nun der dem Landgrafen vorgeschlagene Vertrag noch günstig genug. Worauf alles ankam, die Integrität seines Landes, ganz anders als dem armen Johann Friedrich, war ihm gesichert. Er forderte zwar noch einige Abänderungen, die aber, wie er mit Recht sagte, nichts Wesentliches berührten, auch nach neuen Erwägungen größtentheils angenommen und vom Kaiser genehmigt wurden. Dabei kam noch ausdrücklich vor, daß der Landgraf nicht über fünf oder sechs Tage aufgehalten zu werden gedenke; der Bischof von Arras wandte nichts dagegen ein: bei der definitiven Einladung in das kaiserliche Feldlager, das in diesen Tagen nach Halle verlegt worden war, mußte das Geleit erneuert werden, und auch davon war bei dem Bischof die Rede: er ließ es ruhig geschehen.

1) Dies ist das vornehmste Moment, das aus dem „Actum zu Halle" (vgl. Bd. VI) hervorgeht. Die Churfürsten erklären, „das ires teils in deme der mißverstand, das sie nicht geachtet, weill des landgrafen erste artikel gar abgeschlagen und in dem andern von keinem gefenknus gesetzt, das des gefengknus halb einige fhare."

Es bleibt immer schwer einzusehn, wie so die Fürsten jene ihre erste Eingabe ganz aus der Acht ließen: aber durch so viel andere Festsetzungen hielten sie sich für vollkommen gesichert gegen die Ausführung derselben. Der Kaiser hatte dem Landgrafen versprochen, ihm unmittelbar nach der Abbitte eine Urkunde der Versöhnung, einen Sühnebrief zu geben; zu vermuthen, daß er ihn dennoch festhalten werde, schien eine Art von Beleidigung zu sein. Als die beiden Fürsten nach Naumburg reiten wollten, um den Landgrafen nach Halle abzuholen, fragten sie noch einmal bei dem Kaiser an, ob es sein Ernst sei, den Landgrafen nicht über die abgeredete Capitulation zu beschweren. Der Kaiser erwiderte fast ungehalten, es sei seine Sitte nicht, Jemand gegen die Abrede zu beschweren[1]).

Daß der Kaiser den Irrthum der Churfürsten kannte, scheint mir ganz unleugbar. In denselben Tagen, am 15. Juni, meldete er seinem Bruder, daß er den Landgrafen gefangen zu halten denke, wenn auch nur auf eine kleine Zeit. Er meint, die Churfürsten würden ihm das nicht übelnehmen können, da er der Versicherung, die in jenen Artikeln enthalten sei, nicht entgegenhandle[2]). Er wußte demnach sehr gut, daß sie es nicht erwarteten: wie hätte er sonst fürchten können, sie würden es übelnehmen? Allein im Besitze jener ersten Eingabe fühlte er sich in seinem Recht. Seine Gewohnheit war nicht, um des Mißfallens willen, das ein deutscher Fürst empfinden könne, einen Gedanken aufzugeben, welchen er so lange gehegt, auf dessen Ausführung er so viel Werth legte. Nichts schmeichelte mehr seinem Selbstgefühl, als die alten Gegner, die ihm alle die Jahre daher furchtbar gewesen und ihm nicht selten ihren Willen aufgedrungen, endlich beide in seine Hände zu bekommen. Noch an diesem Tage empfing er ein Schreiben seines Bruders, der ihn darauf aufmerksam machte, daß sich der Landgraf nicht gutwillig zu irgend einer Art von Gefangenschaft verstehn, er, der Kaiser, dagegen leicht das Mißvergnügen der Churfürsten reizen und ihn selbst zur Verzweiflung bringen könne[3]). Aber Carl machte die Betrach-

1) Vortrag Moritzens bei seinen Landständen, Hortleder II, v, 1. Ich glaube da erst die rechte Lesart hergestellt zu haben.

2) Bei Bucholtz IX, 427: Me deliberant de quand il se viendra rendre le faire retenir prisonnier; dont lesdits electeurs ne se pourront resentir, puisque je ne contreviendray a l'asseurance que j'ay donné parlant de prison avec laddition de perpetuelle.

3) Leitmeritz 17. Juni. Et pour ce (wenn man nemlich anders als mit der Gefangennehmung zu Werke gehe) ne se donneroit occasion de sentiment aux princes electeurs.

tung, wenn er den Landgrafen festhalte, so könne er demselben ein ander Mal Gnade angedeihen lassen: dagegen ihn festzuhalten, wenn man ihn jetzt begnadige, dazu werde sich die Gelegenheit niemals wieder finden. — Er wollte seine Beute nicht fahren lassen. Mit dem Gefühl eines glücklichen Jägers sah er den Landgrafen in das Netz gehn. Man hatte ihn nie vergnügter gesehen, als an dem Tage dieses Fußfalls[1]).

Es war am 19. Juni, Nachmittags 4 Uhr, auf dem neuen Bau, der sogenannten Residenz zu Halle, als diese Ceremonie vollzogen wurde. Ein mit Goldstoff bedeckter Thron, unter einem Baldachin, war aufgerichtet, ein großer Teppich davor ausgebreitet; der Kaiser hatte schon Platz genommen, als der Landgraf, der diesen ganzen Tag über einige Nebenpunkte der Capitulation mit den kaiserlichen Räthen hatte verhandeln müssen, noch auf sich warten ließ. Endlich stiegen die Fürsten im Hofe von ihren Pferden: der Landgraf erschien zwischen den beiden Churfürsten in schwarzsammtnem Ueberkleid, unter welchem man eine querübergehende rothe Feldbinde wahrnahm — roth war die Farbe von Oestreich —: er schien sehr wohlgemuth, sprach mit seinen Begleitern, und man bemerkte, daß er lächle. So kniete er vor dem Teppich auf dem Estrich des Saales nieder, neben ihm sein Canzler Günterrode. Günterrode verlas die Abbitte; der kaiserliche Canzler die Antwort, von der man im Getümmel nicht alle einzelnen Worte auffassen konnte: doch enthielt sie allerdings die Formel, der Kaiser wolle den Landgrafen über die getroffene Abrede nicht mit ewigem Gefängniß und Confiscation seiner Güter heimsuchen. Günterrode erwiederte mit einer Danksagung. Hiemit glaubte der Landgraf seiner Pflicht Genüge gethan zu haben. Als der Kaiser einen Augenblick zögerte zu winken, stand Philipp, ungeheißen, von selbst auf. Der Kaiser pflegte sonst den Versöhnten die Hand zu reichen: dies Mal unterließ er das. Aber wer hätte daraus auf Gefahr schließen sollen? Ohne Arg folgten die beiden Churfürsten mit ihrem Gaste, dem Landgrafen, einer Einladung des Herzogs von Alba zum Abendessen aufs Schloß.

Hier aber trat nun die völlige Entwickelung dieses Ereignisses hervor. Nach dem Essen, indem man sich in verschiedene Gruppen

2) Rossecuer v. St. Hilaire (Histoire d'Espagne Bd. VII, 566) bezeichnet das Verfahren des Kaisers auch nach Ansicht der Actenstücke bei Bucholtz schlechtweg als Betrug; Andere finden sein Verfahren gerechtfertigt. Bei dem Urtheil wird immer etwas Individuelles eingreifen.

zum Spiel vertheilte, bemerkte der Herzog den beiden Churfürsten, Landgraf Philipp werde diese Nacht bei ihm auf dem Schloß bleiben müssen. Die Fürsten, betroffen und erstaunt, erhoben die dringendsten Vorstellungen dagegen; Moritz wollte sich von seinem Schwiegervater schlechterdings nicht trennen lassen. Keine Einwendungen aber vermochten hier eine Aenderung hervorzubringen, und schon war es zu spät am Abend, um den Kaiser noch darüber zu sprechen. Wollte Moritz sich nicht allein entfernen, so konnte er, wie er that, mit auf dem Schloß bleiben. Genug, Philipp blieb und ward als Gefangener behandelt.

Ein nicht ungewöhnliches Verfahren der Spanier. So hatte sich einst Gonsalvo de Cordova des Cesare Borgia bemächtigt. So hat Alba selbst später Egmont und Horn in seine Gewalt gebracht.

Daran ist zwar nicht zu denken, daß jene Erzählung, nach welcher in der Urkunde die Wörter „einig" und „ewig" gewechselt sein sollen, wie sie lautet, richtig wäre: die Sache, im Ganzen angesehen, ist sie aber doch so irrig nicht[1]).

Den andern Tag kam es nun zu heftigen Erörterungen zwischen den beiden Fürsten und den kaiserlichen Räthen. Die letztern beschwerten sich sogar selbst über den Trotz, den Moritz am vorigen Abend gezeigt habe, über den schlechten Ruf, den man dem Kaiser mache, indem man zu verstehn gebe, er thue etwas, was ihm vermöge der Uebereinkunft nicht gebühre; sie zogen die Artikel hervor, auf welche er sein Verfahren begründete, und forderten das Geständniß, daß er befugt gewesen, so zu handeln, wie er gehandelt. Durch die Urkunde gedrängt, konnten das die Fürsten am Ende nicht ableugnen; aber sie betheuerten, daß sie dieselbe für längst beseitigt gehalten: in ihnen sei keine Ahnung davon aufgekommen, daß der Landgraf gefangen gehalten werden könne; indem sie an die Zu-

1) Mocenigo giebt gleichsam ein erstes Stadium der Erzählung, wenn er von dem Bischof von Arras sagt: E fama che la profession sua sia di negociare piu tosto astutamente che realmente; molti giudicano che per arte sua sia ingannato Landgravio, imperoche lui che ha la lingua tedescha maneggiò quella pratica con li doi elettori et usò seco sopra l'assecurar esso Landgravio parole equivoche, onde non essendo in tal assecuratione seguita scrittura, dopo ritenuto esso Landgravio esso Mons^r d'Arras ha voluto mantenere, che Cesare havea ben promesso non li dar prigion perpetua, ma non di lassarlo libero. Es trifft ziemlich, daß sich die Churfürsten eine schriftliche Zusicherung der Zusage, auf die sie trauten, als sie den Landgrafen einluden, hätten geben lassen sollen.

sage erinnerten, die sie ihm gegeben, flehten sie den Kaiser an, wenn sie oder ihre Vorfahren jemals etwas gethan, woran er Gefallen gehabt, wenn er je gedacht, ihnen eine Gnade zuzuwenden, so möge es diese sein: er möge sie nicht in diesem Unruhm stecken lassen. Hierauf versprach ihnen der Kaiser, sobald sich zeige, daß man landgräflicher Seits mit Ernst zur Ausführung der Capitulation schreite, wolle er ihnen auf weiteres Ansuchen so antworten, daß sie zufrieden sein sollten. Die Churfürsten sahen, daß nicht weiter zu kommen war, und verließen das kaiserliche Hoflager. Höchlich zufrieden führte der Kaiser seine beiden Gefangenen mit sich fort. Die Gefangennehmung des Landgrafen diente ihm auch noch dazu, daß man in Hessen nun um so rascher daran ging, die versprochenen Geldsummen zu zahlen, die Festungen zu brechen, das Geschütz auszuliefern.

Und so war denn ein Feldzug, den man anfangs für gefährlich halten mußte, auf das Glücklichste beendigt.

Mit dem Oberhaupte, das die Waffen zuletzt in den Händen gehabt, war auch das andre, das sie vielleicht noch einmal würde haben erheben können, in die Gewalt des Kaisers gerathen.

Betrachten wir noch, wie dies Schicksal nun auch auf die zurückwirken mußte, die mit demselben in Verbindung gestanden.

Unterwerfung von Böhmen.

Noch in dem Augenblicke, als der Kaiser und König gegen Johann Friedrich vorrückten, hatten die Böhmen in Antrag gebracht, der Kaiser möge dem Churfürsten verzeihen und die ganze Macht des versammelten christlichen Volkes wider den Erbfeind führen[1]).

Eben gegen sie selbst aber richtete sich nun die im Felde wider den Churfürsten siegreich gebliebene Kriegsgewalt.

Sowie die Hauptsache bei Wittenberg entschieden war, wandte sich Ferdinand mit leichter und schwerer Reiterei und einem starken Feldgeschütz, das ihm sein Bruder überlassen, nach seinem Königreich. Herzog August von Sachsen führte ihm 1000 Pferde und 20 Fähnlein Knechte herbei; von allen andern benachbarten Fürsten, Baiern, Pfalz, Brandenburg ward Hülfe erwartet; man sprach von der Ankunft spanischer Büchsenschützen und 8000 neugeworbener Husaren.

1) Aus ihrer Instruction an ihre Ges. Bucholtz VI, 397.

So gerüstet und vorbereitet erschien der König am 3. Juni in Leitmeritz[1]).

Die Meinung Ferdinands war weniger, Krieg zu beginnen, als vielmehr den Eindruck des allgemeinen Erfolgs durch Furcht vor den eigenen Waffen zu verstärken und seine Gegner durch Abfall in ihren Reihen zu vernichten. Und sehr gut kannte er seine Leute. Auf sein Mandat, daß sich jeder, der auf Verzeihung hoffen wolle, bei ihm in Leitmeritz einfinden möge, traten über 200 Edelleute, die sich bisher zu den Ständen gehalten, zu ihm über; auch einige Städte sandten Deputirte.

Mit Einem Schlag war das Bündniß gesprengt, das ihm die Krone hatte streitig machen wollen. Es kam nur noch darauf an, daß er sich auch des Mittelpunktes und Heerdes der Bewegung, der Stadt Prag, bemächtigte.

Er begann damit, das Schloß besetzen zu lassen. Am 2. Juni erschien er dann selber dort, worauf auch die Kleinseite und die Brücke genommen wurden.

Noch wollte die Stadt, von dem umwohnenden Landvolk verstärkt, sich nicht fügen. Am 6. Juli, dem Johann-Hussens-Tag, ließ sie noch ein Schreiben in die Kreise ergehn, sie gegen den Ueberdrang des königlichen Kriegsvolks um Hülfe und Zuzug zu ersuchen. Noch schien sie entschlossen sich zu wehren.

Allein schon war der König Herr im Felde. Eine Schaar von Kreistruppen, die doch wirklich heranzog, ward von den Husaren zersprengt und vernichtet. Nicht die Stadt erhielt Hülfe, wohl aber der König: am 7. Juli zog der Marquis von Marignano mit acht Fähnlein Landsknechte auf der Kleinseite ein.

Hierauf drang auch in Prag die Stimme der Unterwerfung durch. An demselben siebenten beschloß die Stadt, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wie es so viele deutsche Städte, so mächtige Fürsten und noch zuletzt der Landgraf von Hessen gethan habe.

Jetzt erlebte nun auch Ferdinand einen jener Acte der Demüthigung, wie sie seinem Bruder so häufig zu Theil geworden.

Am 8. Juli hielt Ferdinand auf dem großen Saale des Hradschin feierliche Sitzung: zur Rechten saß ihm sein Sohn Ferdinand,

1) Die Ulmer Gesandten, 8. Juni Leitmeritz: „Der Allmechtig verleihe seine Gnad, damit Blutvergießen und der Armen Verderben fürkommen werde.“

zur Linken Herzog August von Sachsen; eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Herren waren zugegen.

Vor dieser Versammlung erschienen die Primaten, Bürgermeister, Räthe, geschwornen Aeltesten der drei Städte, und ein Ausschuß aus ihren Gemeinen, 100 aus der Altstadt, 100 aus der Neustadt und 40 von der Kleinseite.

Der König ließ ihnen in böhmischer Sprache verlesen, was sie während des letzten Krieges gegen ihn verbrochen; zu besonderem Vorwurf machte er ihnen ihr jüngstes Schreiben: darüber wolle er sich „mit rechtlichem Erkenntniß gebührlich und rechtlich" verhalten, und zunächst hören, wie sie sich verantworten würden.

Hierauf fielen sämmtliche Erschienene wie Ein Mann auf die Kniee und erklärten, sie seien nicht gekommen, mit ihrem König und einigem Herrn zu rechten: sondern sich in seine Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie baten die umsitzenden Fürsten und Herren, ihre Fürbitte einzulegen, damit ihnen Verzeihung zu Theil werde.

Erzherzog Ferdinand und Herzog August erhoben sich einer nach dem andern von ihren Sitzen und baten den König um die Annahme dieser Unterwerfung; desgleichen auf einmal sich erhebend die sämmtlichen übrigen umsitzenden Herren [1]).

Hierauf ließ der König die Erschienenen in zwei nahe Gewölbe abtreten und mit bewaffneter Hand bewachen; nachdem er sich dann vor allem durch seine Boten erst in der Stadt hatte erkundigen lassen, ob die Bürgerschaft auch wirklich gesinnt sei wie ihre Obern und Vertreter, eröffnete er, unter welchen Bedingungen er Verzeihung gewähren wolle.

Fürwahr, leicht waren sie nicht. Nicht allein sollte die Stadt ihre Bündnisse aufgeben, ihr Geschütz ausliefern, sondern sie sollte auch auf alle ihre Privilegien, alle Herrschaften und Landschaften, die sie besitze, alle Zölle und Maute, die sie ziehe, Verzicht leisten, und sich der Ordnung, die der König hierin treffen werde, ohne weiteres unterwerfen.

Und selbst dieser strenge Spruch genügte dem König noch nicht. Er behielt sich ausdrücklich vor, alle Privatpersonen, die an dem Aufruhr Theil gehabt, an Leib und Leben zu strafen. Nur einen Theil der Gefangenen entließ er, auch nachdem die Bedingungen der Unterwerfung angenommen worden, die übrigen behielt er zu weiterer Bestrafung zurück.

1) Schreiben der Ulmer Gesandten 19. Juli.

Dieselben Urtheile ergingen über die andern Städte. Sie verloren sämmtlich ihre Güter und Privilegien; die Schuldigsten wurden besonderer Bestrafung vorbehalten. Von Böhmen schritt das Gericht in gleicher Weise nach den Lausitzen vorwärts. Die Herren und Ritter, die sich mit den Städten verbündet und noch nicht übergegetreten, mußten sich ebenfalls auf Gnade und Ungnade ergeben, und verloren dann ihre Güter, oder sahen sich genöthigt, was sie sonst frei besessen, jetzt von dem König zu Lehen zu nehmen.

Und hierauf erst ward wieder ein Landtag gehalten (August 1547). Er ward mit einigen Hinrichtungen eröffnet: körperliche Züchtigungen der Gefangengehaltenen folgten: das Schrecklichste war das Gefängniß selbst gewesen. Die Stände bestätigten die neue Ordnung der Dinge. Die königliche Gewalt schien zu einer Uebermacht auf immer gelangt zu sein.

So unermeßliche Folgen für alle Gebiete der böhmischen Krone hatte die Niederlage von Johann Friedrich.

Daß man sich hatte verbünden wollen und doch nicht wirklich verbunden hatte, diente zum gemeinschaftlichen Ruin.

Widerstand in Niedersachsen.

Von allen, die mit Johann Friedrich verbündet gewesen, waren hierauf nur noch die niedersächsischen Städte übrig, die einzigen, die von Anfang bis Ende einen standhaften Entschluß und festen Willen bewiesen.

Als jenes Kriegsvolk unter Gröningen und Wrisberg vor Bremen erschien, beschlossen Bürgermeister und Rath, mit den Mordbrennern und Bösewichtern, die vor ihren Mauern angekommen, sich in keinerlei Unterhandlung einzulassen: nach sechswöchentlicher Belagerung war Wrisberg genöthigt sich zurückzuziehen.

Eine ernstlichere Gefahr trat ein, als Herzog Erich, der, wie er sich ausdrückte, den Auftrag empfangen, „die Stadt Bremen in kaiserl. Maj. Gnad und Ungnad einzufördern“, wohlgerüstet und mit Wrisberg vereinigt am 20. April vor der Stadt erschien. Wrisberg lagerte sich bei Harstede an dem linken, Erich an dem rechten Weserufer auf dem neuen Lande, „mit vielem großen Geschütz“, sagt die Chronik, „unzähligen Reiterhaufen und Landsknechten, grimmig wie ein Löwe.“ Sehr drohend lauteten auch die Aufforderungen des Herzogs. Als kais. Maj. oberster Feldhauptmann sei er abge-

fertigt, kais. Maj. Feinde und Widerwärtige mit Feuer und Schwert heimzusuchen; er fordere jetzt die Stadt auf kais. Maj. Gnad und Ungnad ernstlich auf: würde sie in ihrem Ungehorsam verharren, so werde er nach seines Amts Gebühr Feuer und Schwert nicht sparen, „so viel Gott Gnade giebt[1]"). Man schätzte das Heer auf 29000 M. und in seinem Schreiben erklärte der Herzog, daß er noch Verstärkung erwarte. Im Lager rühmten sich seine Leute, der Kaiser habe ihnen Bremen geschenkt mit allem, was darin sei: das wollten sie auch zur Beute haben oder darüber sterben.

Johann Friedrich hatte oft gesagt, wenn auch alle anderen Städte abfallen sollten, Bremen werde festhalten; er hatte daran gedacht, wenn Magdeburg sich nicht behaupten lasse, nach Bremen zurückzugehn. Ganz so waren Gemeinde und Rath denn auch gesinnt: sie gelobten einander, sich nicht zu unterwerfen, bis nicht der unterste Stein zu oberst gekommen. Die glückliche Vertheidigung der letzten Monate hatte ihnen neuen Muth gemacht. Auch war die Stadt auf das Beste befestigt. Ringsum waren doppelte Stakete aufgerichtet, an den Gräben viele tausend Pfähle in die Erde gegraben: auf allen Wehren und Brustwehren, die man in guten Stand gesetzt, waren Steine und große Mastbäume und Theerkränze angesammelt, um die Feinde zu empfangen. Nach Verlust der eignen Schiffe hatte man den befreundeten Nachbarn zu Hamburg die Beschützung der Weser anvertraut.

Wir können nun hier nicht die Ereignisse der Belagerung aufzählen, wie man Schanzen nahm und verlor, bald vor dem einen, bald vor dem andern Thore Scharmützel lieferte, dann wieder, fast im Style der ältesten Zeit, auf ein paar Tage Stillstand schloß, um die Todten auf beiden Seiten zu beerdigen, oder Sprache hielt, um die Gefangenen auszuwechseln. Erich machte einmal den Versuch, die Weser von den Mauern wegzuleiten, der ihm natürlich mißlang, so viele tausend Bauern er auch dazu herbeigetrieben. Auch sein Geschütz wirkte nicht so entschieden, daß er einen Sturm hätte wagen können.

Obwohl er im Uebergewicht war und das Land weit und breit beherrschte, so konnte er doch nicht verhindern, daß nicht noch Hülfe nach Bremen hinein gekommen wäre. So war er denn in der That noch weit vom Ziele, als Nachrichten einliefen, welche ihn die Belagerung aufzuheben nöthigten.

1) Mittwoch nach Quasimodogeniti. (Arch. zu Bremen.)

Noch im Anfang April nemlich war eine neue Vereinigung der niedersächsischen Städte, Magdeburg, Braunschweig, Hamburg und Bremen zu Stande gekommen[1]: mit dem Gelde, das sie aufbrachten, hatten, wie oben berührt, Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld eine Schaar Reiter und Landsknechte ins Feld gestellt, zu denen sich nach der Niederlage Johann Friedrichs die von diesem getrennten Haufen unter Thumshirn und Planitz gesellten: und so war es eine ganz stattliche Schaar, die sich gegen die Mitte des Mai zuerst nach dem Lande des Herzog Erich warf, um da die Feindseligkeiten, die er so unerwartet begonnen, durch Brandschatzungen zu rächen, und dann die Weser abwärts vorrückte, um ihn in seinem Lager vor Bremen aufzusuchen. Natürlich trug Erich Bedenken, sich da finden zu lassen: am 22. Mai hob er die Belagerung auf — früh am Morgen sah man die beiden Lager vor Bremen, die Brücke, die zwischen denselben gebaut worden, sowie alle Häuser und Scheunen der Landbewohner umher in Brand gesteckt — und nahm seinen Weg nach der Grafschaft Hoya. Oldenburg und Mansfeld wußten nicht viel von dem Herzog, noch dieser von ihnen, als ihre Vorposten am 23. in der Gegend von Drakenborg plötzlich aufeinanderstießen. Der Herzog nahm eine feste Stellung auf dem Köpelsberge bei Drakenborg, wo er Wrisberg, der einen andern Weg eingeschlagen, zu erwarten dachte: er zweifelte nicht, daß er siegen werde, wie die Kaiserlichen allenthalben: seine trotzige Losung war: hilf Gott und laßt nicht leben. Auch auf das gräflich-städtische Heer machte es Eindruck, als sie ihren Feind so stattlich gerüstet, in seinem Vortheile vor sich stehn sahen. Ist es aber nicht, als müßten die Norddeutschen erst ein großes Mißgeschick erleben, um sich der tiefern Antriebe ihres geistigen Lebens vollkommen bewußt zu werden? Dieser Haufe, der einzige, der die protestantischen Fahnen noch aufrecht erhielt, war auch der erste, der von dem Gefühle der Sache, die er verfocht, durchdrungen war. Die Prediger und Obersten erinnerten die Leute, daß sie in Vertheidigung des göttlichen Namens und Wortes begriffen seien, welches Papst, Kaiser und der vor ihnen liegende Haufe dämpfen wolle. Alles Volk fiel dreimal in die Kniee, um Gott, den einigen Nothhelfer, um seinen Beistand zu bitten: zwei Psalmen wurden gesungen; dann mit dem Geschrei „Gott sei mit uns" stürzten sie gegen die

1) Vgl. Spangenbergs Mansfeldische Chronik, Cap. 381, nach welcher Graf Albrecht Mansfeld erst am 14. April verließ.

Anhöhe, auf welcher der Feind sich aufgestellt. Der ließ sein Geschütz abfeuern, das jedoch zu hoch ging und keinen Schaden that; ehe es zum zweiten Male geladen worden, war er schon von allen Seiten angegriffen, geworfen und zur Flucht genöthigt. Ein Theil des Heeres entkam mit dem Herzog glücklich durch eine Furt der Weser; allein „mancher feine Held", sagt die Chronik, „kam um, beides im Wasser und auf dem Sande": man zählte vierthalbtausend Todte und über dritthalbtausend Gefangene; die Rüstwagen und alles Geschütz fielen in die Hände der Sieger. Während man schlug, war auch Wrisberg in die Nähe gekommen: doch begnügte er sich das wenig bewachte Gepäck anzufallen und die Kriegskasse mit sich fortzunehmen. Die Grafen hielten der Sitte gemäß auf der Wahlstatt und nahmen dann ihren Weg nach Bremen. Hier wenigstens konnte man Pfingsten mit Freuden begehen. Die großen Stücke, mit denen die Mauern hatten gebrochen werden sollen, wurden auf dem Domhof aufgefahren[1]). Hierauf brachte die Stadt einige neue Fähnlein zusammen, mit denen sie die Stifter Bremen und Verden ohne viel Mühe einnahm. Sie überließen dieselben zunächst dem Grafen Albrecht, der sich damit für den Verlust seiner Häuser Mansfeld und Heldrungen trösten mußte, die der Kaiser erobert hatte. Glück genug, daß noch Landstriche übrig waren, wo das protestantische Princip auch in den Waffen die Oberhand behauptete!

Anfangs hatte der Kaiser die Absicht gehabt, auch diese niederdeutschen Gegenden heimzusuchen: er war von seinem Bruder dringend ermahnt worden, sie ja nicht zu vernachlässigen; jetzt aber sah er wohl ein, daß das besonders nach dem Abzug der Ferdinandeischen Reiter ihm doch noch schwer werden und ihn tiefer verwickeln dürfte, als ihm wünschenswerth war. Die Bewegungen des übrigen Europa, vor allem sein Verhältniß zum Papst, forderten seine Anwesenheit in den obern Landen und ungetheilte Aufmerksamkeit. Er kam auf den Gedanken zurück, den er im Anfange des Jahres gehegt, zuerst die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches in Ordnung zu bringen: wozu er jetzt eine ganz andere Autorität einsetzen konnte als ehedem. Der Widerspruch des verhaßten Bundes, der ihn

1) Schene's und Renners Bremische Chroniken (MS.) sind für diese Ereignisse höchst unterrichtend und zuverlässig. Besonders die Darstellung in der ersten, die der andern zu Grunde liegt, ist naiv und anschaulich. Minder ergiebig zeigt sich ein anonymes Heft: „vom Bremischen Kriege wie sich der zugetragen aō 1547." Sie befinden sich sämmtlich im Bremischen Archiv.

15 Jahre lang gequält, war nun nicht mehr zu befürchten. Er durfte hoffen und ging unverweilt daran, ohne sich um den Widerstand der entfernteren Regionen zu bekümmern, die doch zuletzt dem Ganzen folgen zu müssen schienen, seine allgemeinen Ideen in Reich und Kirche ins Werk zu richten. Damit eröffnet sich uns eine andre Lage der allgemeinen Angelegenheiten, als die wir bisher betrachtet haben. Wir wollen damit ein neues Buch beginnen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.